

III. REZENSIONEN

Milan Zápotocký, *Streitäxte des mitteleuropäischen Äneolithikums. Quellen und Forschungen zur prähistorischen und provinziäl-römischen Archäologie*, Bd. 6. VCH Verlagsgesellschaft, Weinheim 1992. 563 Seiten, 56 Abbildungen, 157 Tafeln, 5 Karten. Preis 248,-DM.

Übersicht nahm Rez. zunächst zur Kenntnis, daß Zápotockýs Arbeitsgebiet keinesfalls – wie der Titel glauben macht – Mitteleuropa, sondern das Verbreitungsgebiet der Trichterbecherkultur (TBK) in weitester Auslegung ist. Da sich die mit der Studie erzielten Ergebnisse aber in weiten Teilen auf die Axtfunde dieses erklärtermaßen zur Hälfte nordeuropäischen Raumes stützen, erscheint der Titel unglücklich gewählt.

Die Bearbeitung hat drei Hauptteile: auswertenden Text, Material- und Abbildungsteil mit Zeichnungen der Fundstücke und Verbreitungskarten; die Gliederung des Materialteils erfolgt in vier Abschnitten: Fundlisten (S. 221–366), Typenlisten (S. 367–374), Nachweisen zu übernommenen Abbildungen und Tafeln (S. 375–376) sowie Literaturverzeichnis (S. 377–398). Die Zeichnungen der Äxte und die der wenigen geschlossenen Funde (Taf. 2–122) sind einfach gehalten, stellen jedoch unmißverständlich alle notwendigen Details dar. Leider lassen aber viele Kartierungen (Taf. 123–151) wegen zu großer Informationsfülle und schlecht gewählter Signaturen von der Lesbarkeit her zu wünschen übrig.

Die Studie beruft sich mit ihrer Gesamtbearbeitung der TBK-Äxte auf eine von S. J. De Laet 1959 formulierte Forderung, der zufolge nicht nur Regionaltypologien zu erstellen seien, sondern auch generelle Entwicklungslinien nicht aus den Augen verloren werden dürften. Problematisch erscheint jedoch, daß der Fundstoff überwiegend aus Einzelfunden besteht. Diese Tatsache, die Zápotocký „nicht daran zweifeln läßt, daß einige Fundstücke oder sogar ganze Varianten oder Typen, die ausschließlich aus Einzelfunden bestehen, vollkommen falsch klassifiziert werden könnten“, wird von ihm zu Unrecht nur an letzter Stelle bei der Aufzählung der in Verbindung mit einer Bearbeitung auftretenden Widrigkeiten genannt. Deren weitere sind: 1. hohe Formenvariabilität, 2. weite Verbreitung, 3. lange Lebensdauer (Äneolithikum bis ältere Eisenzeit), 4. polychroner Charakter der Axtformen.

Verf. unterscheidet im Entwicklungsgang der Streitäxte drei „Horizonte“, wobei Horizont II das eigentliche Arbeitsthema darstellt. Er wird in fünf *Hauptgruppen* (Flache Hammer-[F-], Knaufhammer-[K-], Rundnacken-[R-], Doppel-[D-] und Nackenkammäxte [N-Äxte]) unterteilt.

Darüber hinaus will die Studie Antworten auf Fragen geben, die die Herstellung und Funktion der Äxte betreffen, wie auch konzeptionelles zur TBK erörtern.

Angesichts der Komplexität der relativchronologischen Verhältnisse des Arbeitsgebietes erscheint das Unterkapitel „Geo-

grafischer und chronologischer Rahmen“ (S. 4f.) recht knapp gehalten. In ihm geht es a priori auch nicht um die Klärung chronologischer Fragen, sondern darum, ob das Äneolithikum im Sinne der (ehem.) tschechischen Forschung als gegenüber dem Neolithikum unabhängige Kulturepoche anzusehen sei.

Deutlich wertend werden im Kapitel „Forschungsgeschichte“ (S. 6ff.), mit besonderem Blick auf N. Åberg, die bislang zu besagter Problematik vorliegenden Ansätze diskutiert.

2595 Äxte und Axtnachweise, in 23 Fundregionen zu zwölf Hauptregionen erfaßt (Tab. 2), erhalten eine verbindliche Ansprache zur Morphologie. „Primäre (d. h. meßbare) Proportionselemente“ sowie zehn Stellen von Meßebenen (der Höhen- und Breitenmaße) werden definiert und dokumentiert. Für die nötige Informationspalette wird ein „morphologischer Code“ (S. 13 ff.) geschaffen, dessen wichtigste Kriterien in die Fundlisten (S. 223 ff.) eingehen. Indices („Indexe“) der Breite-Länge (B/L), Lage des Schaftloches (L2/L), Nackenbreite (B5/B4), Konkavität der Breitseiten (Kk) und Konvexität der Schneide (und des Nackens) (Kv) stellen ein weiteres Element der Formalisierung dar.

Für die Äxte werden so nachvollziehbare Unterscheidungsebenen geschaffen. Die größte ist die Ebene „Hauptgruppe“, gefolgt von den Einheiten „Gruppe“, „Untergruppe“ und „Typ“, wobei die Einheit „Typ“ meist nur noch durch ein einziges Merkmal festgelegt ist. Ausnahmsweise erfolgen auch Unterscheidungen in „Serien“ (vgl. S. 50 ff.; 92 ff.) als der Hauptgruppe untergeordnete Einheit. Im Falle kleinerer Stichproben wird im Klassifikationsverfahren auf die Definition bestimmter Ebenen verzichtet. Es irritiert jedoch, daß Begriffe wie „Variante“ und „Subvariante“ sowie auch die Unterscheidung nach „langen“ und „kurzen“ Äxten nicht näher definiert wurden. Sie geistern als alternative, nicht in die vorgenommene Gliederung eingegangene Bewertungen spezieller Merkmale durch den Text. Eine Erörterung erfahren sie erst später.

Die verbale Charakterisierung der fünf *Hauptgruppen* (S. 20–143) der Äxte geschieht nach einem einheitlichen Gliederungsschema. Auf „Forschungsgeschichtliches“ folgt die Definition und Aufteilung in Serien oder Gruppen und weiter in Typen. Daran schließen Betrachtungen der „Ergebnisse: Typologie, Chorologie, Chronologie und Kulturgruppenzugehörigkeit“ an. Hier zählt Zápotocký alle ihm bekannten Fundverbindungen mit Äxten auf und schafft aus den chronologisch relevanten Funden einen Datierungsansatz für die betreffenden Formen.

Die Abhandlungen der Hauptgruppen werden nur durch ein Kapitel zur gemeinsamen Betrachtung der F- und der K-Äxte unterbrochen. Auch die Beschreibung der erschlossenen, jeweils alphanumerisch und zusätzlich nach einem Fundort benannten Typen folgt einem Standardschema (Anzahl, Verbreitung, Be-

schreibung und – wenn vorhanden – Halbfabrikate). Zu jedem der fünf Kapitel gibt es eine Zusammenfassung bzw. Schlußfolgerungen.

Flache Hammeräxte (F-Äxte). 610 F-Äxte (siehe Tab. 2) werden anhand der Schmal- und Breitenquerschnitte sowie der Körpergestaltung, der Schneidenflächen, des Nackens und der Schneiden klassifiziert. Es werden vier Gruppen (FI–IV) aussondert. Bei der Diskussion der *Ergebnisse* (S. 37 ff.; Taf. 123–128) stehen jedoch die Untergruppen A–C (bzw. D; vgl. FIV) im Vordergrund der Betrachtung. FIA-Äxte sind bislang zwar nicht in geschlossenem Fundzusammenhang, aber aus stratifizierten Siedlungsmaterialien belegt. Besondere Bedeutung besitzen wegen zahlreicher Dendrodaten die Nachweise aus Feuchtbodensiedlungen der Pfynner Kultur. Als engerer Zeithorizont nennt Zápotocký: älteres Pfyn – klassisches Cortaillod.

Die Fundsituation der FIIA-Äxte mit ihrer mitteldeutschen und westpolnischen Provenienz spricht für eine Datierung in den ältesten Abschnitt der TBK, wie auch andere Fundplätze mit vergleichbaren Äxten wahrscheinlich machen.

Obwohl mit der Gruppe FIII auf eine Zugehörigkeit einiger Stücke zu den C-Äxten der EKG/SK hinzuweisen ist, belegen zwei dänische Grabfunde mit FIIIA-Äxten (Dragsholm und Krusager) unzweifelhaft auch eine Bindung dieser Form an die frühe TBK.

Noch enger ist die Untergruppe FIVA an Südkandinavien gebunden. Die zeitliche Stellung erhält nur ein Fund (Rustrup) des nichtmegolithischen FNC, mit dem FIVA-Äxte als die tendenziell jüngsten dieser Gruppe dargestellt werden.

Mit der Untergruppe B der F-Äxte erfolgt eine zusammenfassende Diskussion des Merkmals „schwalbenschwanzförmiger“ Nacken. Ihre Körperform wirkt ausgesprochen „metallisch“. Die Verbreitung wird als „schmaler Streifen vom Südosten nach dem Norden quer über das gesamte Verbreitungsgebiet der F-Äxte“ beschrieben (S. 43). Ihre zeitliche Stellung beleuchtet nur ein Fund des böhmischen Salzünde (Přepere).

Die C-Untergruppe wird bereits als unter dem Einfluß der K-Äxte stehend bewertet. Als Verbreitungsschwerpunkte ergeben sich der Raum zwischen Mecklenburg und mittlerer Elbe für die FI-II-Äxte und Inselndänemark mit Schonen für die Gruppe FIV. Sie datieren in die Zeit der jüngeren Baalberger Kultur.

Als Ergebnis extrahiert Verf.: F-Äxte entfallen auf zwei „Blöcke“ mit morphologischem und geographischem Zusammenhang (dazu Abb. 8). Der erste Block sind die Gruppen FI–II, der zweite die Gruppen FIII–IV, beide scheiden ohne größere Überschneidungen F-Äxte nördlicher Provenienz von solchen eher kontinentaler. Mit diesem Bild wendet sich Verf. gegen die Vorstellung eines einheitlichen Urhorizontes. Unter Hinweis auf die recht große Ähnlichkeit von FI- und FIII-Äxten ist diese Meinung nach Ansicht von Rez. aber zu relativieren.

Die B- und C-Untergruppen weisen unterschiedliche Verbreitungsbilder auf: Die Ausbreitung von B mit grober Nord/Süd-Provenienz wird mit einer „progressiven Innovation“ in der jüngeren Phase des älteren Äneolithikums in Zusammenhang gebracht, wogegen die C-Untergruppen wegen ihrer morphologischen Nähe zu den K-Äxten retardierte Formen darstellen sollen.

Knaufhammeräxte (K-Äxte) stellen mit 649 Exemplaren die größte beurteilte Einheit dar (dazu Abb. 12.). Die zusätzliche Aufteilung in die zwei „Serien“ a und b ergibt sich aus alternativen Formmöglichkeiten der Körperachsen: a = gekrümmt, b = gerade.

Ergebnisse (S. 66 ff.; Taf. 129–131): Die nur schwach besetzten Untergruppen B und C der KI-Äxte stellen Regionaltypen Niederbayerns/Oberösterreichs sowie Kleinpolens dar. Deutliche Schwerpunkte eher südlicher bis südöstlicher Provenienz zeigt dagegen Untergruppe KIA. Ihre Fundumgebung weist in die Zeit zu Beginn des mittleren Äneolithikums.

Aufgrund der Verbreitung wird eine Zugehörigkeit der Untergruppe KIB zu den Kulturen von Altheim und Mondsee für möglich erachtet. Untergruppe KIC wird hingegen über die verwandten KIVB-Äxte in die klassische kleinpolnische TBK datiert.

Eine sichere Zeitbestimmung der regional gut auf Inselndänemark und benachbarte Anrainer zu begrenzenden Gruppe KII gelingt nicht. Die Fundumgebungen weisen auf eine Datierung zwischen nordischem FNC und MNI hin. Der gleiche Zeitanatz wird für die Gruppe KIII vorgeschlagen.

Breiten Raum nimmt die Behandlung der Gruppe KIV ein, da sie mit zwei Untergruppen A und B zu je drei Typen am umfangreichsten ausfällt. Rätselhaft erscheint jedoch die Besprechung der Untergruppe KIVA, da neben der bereits bestehenden, anhand der Schneidenform erarbeiteten Typengliederung eine weitere auf der Grundlage der Querschnittformen entworfen wird. Mit ihr lassen sich regionale Gruppierungen erkennen (hierzu Tab. 24): 1. südliche Zone mit Querschnitt b3; 2. mittlere Zone, bestehend „aus weit zerstreuten Exemplaren mit den Querschnitten b1, b2“; 3. nördliche oder mecklenburgische Zone, hier weist „etwa die Hälfte der Äxte einfache b1-Querschnitte auf, die andere Hälfte ist reicher profiliert.“ Bei der chronologischen Fixierung kommt besondere Relevanz wiederum den Funden in Pfynner Seeufersiedlungen, entsprechend dem jüngeren Abschnitt des älteren Äneolithikums, zu.

KIVB-Äxte treten in vier unterschiedlichen Regionen auf. Die südöstlichen Äxte datiert Verf. in die vorbolteräzeitliche Phase der dortigen TBK. Für die Südzone lassen sich keine Zeitmarken vergleichbarer Qualität erarbeiten. Nicht näher bestimmbare, als KIC/KIVB-Äxte zusammengefaßte Stücke (S. 71) von äneolithischen Siedlungen widersprechen dem genannten Zeitansatz jedoch nicht. Ohne Datierungsmöglichkeit bleiben die nordostdeutschen und großpolnischen Exemplare. In Verbindung mit den holländisch-nordwestdeutschen KIVB-Äxten wird deren forschungsgeschichtliche Problematik diskutiert. Unter Hinweis auf bereits getätigte unterschiedliche Bewertungen hält Zápotocký ihren polychronen Charakter für gegeben. Mit Blick auf die Exemplare südlicher und südöstlicher Provenienz fordert er entgegen Bakker jedoch für eine nicht näher benannte Zahl holländisch-nordwestdeutscher KIVB-Äxte eine Datierung in oder vor die Phase Drouwen A.

Ohne datierbare Fundverbindungen verbleiben Äxte der Gruppen KV–VII. Erstere scheinen jedoch mit der schwedischen Vrå-Gruppe zu korrespondieren. Gruppe KVI mit skandinavischer Provenienz datiert an den Übergang von Früh- und Mittelneolithikum, wie auch Äxten der Gruppe KVII aufgrund der engen typologischen Verwandtschaft mit der Gruppe KVI und den FIVD-Äxten ein annähernd dolmenzeitliches Alter zugeordnet wird. Angesichts ihrer Verbreitung entspricht dies einer Zugehörigkeit zur kujawisch-pommerschen Abart der östlichen TBK bzw. zu den kujawisch-chelmischen oder Lupawa-Lokalgruppen. Es muß aber angemerkt werden, daß die postulierte morphologische Nähe gerade zur Gruppe KVI, die doch deutlich andere Dimensionen und morphologische Unterschiede (vgl. dazu Abb. 14–16) aufweist, so klar nicht ausfällt. Auch der Verweis auf die FIVD-Äxte besitzt keinen allzu großen Wert, da diese Form nicht an aussagekräftige geschlossene Funde gebunden ist.

Die kulturelle und chronologische Fixierung der als morphologisch verwandt erachteten Gruppe KVIII gelingt besser. Geschlossene Grabfunde weisen in die Wiorek-Stufe der östlichen TBK. Mit diesem Hinweis wäre also auch die Datierung der Gruppe KVII zu stützen. Ähnliche Axtformen der Tripolje-Kultur werden als von diesen Äxten abgeleitet betrachtet.

Mit den vorgestellten Ergebnissen unterstreicht Zápotocký, daß er K-Äxte als eine Waffenform begriff, „die sich in den

einzelnen Lokalgruppen der TBK erst in der jüngeren Phase des älteren Äneolithikums ... geltend macht“ (S. 77). Hierzu wäre anzumerken, daß eben nicht mit allen Gruppierungen ein wirklicher Zeitanfang erarbeitet werden konnte. Plausibel erscheint dann jedoch die Feststellung, daß die F-Äxte mit ihrer „fortgeschritteneren Untergruppe C“ auf die Wirkung der aufkommenden K-Äxte zurückzuführen seien, wogegen das Gros der F-Äxte höheren Alters ist.

Es wird auch deutlich, daß mit der Unterscheidung der Serien a und b eine ästhetische Beurteilung einhergeht. Da Serie a mit geschwungenem Axtkörper als höherwertig empfunden wird, werden ihre Verbreitungszentren oberer Donauraum, Böhmen und Südkandinavien als progressiver eingestuft als die der Äxte der Serie b zwischen den Niederlanden und dem Raum der unteren Weichsel bis Galizien. Diese Deutung erscheint angesichts der schütterten Verbreitung besonders in den östlichen Gebieten stark überzogen, zumal sich gerade in NW-Polen zwei Halbfabrikate der Serie a von KIA-3-Äxten finden (siehe Taf. 129), die im Verständnis Zápotockýs immer einen hohen Zeigerwert haben. Auch fällt nach Ansicht von Rez. die Abhängigkeit der Gruppen KVII und KVIII von der nordischen Gruppe KVI nicht so deutlich aus (warum dann nicht eine Abhängigkeit von KIV, zu der auch eine größere räumliche Nähe bestünde [vgl. Karte Taf. 132]?). Vielleicht sollte aber auch im Hinblick auf die Ähnlichkeiten mit den genannten Tripolje-Äxten gefragt werden, ob sich das Verhältnis Geber/Nehmer hier nicht zugunsten der Tripolje-Kultur umkehren könnte? Denn aus der Sicht der TBK fällt die Gruppe KVIII stark aus dem Rahmen der vorherrschenden Ästhetik.

Da man F- und K-Äxte ehemals als Einheit der „Polygonal-äxte“ betrachtete, wird die Relevanz der geleisteten Trennung überprüft (S. 78 ff.). Zunächst stellt Verf. fest, daß die Ebene der Typen wegen Gleichläufigkeiten der für sie relevanten Schneidenformen für „Gemeinschlüsse“ nicht aussagekräftig sei. Eine Gesamtwertung erscheine daher erst auf der Ebene der definierten Gruppen und Untergruppen möglich.

Da beide Hauptgruppen annähernd gleich groß sind, verspricht die Analyse der Verbreitung wichtige Erkenntnisse (hierzu Abb. 17 und Tab. 25). Es zeigt sich, daß es vier unterschiedliche Verbreitungscharakteristika gibt, die grob zwei wesentliche Tendenzen widerspiegeln: 1. F überwiegt K, 2. K überwiegt F; beide Tendenzen werden näher quantifiziert: a. mäßiges Überwiegen, b. markantes Überwiegen. Drei Ursachen werden für möglich gehalten: 1. In Gebieten mit nur geringem Überwiegen der einen über die andere Form (Böhmen, Großpolen und Dänemark): „spontane“ Übernahme der neuen Formen (K-Äxte). In den anderen Gebieten geschah dies nur zögerlich, wodurch die Entwicklung hybrider Formen begünstigt wurde. 2. Abweichungen in Dauer und Intensität der TBK-Besiedlung in den betreffenden Gebieten. 3. Wandlungen in der Praxis der „Streitaxtsitte“.

Mit der Analyse der verschiedenen Schmal- und Breitseitenformen werden beide Axtformen nach gruppenbedingten Häufigkeiten und nach regionalen Aspekten untersucht. Es zeigen sich relevante Unterschiede in beiderlei Hinsicht, besonders wird aber deutlich, daß die Scheidung zwischen F- und K-Äxten auch anhand der Häufigkeitsverhältnisse im Vorkommen bestimmter Formmerkmale aufrecht zu erhalten ist.

Das definierende Merkmal der 631 *Rundnackenäxte* (R-Äxte) ist ihr bogenförmiger Nacken. Sie wurden bislang mehrheitlich in Verbindung mit den Doppeläxten (D-Äxten) gesehen, zu denen es im nordischen Material Übergangsformen gibt. Einen besonderen Kritikpunkt stellt in diesem Zusammenhang die Konzeption der nordischen Fredsgårde-Äxte dar, weil mit ihr im Verständnis Zápotockýs sowohl R- als auch D-Äxte erfaßt wurden. Erwas unverständlich erscheint dann jedoch, daß mit dem Typ RIIIA-2 die gerade erst außer Kraft gesetzte Einheit „Typ Fredsgårde“ terminologisch beibehalten bleibt.

Ergebnisse (S. 103 ff., Taf. 138–144): Bei den RI-1-Äxten wird wegen ihrer denkbar einfachen Profilierung erwogen, ob sie Arbeitsäxte darstellen. Damit lägen sie nicht mehr im thematischen Bereich der Studie. Da davon mehr als die Hälfte der Äxte dieses Typs (75 Stück; vgl. Tab. 29) betroffen ist, verliert die Gruppe mit ihrer Hauptverbreitung vom oberen Donauraum über Böhmen und Schlesien bis nach Kujawien deutlich an Gewicht. Regionale Schwerpunkte bilden dagegen die ausgeprägter profilierten Äxte dieses Typs in Südwestdeutschland und Österreich. Der Typ 2 wird nur in Böhmen, Schlesien und Kujawien angetroffen. Halbfabrikate sind aus allen Teilregionen bekannt. Als Datierung ergibt sich überwiegend der ältere Abschnitt des mittleren Äneolithikums.

Gruppe RII findet sich konzentriert nur in Böhmen, recht häufig noch in Mitteldeutschland. Sowohl ihr Verbreitungsbild als auch geschlossene Funde lassen sie eindeutig als ein Artefakt der Salzrüder Stufe erscheinen.

Die Domäne der Gruppe RIII ist Dänemark und Norddeutschland, in geringem Maße Mitteldeutschland sowie das Gebiet der unteren Weichsel. Als Datierungsansatz ergeben sich wegen ihres häufigen Vorkommens in Megalithgräbern und in den eponymen Siedlungen von Troldebjerg und Blandebjerg die skandinavischen Stufen MN I und II, vielleicht mit einem Weiterleben bis MN IV. Größere Relevanz kommt den Einzelgräbern von Zwebendorf in Mitteldeutschland (mit Salzrüder Keramik) und Arntorp in Schweden (mit einer steinernen Scheibenkeule) zu, wenngleich die Axt aus letzterem Fund nach Ansicht des Rez. wegen ihres eher gebogenen Körpers gegen die von Zápotocký getroffene Zuweisung sprechen dürfte.

Ähnlich ist das Verbreitungsbild der nahe verwandten RIV-Äxte, jedoch bei fast vollständiger Meidung Jütlands. Ihre Datierung ist nur grob auf die Zeit der Megalithgräber, wohl eher zu Beginn des Mittelneolithikums, festzulegen.

Das Kerngebiet der aufwendiger gestalteten RV-Äxte ist Niedersachsen. Die Ansicht Zápotockýs, die Verbreitungsgebiete der RIV- und RV-Äxte entsprächen sich weitgehend, teilt Rez. wegen deutlich verschiedener Schwerpunktbildungen nicht. Interessant ist, daß die Untergruppen „A“ (ohne Tülle) und „T“ (mit Tülle) wiederum eigene regionale Akzente setzen: Im nordöstlichen und im südlichen Teil überwiegt die A-, zwischen Ems und Elbe die T-Untergruppe. Hier ergeben sich offenbar Scheidungen nach westlicher und nordischer TBK. Der bedeutendste Fund zur Datierung dieser Äxte ist das Flachgrab von Werlte, das der Stufe C oder D1 nach Bakker bzw. dem Beginn des nordischen Mittelneolithikums entspricht.

Die Analyse zur regionalen Gewichtung kommt dann zu nuancierteren Resultaten, die zumindest textlich verständlich dargestellt sind, am Nachvollziehen der dafür vorgesehenen Abb. 27, b verlor Rez. wegen einer unzumutbaren Überfrachtung mit Informationen bald die Lust. Übersichtlich erscheinen die beiden Teilabb. 28 mit der Kartierung der Querschnittsformen in den einzelnen Gebieten.

Die verzierten Varianten der R-Äxte (S. 110 ff.) werden in Verbindung mit dem sogenannten Hannoverschen Typ sowie den „reichverzierten“ Äxten erörtert. Für letztere wird eine Kombinationstabelle zu den einzelnen Verzierungs-elementen angeboten, hinzu kommen die Schmalseitenverzierungen und Nackenformen (Abb. 30). Neben 14 Salzrüder Äxten werden weitere fünf eher nordischer Prägung hinzugezogen. Die Verbindung zwischen beiden stellt das gemeinsame Vorkommen der gerundeten Nackenform dar.

„Äxte mit rillenverzierten Schmalseiten“ als einzigem Verzierungs-element entfallen auf verschiedene Gruppen im Sinne Zápotockýs. Eine regionale Konzentration südlich der Elbmündung wird mit der Karte Taf. 143 angezeigt. Bemerkenswert ist, daß dieses Motiv häufig in Verbindung mit den Elementen „Tülle“ und „a4-Querschnitt“ auftritt. Eben auf jene Merkmalskombination möchte Zápotocký den sogenannten Hanno-

verschen Typ eingrenzen. Da aber in seinem Kerngebiet (siehe Taf. 143) auch andere Merkmalkombinationen vorkommen, die sich in der Präsenz oder Absenz der genannten bzw. Addition weiterer äußern können, wäre die von Verf. propagierte Präzisierung zu relativieren. Rez. würde die „Hannoversche Variante“ weiter gespannt sehen und mit der Lesart Zápotockýs nur von dem „Idealfall“ sprechen wollen.

Die Frage nach dem Ursprung der nordischen *Doppeläxte* (D-Äxte) beschäftigte die Forschung mehr als die nach der Herkunft anderer äneolithischer Äxte. Seit dem Gliederungsversuch Åberg's in die vier Typen A–D gab es weitere Ansätze, deren gemeinsamer Fehler nach Zápotocký die ungerechtfertigte Zusammenfassung von D- mit R- (und N-) Äxten war. Er teilt die D-Äxte nunmehr in drei Gruppen (DI–III; vgl. Abb. 31) ein. Eine komplette Fundaufnahme erfolgte jedoch nur für die Gruppe DI, die Beurteilung von DII und DIII stützt sich in weiten Teilen auf die Gliederung Ebbesens für Dänemark.

Ergebnisse (S. 128 ff.; Taf. 145–147): DI-Äxte sind klar nordischer Provenienz (Taf. 145), unter geringer Einbeziehung des nördlichen Mitteldeutschlands und Kujawiens. Diese Verbreitung stimmt im wesentlichen mit der der „P“- und „F“-Varianten der R-Äxte überein, die den typologischen Übergang zwischen R- und älteren D-Äxten darstellen sollen (vgl. Karten Taf. 144–145). Dabei sind in die Karte Taf. 145 zusätzlich zu den Fundpunkten der DI-Äxte diejenigen der „P“- und „F“-Varianten der R-Äxte zur Verdeutlichung eingetragen worden. Leider zeigt ein Vergleich mit der Kartierung auf Taf. 144, daß dieser Eintrag nur unvollständig erfolgte. Die Halbfabrikate der DI-Äxte bestätigen das Verbreitungsbild dieser Gruppe.

Die Frage „zeitliche und kulturelle Stellung“ (S. 130 f.) wird für Skandinavien und die kontinentalen Gebiete getrennt abgehandelt, anschließend zusammen die Schlußfolgerungen daraus gezogen. Zunächst ist anzumerken, daß aussagekräftige geschlossene Funde mit DI-Äxten fehlen. Der Datierungsansatz MN Ib–II ergibt sich als „terminus post quem“ aus ihrem Vorkommen in Ganggräbern. Weitere Fundzusammenhänge aus Siedlungsschichten in Skandinavien legen ein MN-Datum nach oder mit MN Ib nahe. Dieser Zeitansatz wird durch polnische und mitteldeutsche Funde bestätigt: in Polen Phase Lubon; in Mitteldeutschland Zeit der (jüngeren) Altiefstichkeramik und der Stufe Walternienburg. Das Auftreten in der grubchenkeramischen Kultur Schwedens scheint diesen Zeitansatz zu stützen. Überlegungen, nach denen DI-Äxte wohl eher an die älteren Stufen des genannten Zeitraumes gebunden seien, sind typologischer Natur.

Zu den „jüngeren“, insgesamt elaborierter wirkenden D-Äxten werden die Gruppen DII–III gezählt. Bei ihnen kommt recht häufig das ovale Schaftloch vor.

Zur Analyse der Verbreitung dienen die Karten Taf. 146–147. Schweden und Norwegen bleiben ausgespart, werden aber mit aufgezählt, wenn es dort Konzentrationen gibt. DII-Äxte sind wesentlich zahlreicher, mit Schwerpunkten in Skandinavien, Norddeutschland und Nordostdeutschland, darüber hinaus sporadisch. DIII-Äxte kommen südlich der Norddeutschen Tiefebene nicht mehr vor. Auch Halbfabrikate sind aus den genannten Gebieten bekannt.

Zur Erhellung der zeitlichen und kulturellen Stellung der Gruppen DII und DIII gibt es jedoch keine Funde von erstrangigem Aussagewert. DIII-Äxte stellen nach Zápotocký typologisch bereits eine Übergangsform zu den Nackenkamm-Äxten dar. Insgesamt ist das geforderte „nach MN Ib-zeitliche Alter“ der D-Äxte glaubhaft, die Gruppen I und II sollen sich in der Folge ihrer Bezifferung in dieser Zeit ablösen. Wirklich erwiesen ist dies jedoch nicht, die postulierte Entwicklung zeigt eher eine Tendenz, die stark auf typologisch-konzeptionellen Gedanken beruht. Das Plädoyer für das jüngere Alter der DIII-Äxte stützt sich im wesentlichen auf das Verbreitungsbild im Verhält-

nis zu dem der Kugelamphoren-Kultur (KuK), da sich DIII- und N-Äxte fast wechselseitig ausschließen und es nur in Norddeutschland eine größere Überlagerungszone gibt (vgl. Karte 5 und Taf. 147).

Nackenkammäxte (N-Äxte) werden als selbständiges letztes Glied in der mitteleuropäischen einheimischen Äxtenentwicklung herausgestellt und dabei wird ihre morphologische Abhängigkeit von den „westischen“ Lanzettäxten betont. Anhand der verwandten bzw. sich ergänzenden Verbreitungscharakteristika der D- und N-Äxte stellt Zápotocký das Verhältnis zu den einzelnen D-Axtgruppen heraus. Hierbei erscheint wichtig, daß sich die Verbreitungsbilder von DIII und N quasi zu dem der DII-Äxte, die er für älter ansieht, im Raum der kontinentalen späten nordischen TBK ergänzen. Hieraus extrahiert Verf. seine These von der möglichen Verbindung der N-Äxte zur späten TBK. Diese Auffassung deckt sich mit der aktuellen Ansicht, TBK und KuK würden sich in der Valby-Phase (MNV) des späten nordischen MN A überschneiden¹.

Der wichtigste geschlossene Fund mit einer N-Axt ist der Grabfund aus Věšice in Böhmen mit drei Gefäßen der westlichen KuK. Alle anderen Fundverbindungen sind von geringerer Qualität.

Das Kapitel *Produktion* (S. 144 ff.) ist herstellungstechnischen Fragen der Äxte gewidmet. Ihre Halbfabrikate in Verbindung mit Erkenntnissen der experimentellen Archäologie zeigen, daß der Fertigungsprozeß an sich für alle Axtformen identisch in vier Schritten verlaufen ist: Zurichten eines Ausgangsblockes, Umarbeiten durch Abschlagen und Picken in eine Rohform, Bohren des Schaftloches, Endbehandlung der Oberfläche.

Zur Beurteilung der angewandten Bohrtechniken eignen sich besonders die Halbfabrikate. In Tab. 44 werden die Arten (a. Vollbohrung [VB], b. Hohlbohrung [HB], c. doppelkonisches Schaftloch, d. Gesamtfrequenz von a. bis c.) in Abhängigkeit der Axtgruppen zusammengetragen und kartiert (Taf. 149), wobei in das Bild nur die Halbfabrikate der vollständig erfaßten Hauptgruppen (F, F/K, K und R) eingehen. Folgende Beobachtungen extrahiert Verf.: 1. Das Verhältnis von Hohl- zu Vollbohrung verhält sich ca. wie 1:4; die Chance, eine Axt in Hohlbohrtechnik fertigzustellen, sei daher viermal höher. 2. Hohlbohrung ist ein Merkmal vorwiegend der südlichen und östlichen Axtserien. 3. Die Technik der Vollbohrung wird im gesamten Äneolithikum nicht verdrängt und überwiegt in dessen jüngerer Stufe eindeutig. Mit 4. wird die angedeutete Tendenz: Norden = Vollbohrung; Süden = meist Hohlbohrung für einzelne Regionen präzisiert. Aus ihr wird für die Siedlungsräume der TBK ein technologisches Gefälle von Süd nach Nord erschlossen.

Ovale, überwiegend durch Vollbohrung erzeugte Schaftlöcher sind besonders im Norden anzutreffen (dazu Taf. 150). Der quantitative Vergleich der einzelnen Axt-Formen zeigt, daß sie an den ältesten (F-Äxten) sehr selten sind. Als Gründe für die Herstellung ovaler Schaftlöcher werden schmale Axtkörper angeführt. Die wenigen ovalen Schaftlöcher an den merklich breiteren F- und K-Äxten sollen hingegen auf Einflüsse von seiten älterer Vorbilder, wie auf fremde Einflüsse von balkanischen Kupferäxten, zurückgehen.

Halbfabrikate sind ferner ein Indiz für heimische Produktion. Da die besprochenen Äxte überwiegend Einzelfunde darstellen, erscheint die mit ca. 16 Prozent recht hohe Zahl der Halbfabrikate, die an Siedlungsfunde gebunden sind, als bedeutsam. Wichtig erscheint diesbezüglich auch, daß die Rohstoffausgangslage unproblematisch ist. Mit dem Nachweis in verschiedenartigen Siedlungstypen (Seeufer-, Höhen- oder offene Siedlung) schließt Verf. weiter, daß es in puncto Felssteinäxte

¹ Z. B. Hoika 1987, 99 f. Abb. 43.

keine Teilung in Produktionssiedlung und andere gibt, wie es in der TBK bezüglich der Silexindustrie nachzuvollziehen sei. Davon abgesehen, sei die erforderliche Technologie leicht praktikierbar, komme aber mit mehr Geschick und ästhetischem Sinn zu besseren Resultaten. Man dürfe demnach davon ausgehen, daß äneolithische Äxte das Produkt eines „gewöhnlichen Hauswerkfaches“ darstellen.

Zur Funktion (S. 154 ff.) äneolithischer Äxte gibt es im wesentlichen zwei unterschiedliche Ansichten: Gebrauch als Waffe und Statussymbol – dieser Ansicht schließt sich Zápotocký an – oder als (Holzbearbeitungs-)Werkzeug.

Die fünf „Hauptgruppen“ spiegeln vom funktionalen Standpunkt aus unterschiedliche Gerätegattungen wider: F-Äxte sind echte Axthämmer, K-Äxte verlieren die Hammerfunktion mit dem eher dekorativ gestalteten Nacken, R-Äxte sind einschneidige Schaftlochäxte, D- und N-Äxte im Prinzip doppelschneidige Äxte.

Bemerkenswert ist, daß die Streitaxtentwicklung (S. 155) in der TBK nicht im Sinne von „zusammenhängenden typologischen Serien“ verstanden wird. Statt dessen soll es sich um einen verhältnismäßig raschen Wechsel von einer Grundform zur anderen handeln. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß die Ausgangslage mit wenigen aussagekräftigen geschlossenen Funden immer noch sehr dürftig ist, wodurch die Gefahr besteht, daß ein geschichtlicher Verlauf zu stark überzeichnet wird. Als unrichtig empfindet Rez. die Charakterisierung der TBK-Äxte im Vergleich zu denen der SK. Die in dieser Studie mehrfach propagierte horizontale und vertikale Symmetrie ersterer gegenüber der nur vertikalen Symmetrie der SK-Äxte ist übertrieben. Es existieren ja ganze Gruppen, die mit einer gebogenen Seitenansicht von diesem Schema abweichen. Abgesehen davon wurde wiederholt auf TBK-Äxte hingewiesen, die mit solchen der EGK zu verwechseln seien!

Mit der Gegenüberstellung von Streitäxten und „einfachen Hammeräxten“ als nächstverwandter Geräteform geht es um die Verwendbarkeit beider. Es werden zunächst drei Eigenschaften der Schneiden untersucht (S. 156 f.), 1. Schärfe, 2. Schneidenwinkel und 3. Schneidenformen. Als Ergebnis kommt sehr deutlich zum Ausdruck, daß wirkliche Schneidenfunktion an Streitäxten wohl gar nicht beabsichtigt war.

Arbeits- und Gebrauchsspuren sind an allen Streitaxt-Serien zu belegen. Sie können aber sowohl sekundär als auch noch tertiär entstanden sein. Als Referenzstichprobe werden daher die aus (wenigen) Grabfunden stammenden F-, K-, R- und N-Äxte angeführt, da an ihnen eindeutige Auskunft über den Zeitpunkt der Beschädigung zu erwarten sei. Der Regelfall sieht offenbar die unbeschädigte Grabbeigabe vor.

Antwort auf die Frage nach der Funktion soll die Analyse der Axtgrößen liefern (dazu Abb. 40 und Tab. 46). Die Berechtigung für die Einteilung in „kurze“ und „lange“ (sowie wenige „überlange“) Äxte mit einem kritischen Scheidewert zwischen 15 cm und 16 cm Länge ergibt sich anhand der Längenvariationsdiagramme (Abb. 40, A) nicht in jedem Falle zwingend. Insgesamt schließt Verf. aus dem zitierten Diagramm etwas zu generell, daß die Längenvariation der TBK-Äxte im gesamten Verlauf der Kultur annähernd konstant war. Auch wird die Annahme, „kurze“ Äxte hätten wohl für den Kampf keine Verwendung gefunden, durch den Vergleich der nahezu identischen Längenvariationen merowingerzeitlicher Franziskanen entkräftet (Abb. 40).

Plausibler erscheinen die Überlegungen zu den „Miniaturäxten“, denen nachweislich keine eigentliche Funktion (als Waffe) zukam, weil sie als Anhänger getragen wurden oder weil der Schaftlochdurchmesser (15 mm) eine sinnvolle Schäftung nicht mehr zuließ. Die ihnen zugeordnete rituelle Bedeutung wird durch Nachahmungen in Ton, Bernstein, Knochen und „Modellen“ aus Stein gestützt.

Wichtige Hinweise zum Verständnis der Streitäxte könnten sich ferner aus der Art und Weise ihrer Schäftung ergeben. Da es in der TBK keine diesbezüglich deutbaren Belege gibt, werden solche aus zeitlicher und räumlicher Nachbarschaft angeführt und um Streitaxtdarstellungen in Felszeichnungen und auf Stelen (Abb. 41) ergänzt. Hieraus geht hervor, daß die betreffenden Äxte offenbar typische Einhandgeräte waren, wahrscheinlich mit Schaftlängen zwischen 40–50 cm.

Aus der Untersuchung der Fundumstände („Siedlung“, „Grab“, „Wasser“, „Moor“, „Depot“, „Bauopfer – Donnerkeil“ und „ohne Fundangaben“) sollen „historische Gegebenheiten“ abgeleitet werden (Abb. 48). Bedeutend erscheint, daß im chronologischen Werdegang der Äxte (von F bis N über K, R und D) der Anteil der Siedlungsfunde im Frühstadium hoch ist, um dann mit D und N abrupt abzusinken. Die Grabfunde spiegeln dagegen ein umgekehrtes Bild wider. Hier hat Verf. jedoch nicht ausreichend berücksichtigt, daß die überwiegende Zahl der (nordischen) Grabfunde aus Megalithgräbern stammt (vgl. Abb. 48). Da aber F-Äxte schon vormegalithischen Alters sind, fehlen sie natürlich in Großsteingräbern. Flachgräber sind aber in der nordischen TBK erst in geringerem Maße bekannt. Das Zahlenverhältnis wird also durch den Forschungsstand in ein Ungleichgewicht gedrückt.

Unter Schlußfolgerungen (S. 166 ff.) wird zusammengefaßt, welche Rolle die Streitäxte im täglichen Leben der TBK gespielt haben (mögen). Dabei werden die Funktionsbereiche „Waffe“, „Statussymbol“ und „Attribut und Waffe der Gottheiten“, in gegebener Reihenfolge von „primär“ bis „tertiär“ bewertet, abgefragt.

Die Bedeutung der Streitäxte als Waffe lag in der in den Schlag gelegten Kraft (im Gegensatz zur Hiebkraft, die für scharfe Schneidenwerkzeuge gemeint ist). Sie stellen damit als Waffengattung ein Pendant zu den (geschäfteten) Keulenköpfen dar.

Zur Erhellung der sekundären Funktion dient eine Untersuchung der Fundsituationen unter den drei Gesichtspunkten: Streitäxte in Gräberfeldern, in Siedlungen und in Siedlungsregionen. Mit dem Vorkommen in Gräberfeldern, von denen im Arbeitsgebiet aber nur sieben zur Verfügung stehen, fällt zunächst die ungleiche Verteilungssituation sowohl einiger Formen als auch Kulturgruppen auf. Der Prozentsatz axtführender Gräber liegt ungefähr zwischen 2 Prozent und 12 Prozent.

Eine Betrachtung der Nachbarregionen in Raum und Zeit ergibt für die äneolithischen Kulturen Südosteuropas eine Zweiteilung in Gräberfelder mit höherer Axtfrequenz zwischen 11–30 Prozent und solchen mit niedrigerer von 1–5 Prozent. Letztere entfällt auf mit der TBK zeitgleiche Kulturen.

Hypothetisch, aber gleichwohl plausibel erscheint die Annahme, daß Streitäxte Attribute von Männerbestattungen seien, derer es auf einer Nekropole 33 Prozent geben müßte. Unter diesem Gesichtspunkt könnten die ermittelten prozentualen Verhältnisse drei unterschiedliche Kontexte widerspiegeln: 1. Ca. 20 Prozent axtführende Gräber deuten an, daß es sich um die reguläre Ausstattung erwachsener Männer handle. 2. Für vornehme oder aktive Kämpfer sprächen 4–11 Prozent aller Gräber mit Äxten, und 3. nur für Häuptlinge sprächen niedrige Werte von 1–3 Prozent aller Gräber mit Äxten. Den Verhältnissen in der TBK kommen am ehesten die unter 2. genannten Einschätzungen nahe. Aus den Häufigkeitsverhältnissen in Gräberfeldern und Siedlungen wie Siedlungsregionen folgert Zápotocký, daß die Streitäxte keine besondere Exklusivität besessen haben können. Sie seien demnach „als ein Symptom der in den TBK-Gruppen herrschenden sozialen Schichtenbildung oder besser gesagt, ein Anzeichen der Bedeutung, die in jenem Kulturkreis der Schicht der Männer, den aktiven Kämpfern zukam“ zu verstehen. Sollte es sich mit ihnen aber um Erbstücke, Beute, Ehrengeschenke, Tauschartikel etc. handeln, fielen sowohl die inhaltliche Deutung der Streitaxtsitte als auch

der konstruierte chorologische und chronologische Rahmen in sich zusammen.

Verf. hält es für wahrscheinlich, daß es im Äneolithikum und vorher bereits ein Pantheon gab, dessen Mitglieder durch bestimmte Attribute symbolisiert waren. Beweiskraft wird in diesem Fall den Miniaturäxten mit ihrem Amulettcharakter („tertiäre Funktion“) zugewiesen. Als denkbare Gottheit wird ein Donner-, Himmels- und Wettergott angenommen, so wie er bis in historische Zeiten faßbar ist.

Südöstliche und heimische Impulse der Entstehung und Entwicklung der TBK-Streitäxte (S. 171 ff.). Da die Äxte der TBK nach Ansicht Zápotockýs morphologisch keine heimischen Vorbilder haben, stellt er Beziehungen zu den Gebieten Südosteuropas mit ihrer umfangreichen Tradition steinerer und kupferner Äxte her. Gut erscheint an diesem Abschnitt die kurze und prägnante Darstellung der komplizierten und vielschichtigen Kulturverhältnisse jener Zeit und Region, wobei sehr kompakt Linien aufgezeigt werden, die für die vorliegende Betrachtung wichtig sind. Es wird zum Ausdruck gebracht, daß das Frühstadium der TBK in die Spätzeit des „südosteuropäischen Kulturkreises“ fällt. Der folgende, mit der jüngeren TBK korrespondierende Horizont Baden-Cotofeni-Ezero stellt gegenüber der vorhergehenden Zeit einen deutlichen Bruch in der Kulturentwicklung dar.

Leider sind in der beigegebenen Synchronisationstabelle (Abb. 43) zwei irritierende Druckfehler zu bemängeln: In Verbindung mit dem TBK-Kreis wurde die Stufe IV vergessen (vgl. Tab. 1). Ferner steht in der Spalte „Lengyel“ fälschlich „Proto-LBK“. Es muß natürlich „Proto-Lengyel“ heißen.

Da zur Zeit die *steinernen Streitäxte* des bemaltkeramischen Kreises noch nicht ausreichend klassifiziert worden sind, wird der Weg skizziert, den man bei einer Beurteilung des in die hunderte gehenden Materials zu beschreiten hätte: Angesichts zahlreicher Axtfunde in Tell-Siedlungen ergeben sich in Verbindung mit einer Klassifikation Möglichkeiten stratigraphischer Interpretation. Die von Zápotocký gelieferte Gliederung in sieben Typen hat aber nur provisorischen Charakter (hierzu Abb. 44–46). Bemerkenswert erscheint, daß das Formengut sehr einfach ist, es gibt quasi nur Hammeräxte.

Kupferne Streitäxte des bemaltkeramischen Kreises wurden in mehreren Arbeiten eingehend klassifiziert. Aufgrund der durch das Studium der Steinäxte erfahrenen Sensibilisierung kommt Verf. aber zu einer eigenständigen, jedoch in manchen Punkten durch die Klassifikation der Kupferäxte von F. Schubert (1965) inspirierten Einteilung in: I. Hammeräxte, II. Hakenäxte, III. Doppeläxte, IV. Doppelhacken, V. Pickeläxte, VI. Pickelhacken, VII. Hammeräxte mit Knaufplatte, echte Knaufhammeräxte und Knaufhämmer.

Die größte morphologische Variationsbreite ist – wie bei den TBK-Äxten – innerhalb der Hammeräxte zu beobachten. Hauptgruppen stellen nur die Gruppen I (Hammeräxte) und II (Hackenäxte) dar. Es wird klar, daß „ältere“ und „jüngere“ Axtformen nicht rein chronologisch verstanden werden dürfen, wengleich die „älteren“ wohl tatsächlich einen zeitlichen Vorsprung den anderen gegenüber besitzen. Erwiesen scheint auch das gleichzeitige und gleichregionale Nebeneinander von Stein- und Kupferäxten. Die sogenannten älteren Hammeräxte knüpfen dabei offensichtlich an die steinernen Typen Lengyel und Ruse an, denen sie morphologisch stark gleichen. In der zweiten Hälfte des 5. und der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. steht diese „Streitaxtprovinz“ somit der vorderasiatischen chalolithischen „Keulenprovinz“ gegenüber.

Zu den Streitäxten, „die mehr oder weniger wahrscheinlich“ in die südosteuropäische „Übergangszeit“ (und die beginnende Bronzezeit) gehören, werden Rundnackenäxte, Äxte mit verflachtem Nacken, keilförmige Äxte, Knaufhammeräxte und Hammeräxte gezählt. Rundnackenäxte (vgl. Abb. 51) werden zu drei Gruppen zusammengefaßt, wobei nur deren erste größte

ren Umfanges und hinreichend mit der Badener-, der Cotofeni- und der Vučedol-Kultur zu verbinden ist.

Sogenannte jüngere Knaufhammeräxte sind durch eine Zeitlücke von den Knaufhammeräxten der TBK getrennt. Ihr besonderer Verbreitungsschwerpunkt scheint nunmehr die Ezero-Kultur zu sein, darüber hinaus noch Italien, das Karpatenbeken und Osteuropa (hier in Verbindung mit der SK).

(Jüngere) Hammeräxte sind am umfangreichsten in Ezero vertreten, doch erschwert der von Verf. zu recht kritisierte schlechte Publikationsstand hier weitere Einsichten. Sie sind dort wohl durch die Siedlungshorizonte I–XIII zu verfolgen, darunter besonders eine Form ohne Schulterbildung in III–VI und eine mit Schulterbildung in VII–VIII und XII–XIII.

Das unter den südosteuropäischen *Streitäxten aus Metall* in der sogenannten Übergangszeit monoton vorherrschende Typenspektrum ist das der einschneidigen Schafthalsäxte. Im Vergleich zu der südrussischen und kaukasischen Axtentwicklung erwecken sie einen progressiven Eindruck. Ältere Formen gibt es in Südosteuropa nicht, und es wird somit die Annahme gerechtfertigt, daß die südosteuropäische Metallurgie der „Übergangszeit“ aus externen Gebieten (Mesopotamien über den kaukasisch-nordpontischen Weg) gespeist wurde.

Eine Herleitung der D-Äxte der TBK mit ihrer skandinavischen Provenienz von externen Vorbildern gelingt nicht, da sie klar älter sind als vermeintliche Analoga. Statt dessen verweist Verf. darauf, daß die Doppelschneidigkeit an sich ein Merkmal sei, das dem Norden bereits bekannt gewesen sein muß. Man muß sich heute wohl fragen, ob es sich bei ihnen nicht um eine nordische Eigenschöpfung handeln könnte, zumal die „hochbegabte Peripherie“ (der TBK) sehr wohl in der Lage war, hypertrophe Formen zu erzeugen (S. 201).

Neu bei der Ableitung der N-Äxte ist, daß sie dem Substrat der TBK – und nicht nur der KuK – zugeschrieben werden. Hierfür spielten die Analysen der Verbreitungsbilder eine tragende Rolle. Sie werden demnach zwar als Inspirationsprodukt aus Richtung der kontinentalen Lanzettäxte angesehen, die wichtigere Rolle bei ihrer Herausbildung spielten aber die nordischen DIII-Äxte.

In dem *die Trichterbecher-Kultur im Lichte der Streitäxte* (S. 202 ff.) überschriebenen letzten Kapitel der Arbeit werden die mit den Streitäxten erarbeiteten Ergebnisse „dem Kulturbild Mitteleuropas im Verlauf des älteren und mittleren Äneolithikums“ gegenübergestellt. Hier überrascht die Ausklammerung des Nordens, sie ist so aber auch gar nicht gemeint.

Die Erörterung befaßt sich zunächst mit der Konzeption der „engeren“, also überwiegend nordischen TBK (dazu Taf. 152). Autochthoner Ursprung wird für nicht sehr wahrscheinlich gehalten, er setzte eine Entwicklung aus der Ertebølle-Kultur voraus². Einwanderung stellt in der Konzeption vieler Forscher die bessere Möglichkeit dar, unterschiedliche Ansichten gibt es jedoch bezüglich der Richtung. Die heute geläufigste Ansicht ist jedoch die Hypothese eines polygenetischen Ursprungs. Sie wird dadurch gestützt, daß man in den einzelnen Gruppen durchaus unterschiedliches Gepräge erkennt, das sich aus anderen benachbarten Substraten herleiten läßt.

In die Konzeption der „breiteren“ TBK faßt man im wesentlichen einen nordalpinen Kulturkreis zusammen (Taf. 152), der aber weit nach Osten ausgedehnt wird und in den ferner Gebiete nordwestlich von Deutschland einbezogen erscheinen. Unterschiedliche Ansichten bestehen jedoch über deren innerer Dynamik. Diesbezügliche Korrekturen resultieren zur Zeit vornehmlich aus Siedlungsfunden, die den bislang gängigen Verbreitungsvorstellungen widersprechen, so Siedlungen der reinen

² Diese Möglichkeit beschrieb jüngst K.-P. Wechler anhand der Silextechnologie (Wechler 1993, 59).

Michelsberger Kultur in Niederbayern sowie der frühen in Mittelböhmen oder der Rosenhof-Gruppe in Ostholstein. Diese Feststellung spräche aber nicht nur für die Untersuchung „weiterer Komponenten der Sachkultur“, um heutige Erkenntnisse zu vervollständigen und zu korrigieren, sondern fordert dann doch zu einer Intensivierung der Siedlungsforschung auf.

Mit dem Unterkapitel „Streitaxtgruppen und Kulturgruppen“ (S. 204) soll die Verbindung zwischen den mit der Arbeit speziell für die Äxte vorgelegten Ergebnissen und den (überregional für die „breitere“ TBK erarbeiteten) Kulturstufen hergestellt werden. Zunächst erfolgt eine chronologische Übersicht (Abb. 56) der Streitaxtentwicklung (bis hin zu ihren Gruppen und Untergruppen) mit einer Korrelation des relativchronologischen Systems der „breiteren“ TBK. Es ergeben sich vier Horizonte, wobei die Zusammenhänge zwischen einem älteren Block (TBK I–III) und einem jüngeren (TBK IV–VI) als relativ schwach bis nicht vorhanden eingestuft werden können.

Diese chronologische Erschließung wird in Beziehung gesetzt zur regionalen, um so Verbindungen mit den verschiedenen Kulturarealen herauszuarbeiten (Taf. 153–156), mit den erzeugten Kartenbildern werden die bereits in den mit Punktkartierung erschlossenen Verbreitungscharakteristika „bewertet“. Es werden alle Axtgruppen nach ihren Gesamtverbreitungen und stärkeren Konzentrationen bezüglich ihrer Kulturgruppenzugehörigkeit hinterfragt. Darüber hinaus werden Verbindungen ergründet anhand des Ähnlichkeitskoeffizienten (Taf. 157) für die 12 katalogmäßig erfaßten Gebiete und drei grobe Zeitstufen (ältere TBK-I–II; mittlere TBK-III; jüngere TBK-IV–V) herausgearbeitet. Das Ergebnis ist: in der älteren TBK ein großer Zusammenhalt der kontinentalen Gruppen, unter Abspaltung der nordelbischen Regionen, mit wiederum engeren Beziehungen der skandinavischen Gruppen untereinander. Im mittleren Abschnitt der TBK erkennt man eine stärkere Regionalisierung ihrer Gruppen. Im jüngeren Abschnitt wird der Zusammenhalt wieder etwas stärker, aber nicht so groß wie zu Beginn der Kulturentwicklung. Überzeugend erscheint der Bereich der nordalpinen Regionen 1–3 herausgestellt, hinter deren deutlichen Beziehungen sich nach Verf. auch die größten Ähnlichkeiten mit vermuteten östlichen metallenen Prototypen verbergen.

Faßt man zusammen, so kann nicht bezweifelt werden, daß die Studie grundlegende neue Erkenntnisse zur TBK liefert. Die Gliederung der Streitäxte auf der Ebene der fünf Hauptgruppen wie auch auf den nächst tieferen Ebenen der Serien, Gruppen und Untergruppen erscheint überwiegend glaubhaft. Mängel gibt es jedoch auf der Typ-Ebene, da hier bisweilen Einheiten kreierte wurden, denen zuweilen der Charakter eines „Typus“ im Sinne des Wortes mangels ausreichender Anzahl fehlte. Hier zeigt Verf. denn letztlich auch mit den von ihm formulierten „Varianten“ nichts weiter, als daß andere Gliederungsansätze möglich sind. Der Wert der Arbeit wird durch diese Vorwürfe jedoch kaum geschmälert, da der Typ-Ebene im Sinne Zápotockýs keine vorrangige Relevanz zukommt (z. B. S. 78 f.).

Wenngleich Einflüsse aus Südosteuropa auf die Axtentwicklung der TBK seit langem als erwiesen gelten, konnte nunmehr unter dem Eindruck deutlicher faßbar gewordener kultureller Verhältnisse jener Regionen die dortige Axtentwicklung für die Beurteilung im Gebiete der TBK in größerem Umfange nutzbar gemacht werden, und es besteht kein Zweifel daran, daß sie die vom Verf. innovierten Sichtweisen zur Gliederung der TBK-Streitäxte erst inspirierte. Kritik gebührt dem zu sehr an ein vorgefertigtes Geschichtsbild gebundenen Blickwinkel zur Kulturentwicklung im Südosten Europas (bes. S. 171; 173 f., wie auch Abb. 43), mit dem Postulat eines Einfalls aus den südrussischen Steppen „etwa um die Mitte des 4. Jahrtausends v.u.Z.“. Diese Sichtweise erscheint keinesfalls zwingend³, be-

deutsamer ist in diesem Zusammenhang jedoch, daß dadurch die ansonsten kompakt und leicht verständlich referierten Vorstellungen zur Chronologie des südosteuropäischen Äneolithikums nicht außer Kraft gesetzt werden.

Die Überlegungen zu *Produktion* und *Funktion* geben wichtige und hochwillkommene neue Einblicke in die Materie. Da von der Anlage her über den kulturellen Rahmen hinausreichend, können sie als Anregung für vielerlei Untersuchungen dienen.

Obwohl sich Zápotocký bei der Diskussion der Aspekte „engere“ oder „weitere“ TBK unmißverständlich zugunsten letzterer festlegt, machen seine Untersuchungsschritte aber deutlich, daß beide Sichtweisen eine gewisse Berechtigung haben. Für die „weitere“ Konzeption der TBK spricht unstrittig die Gesamtverbreitung der diskutierten Äxte. Mit der Feststellung der Ähnlichkeitskoeffizienten der zwölf postulierten Hauptregionen wurde aber auch hinreichend deutlich, daß die nordelbischen und skandinavischen Exemplare wiederum einen eigenen Zusammenhalt ausweisen.

Die Gesamtbearbeitung der Streitäxte trägt im Sinne der „breiteren“ Konzeption der TBK zu einer pluralistischen Sicht der betreffenden Kulturverhältnisse bei, da nunmehr den bislang kennzeichnenden, aber eigene regionale Schwerpunkte bildenden Quellengruppen – Grabsitte (incl. Megalithik), Siedlungstypen, Keramikästhetik und Silexbearbeitung, um nur die markantesten zu nennen – eine weitere mit völlig anderer Gewichtung hinzugesellt werden kann.

Es ist vielleicht zu bezweifeln, daß die chronologische Fixierbarkeit der einzelnen Axtgruppen eine solch breit angelegte Diskussion des Gesamtphänomens Streitaxt schon ermöglicht. Hier ist aber festzustellen, daß mit der Arbeit doch eine ganze Reihe von (geschlossenen) Fundverbindungen vorgelegt wird. Sie erscheinen mit gebotener Vorsicht zu einem chronologischen Gerüst ausgebaut. Die Zukunft wird erweisen, ob das von Verf. skizzierte Bild durch weitere geschlossene Funde mit Streitäxten bestätigt werden kann.

Literaturverzeichnis

- Hoika 1987: J. Hoika, Das Mittelneolithikum zur Zeit der Trichterbecherkultur in Nordostholstein. Untersuchungen zu Archäologie und Landschaftsgeschichte. Offa-Bücher Bd. 61 (Neumünster 1987).
- Parzinger 1993: H. Parzinger, Studien zur Chronologie und Kulturgeschichte der Jungstein-, Kupfer- und Frühbronzezeit zwischen Karpaten und Mittlerem Taurus. Röm.-Germ. Forsch. Bd. 52 (Mainz 1993).
- Wechler 1993: K.-P. Wechler, Mesolithikum – Bandkeramik – Trichterbecherkultur. Zur Neolithisierung Mittel- und Ostdeutschlands aufgrund vergleichender Untersuchungen zum Silexinventar. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mecklenburg- Vorpommern Bd. 27 (Lübstorf 1993).

D 24847 Schleswig
Schloß Anettenhöf
Brockdorff-Rantau-Str. 70

Bernd Zich
Archäologisches Landesamt
Schleswig-Holstein

Brigitte Pflug, Die Verbreitung kieseliger Gesteine in der hessischen Rhön und ihre Verwendung im Paläo- bis Neolithikum. Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 15. Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1993. 101 Seiten, 18 Abbildungen, 16 Tabellen, 22 Tafeln. Preis 120,-DM.

³ Im Gegensatz hierzu: Parzinger 1993, 360.

Die vorliegende archäologische, geologische und petrographische Untersuchungen einschließende Publikation geht auf geologische Kartierungsarbeiten der Autorin Anfang der achtziger Jahre in der hessischen Rhön zurück, in deren Verlauf erstmals in dieser Region Silexartefakte aufgefunden wurden. Diese Funde gaben Anlaß zu systematischen archäologischen Geländearbeiten, in deren Verlauf 45 steinzeitliche Fundplätze entdeckt werden konnten. Darunter befinden sich, neben vier Fundstellen mit wenigen ins Alt- und Mittelpaläolithikum zu datierenden Artefakten, sieben Inventare des Mesolithikums. Dem Neolithikum können lediglich Einzelfunde zugewiesen werden, wobei nur die in vier Exemplaren gefundenen flächenretuschierten Pfeilspitzen eine hinreichend sichere Zuordnung erlauben.

Einen Schwerpunkt der Arbeit bildet die Bestimmung der in den Inventaren verwendeten Silexrohstoffe. Sie geht einher mit Untersuchungen über die natürlichen Vorkommen von Kieselgesteinen in der hessischen Rhön. Auf diese Weise gelingt es, den Anteil von lokal vorkommendem Silexmaterial (bes. Muschelkalk-Hornstein, Tertiärquarzit, Basalt-Hornstein) zu Fremdmaterialien (bes. Keuper-, Jura- und Kreideflint) für die Gesamtstichprobe sowie für die paläolithischen und mesolithischen Inventare im einzelnen zu bestimmen. Dabei zeigt sich, daß lokal verfügbarer Silexrohstoff in den Inventaren des Paläolithikums und Mesolithikums der hessischen Rhön tendenziell überwiegt. Einen etwas anderen Trend zeigen Vergleichsstichproben, die vor allem aus dem nördlichen Vorland der Rhön, dem Haunetal, stammen. Sie enthalten das gleiche Spektrum verarbeiteter Silexrohstoffe, fallen aber durch eine häufigere Verwendung von importiertem Kreideflint auf. Der hohe Anteil an Kreideflint im Haunetal, er geht insbesondere auf die Dominanz dieses Rohstoffs auf der Fundstelle Himmelhecke zurück, wird von der Autorin auf eine intensivere neolithische Besiedlung im Vorland der Rhön und somit auf eine andere Art der Versorgung mit Silexrohstoff im Neolithikum zurückgeführt (S. 28; 94). Leider sind die Inventare aus dem Vorland der Rhön nicht abgebildet, so daß diese wichtige Aussage nicht überprüfbar ist.

Im zweiten Teil der Arbeit werden die Materialanalysen zu den Silexartefakten und den natürlichen Silexvorkommen der hessischen Rhön vorgelegt (S. 62 ff.). Sie schließen ein breites Spektrum petrographischer Analysen (u. a. lichtmikroskopische Untersuchung von Gesteinsoberflächen und Dünnschliffen, Rasterelektronenmikroskopie, Röntgendiffraktometrie) ein. Die einzelnen Silexrohstoffe werden ausführlich behandelt. Eine der Beschreibung des jeweiligen Rohmaterials beigegebene Zusammenstellung der Feldkennzeichen ermöglicht auch dem „Nicht-Petrographen“ eine Ansprache der Materialien. Diesem Abschnitt schließen sich Ausführungen zur Genese der Silices und ein Vorschlag zur Nomenklatur der Kieselgesteine an.

Es muß insgesamt gewürdigt werden, daß die Arbeit sowohl die archäologische Auswertung der Inventare als auch petrographische Untersuchungen einschließt. Hervorzuheben ist, daß die archäologische Prospektion und ein großer Teil der geologischen Geländearbeit von der Autorin selbst durchgeführt wurden. Die archäologische Relevanz der Untersuchung muß unterschiedlich bewertet werden. Sicherlich ist unter siedlungsgeographischem Gesichtspunkt wichtig, daß eine für die Steinzeit als siedlungsleer oder siedlungsarm geltende Mittelgebirgsregion auch nach intensiver Geländertätigkeit nur vergleichsweise spärliche Funde liefert. Trotzdem bleibt es aber unbefriedigend, daß den aufwendigen und mustergültigen Kartierungen der natürlichen Silexvorkommen und den petrographischen Untersuchungen ein Fundstoff von vorwiegend heimatgeschichtlicher Bedeutung gegenübersteht. Entsprechende geologische und petrographische Arbeiten könnten in Verbindung mit aussagefähigen Inventaren, man denke beispielsweise an die Magdalénien-

Fundstellen auf der anderen Seite des Thüringer Waldes, weit nutzbringender angewandt werden.

D 14195 Berlin
Altensteinstr. 15

Klaus-Peter Wechler
Freie Universität Berlin
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

Michael A. Jochim, Henauhof-Nordwest – Ein mittelsteinzeitlicher Lagerplatz am Federsee. Mit Beiträgen von Douglas B. Bamforth, Susan A. Gregg, Alison Rautman und Caroline Vermeeren. Materialien zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 19. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1993. 143 Seiten, 73 Abbildungen, 33 Tabellen, 1 Beilage. Preis 36,- DM.

Mesolithische Funde sind in Südwestdeutschland vorrangig aus Höhlen und Abris der Schwäbischen Alb und des Oberen Donautals sowie aus Secufersiedlungen, insbesondere des Federsees, bekannt geworden. Michael A. Jochim beschäftigte sich 1976 unter wirtschaftlichem und siedlungsgeographischem Aspekt mit den mesolithischen Fundstellen dieses Raumes und vermutete einen saisonalen Zusammenhang zwischen den Siedlungsplätzen beider Regionen. Das Fehlen moderner Grabungen zum Mesolithikum im Federseegebiet ließ eine Überprüfung seiner, in hohem Maße auf Modellbildungen basierenden Ergebnisse dringend notwendig erscheinen. Vor diesem Hintergrund wurden 1980 Prospektionen zur Aufdeckung eines grabungswürdigen Platzes im Verlandungsbereich des Federsees durchgeführt. In ihrem Verlauf konnte eine Fundkonzentration in der Verlandungszone des Siedlungsplatzes Henauhof-Nordwest entdeckt und schließlich zwischen 1981 und 1985 in drei Grabungskampagnen untersucht werden. Erklärtes Ziel der Ausgrabungen war es, die saisonale Einbindung der Fundstelle in den mesolithischen Wirtschaftszyklus aufzudecken und die Bedeutung vegetabilischer Nahrung innerhalb der mesolithischen Wirtschaft zu untersuchen (S. 14).

Ein einführender Abschnitt (S. 16–22) ist zunächst den Ergebnissen der Prospektionen gewidmet. Insgesamt wurden im Bereich von fünf bekannten steinzeitlichen Siedlungen, zwei von ihnen (Fe-3; Fe-8) liegen im nördlichen, die übrigen (Fe-5; Fe-5s; Fe-18) im südlichen Federseegebiet, Erkundungen durchgeführt. Bei diesen Arbeiten handelt es sich in erster Linie um Bohrkernuntersuchungen, die meist durch Sondierungsschnitte ergänzt wurden. Archäologisches Material in nennenswertem Umfang erbrachte nur einer der Plätze (Fe-5s), die in den Folgejahren untersuchte Siedlung Henauhof-Nordwest. Nicht nachvollziehbar ist, warum bei den Bohrungen Gerät eingesetzt wurde, das lediglich 1,20 m Tiefe erreicht. Vielleicht sollten von vornherein nur solche Fundschichten aufgeschlossen werden, die ohne künstliche Grundwasserabsenkung zu graben waren. Diese Art der Erkundung führte aber dazu, daß innerhalb der Verlandungszone vielfach nicht die Basis der organogenen Sedimente erfaßt wurde. Dadurch bleibt die Stratigraphie der Plätze zumeist unzureichend geklärt. Ebenso ist das Vorhandensein von ergiebigen Fundschichten in größerer Tiefe möglich.

Mit in das Sondierungsprogramm einbezogen war auch der durch seine möglicherweise mesolithischen Hüttengrundrisse in die Literatur eingegangene Siedlungsplatz „Tannstock“. Leider gelang es hier nicht, die Grabungsgrenzen der Jahre 1928–1930 wiederzufinden, den Anschluß an die Flächen der alten Grabung herzustellen, um so die fraglichen Befunde zu überprüfen. In der östlich der Siedlung gelegenen Verlandungszone des Federsees durchgeführte Bohrungen und Sondagen erbrachten Funde in geringer Zahl. Der alte Uferbereich wurde dabei nicht sicher erfaßt (vgl. S. 20). Weiter seewärts enden

Bohrungen und Sondierungsschnitte erneut, ohne daß die Basis der Torfe und Mudden erreicht ist (S. 20 und Abb. 18).

Nur etwa 500 m entfernt, im Bereich des Siedlungsplatzes Henauhof-Nordwest (Fe-5), hatten die Bohrungen schließlich Erfolg. Auch hier führte aber nicht das aufwendige Bohrprogramm (114 Bohrkern) zur Aufdeckung der Fundkonzentration, sondern das Anlegen von Sondierungsschnitten. Insgesamt wurden 157 m² untersucht. Die angewandte Grabungstechnik entspricht den Erfordernissen einer Ausgrabung im Feuchtbodenmilieu und der eingangs genannten Fragestellung. Größere Steine, Hölzer, Haselnüsse und Holzkohlen wurden nach 10 cm-Abbaulagen gezeichnet, Artefakte dreidimensional eingemessen. Für 40 Prozent der gegrabenen Quadrate ist die Orientierung (Neigungswinkel und Ausrichtung) größerer Artefakte dokumentiert. Zum Auffinden botanischer Reste und kleiner Artefakte wurden systematisch Sedimentproben entnommen und schließlich die Sedimente der Grabung, nach Viertelquadratmetern und Abbaulagen getrennt, gesiebt. Allerdings sind nur 51 Quadrate, also weniger als ein Drittel der untersuchten Fläche, bis zum Anstehenden ausgegraben worden. Die Untersuchung der übrigen wurde wegen Fundmangel oder Grundwasserproblemen eingestellt. Für eine Forschungsgrabung der 80er Jahre ist das inakzeptabel. Aus den Fundverteilungsplänen der einzelnen Schichten (S. 72–113) schließlich ist nicht ersichtlich, welcher Quadratmeter tatsächlich fundleer, und welcher nur nicht bis zu Ende ausgegraben ist. Der Wert der planigraphischen Befunde ist damit stark eingeschränkt.

Ein gesondertes, von A. Rautmann verfaßtes Kapitel (S. 25–42) gibt, neben einer kurzen Einführung zur Geologie des Federseegebietes, einen Überblick zu den sedimentologischen Untersuchungen am Fundort. Von besonderem Wert sind in diesem Zusammenhang Analysen zu den archäologischen Fundschichten, die wichtige Hinweise auf deren Zeitstellung und Entstehung liefern.

Zur Besiedlungsgeschichte des Platzes ergibt sich aufgrund von Stratigraphie, botanischen Großresten, ¹⁴C-Datierungen, archäologischen Funden sowie unter Einbeziehung der palynologischen Untersuchungsergebnisse (Kapitel C. Vermeeren – S. 49–52) folgendes Bild:

Die ältesten Funde stammen aus einem sandigen Kies (Schicht 6), der direkt über dem Geschiebelehm der rißzeitlichen Grundmoräne lagert. Diese Schicht kann als alter Strand des Federsees angesprochen werden. Sie ist, vor allem aufgrund des palynologischen Befundes, ins Spätglazial, wahrscheinlich in die jüngere Dryaszeit, zu datieren. Das kleine Fundinventar, es enthält Rückenretuschen, kurze Kratzer und mehrere Stichel, würde einer solchen Einordnung entsprechen. Zwei ¹⁴C-Datierungen der Schicht 6 fallen hingegen deutlich zu jung aus.

Im Hangenden schließt sich eine durch eine sandige Zwischenlage gegliederte Torfmudde (Schicht 5) an, die palynologisch und radiometrisch ins Präboreal datiert ist. Das Fundinventar dieser Schicht ist typologisch wenig aussagefähig. Die Funde waren im oberen Teil (Schicht 5a) des Schichtkomplexes konzentriert.

Über der Torfmudde befindet sich ein grauer Sand (Schicht 4), der hangwärts und seewärts auskeilt. Hier handelt es sich erneut um Strandsedimente. Nach den naturwissenschaftlichen Untersuchungen gehört die Schicht ins Boreal. Sie erbrachte das umfangreichste Silexinventar der Grabung (911 Artefakte, darunter 120 Geräte). Die Funde streuen über die gesamte Schicht, waren aber in ihrem Oberteil besonders häufig. Typologisch bestätigen die Silexgeräte die frühmesolithische Zeitstellung des Komplexes, im Mikrolithenspektrum sind Formen des Beuronien B und C gut vertreten. Unbegründet erscheinen Spekulationen über eine spätmesolithische Komponente innerhalb des Komplexes (S. 84; 88). Bei den dafür in Anspruch genommenen atypischen Trapezen (Abb. 36,28–30) handelt es sich, nach der

Zeichnung zu urteilen, um Medialfragmente von Klingen mit Lateralretusche bzw. lateralen Gebrauchsspuren.

Über dem Sand lagert Torf (Schicht 3). Trotz schlechter Pollenerhaltung konnte nachgewiesen werden, daß die Torfbildung im älteren Atlantikum einsetzte. Sechs ¹⁴C-Daten aus unterschiedlichen Horizonten der Torfschicht schwanken zwischen 7615 ± 150 BP (UCR-1466) und 5700 ± 140 BP (UCR-1468). Funde waren in einer 5–10 cm starken Zone innerhalb des Torfes konzentriert. Die beiden jüngsten der sechs ¹⁴C-Daten sind an Holzkohle gemessen worden, stammen somit wohl aus archäologischem Kontext. Nach Angabe des Ausgräbers soll das zweitjüngste Datum (6720 ± 70 BP – Beta-5573) an einer Probe aus dem Niveau der Fundschicht bestimmt worden sein. Es fällt ins frühe bis mittlere Atlantikum, datiert die Reste der Hauptfundschicht also ins Spätmesolithikum. Typologisch wird das Inventar den Erwartungen nur bedingt gerecht, es fehlen die für das Spätmesolithikum charakteristischen Trapeze. Immerhin scheinen aber eine größere Zahl von Kerbklingen und allgemein das Vorhandensein regelmäßiger Klingen diesen Zeitanatz zu stützen. Einzelne Artefakte kamen in stratigraphisch höherer Position, im Oberteil von Schicht 3, zutage. Zu diesen Funden gehören neben einer Gemeinhaxt auch einige wenige keramische Reste (S. 48; 109). Vielleicht steht das jüngste ¹⁴C-Datum aus Schicht 3 (5700 ± 140 BP – UCR-1468) mit diesen Funden in Zusammenhang.

Damit ist die Abfolge der Siedlungsschichten im Verlangungsbereich umrissen. Hangwärts bindet in den Torf der Schicht 3 ein Geschiebelehm (Schicht C) ein, der durch Erosion entstanden ist und Funde unterschiedlicher Zeitstellung enthält. In einer isolierten Grabungsfläche am Hang schließlich wurden eisenzeitliche Siedlungsreste geborgen (Schicht B).

Die Resultate der von C. Vermeeren durchgeführten Pollenanalyse sind, soweit sie von Relevanz für die chronologische Einordnung der Funde sind, bereits referiert worden. Anzuführen bleibt, daß die Diagramme auch hinsichtlich möglicher Einflüsse des mesolithischen Menschen auf das Vegetationsbild, z. B. Brandrodung, ausgewertet wurden. Entsprechende Hinweise konnten jedoch nicht gefunden werden (S. 52).

Eine der Zielstellungen des Projektes war es, Informationen zur Bedeutung vegetabilischer Nahrung im Mesolithikum zu gewinnen. Die Bearbeitung der zu diesem Zweck systematisch geborgenen Sedimentproben lag in den Händen von S. A. Gregg (S. 53–71). Insgesamt wurden 22 Ein-Liter-Proben aus dem Bereich der Grabung geschlämmt und auf ihren Gehalt an Samen, Nüssen und anderen Früchten analysiert. Damit ist nur ein sehr geringer Teil der entnommenen Proben ausgewertet. Die Untersuchung ergab ein typisches Spektrum von Pflanzen der Moor- und Ufervegetation. Sichere Hinweise auf Wildpflanzennutzung waren nicht zu erbringen. Es sind aber Arten vertreten, die ohne weiteres wirtschaftliche Bedeutung, auch als Nahrungsmittel, gehabt haben können. Angaben dazu finden sich in sehr knapper Form am Ende des Kapitels. Außerdem stammen aus dem Bereich der Grabung „mehrere Tausend“ Haselnüsse, meist vollständig, gelegentlich mit Nagerspuren (S. 70). Belege für eine Sammeltätigkeit des mesolithischen Menschen gibt es nicht, die Nüsse traten gehäuft außerhalb der artefaktführenden Horizonte auf (S. 24).

Ein Überblick zu den Funden der einzelnen Schichten und ihren Verteilungen findet sich auf den Seiten 72–121. Angaben zu den Silexgeräten sind bereits im Zusammenhang mit der Besiedlungsgeschichte gemacht worden und sollen an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Verarbeitet wurde in erster Linie lokales Rohmaterial, Hornstein und Radiolarit. In geringen Anteilen ist in den Schichten des Spätpaläolithikums bis Spätmesolithikums (Schicht 6–3) aber auch Plattensilex vertreten, für den eine Herkunft aus dem bayerischen Donaugebiet (Kreis Kelheim) wahrscheinlich ist.

Die Grabung hat auch Artefakte aus Knochen und Geweih erbracht. Herausragende Bedeutung erlangt die Fundstelle durch eine große Zahl einfacher Spitzen. Diese kommen vom Präboreal bis ins Atlantikum hinein vor (Schicht 5–3). Insgesamt 177 Spitzen stammen aus diesen früh- bis spätmesolithischen Schichten. Nur zwei der Stücke wurden aus Geweihspänen gefertigt. Ansonsten diente Knochen, meist Metapodien vom Hirsch, als Rohstoff. Die überwiegende Mehrzahl ist zerbrochen. Etwa drei Viertel der Stücke sind Basalfragmente. Sie überwiegen in allen drei Fundschichten. Hinweise auf eine Herstellung der Knochenspitzen am Ort fehlen. Ebenso liegen keine anderen Typen von Spitzen aus Knochen und Geweih aus der Grabung vor. Wir fassen hier eine erstaunliche Kontinuität vom Früh- bis zum Spätmesolithikum in typologischer, insbesondere aber auch in funktioneller Hinsicht. Das Überwiegen der Basalfragmente deutet darauf hin, daß im Uferbereich defektes Jagd- bzw. Fischereigerät repariert wurde. Unverständlicherweise ist nur ein Bruchteil der Knochenspitzen zeichnerisch wiedergegeben. Photos, die die Lage der Stücke in der Fundschicht dokumentieren, fehlen. Es wurden nicht einmal Verteilungspläne für die Spitzen gezeichnet.

Henauhof-Nordwest hat für die Zeit vom Spätpaläolithikum bis zum Spätmesolithikum (Schicht 6–3) ein aussagefähiges Faunenmaterial geliefert. Während im spätpaläolithischen Komplex Pferde und Boviden noch mit hohen Anteilen am Knochengewicht vertreten sind, dominieren im Faunenspektrum der mesolithischen Horizonte Hirsch und Reh (S. 131). Fische und Vögel erreichen in den Spektren insgesamt nur geringe Gewichtsanteile, scheinen aber im Laufe der Zeit eine Bedeutungszunahme erfahren zu haben (S. 125).

Die wenigen Scherbenfunde der Grabung werden durch S. A. Gregg vorgestellt (S. 122). Sie stammen aus dem durch Hangerosion verlagerten Geschiebelehm (Schicht C) und aus der Fläche mit den eisenzeitlichen Siedlungsresten (Schicht B). Für die Scherben aus Schicht C wird ein neolithisches Alter angenommen. Zwei gekerbte Ränder könnten auf einen Zusammenhang mit der Aichbühler Gruppe des frühen Jungneolithikums weisen. Angaben zu den bei M. A. Jochim (S. 48; 109) erwähnten Scherben aus dem Torf der Schicht 3, oberhalb des spätmesolithischen Horizontes geborgen, fehlen in diesem Abschnitt.

D. B. Bamforth führte trassologische Untersuchungen an Silexgeräten durch (S. 123–124). Dazu wurde eine Stichprobe von 24 Rückenmesserchen des Spätpaläolithikums bis Spätmesolithikums (Schicht 6–3) sowie aus dem umgelagerten Geschiebelehm (Schicht C) ausgewählt. Die Analyse im hochvergrößerten Bereich (100fach bis 400fach) ergab eine starke Überprägung der Stücke durch chemische und physikalische Prozesse. Nur ein Rückenmesserchen zeigte Spuren, die nicht auf postsedimentäre Einwirkung zurückgehen. Insgesamt scheint eine Gebrauchsspurenanalyse an größeren Materialstichproben wenig sinnvoll.

Im folgenden Kapitel (S. 125–134) werden aufgrund eines detaillierten Vergleichs des Materials der einzelnen Schichten von Henauhof-Nordwest Rückschlüsse auf die Genese der Fundhorizonte gezogen und Trends der kulturellen Entwicklung vom Spätpaläolithikum bis zum Spätmesolithikum aufgezeigt. In der Verwendung einfacher Knochenspitzen, der Wahl des Silexrohstoffs und in einzelnen Aspekten der Silexindustrie (S. 127) deuten sich insgesamt starke Kontinuitäten an. Das Schlußkapitel (S. 135–140) stellt Henauhof-Nordwest unter wirtschaftlichem Aspekt den Stationen der Schwäbischen Alb gegenüber.

Einer eingehenderen Würdigung bedürfen zwei Mahlsteine, offensichtlich Unterlieger und Läufer (S. 110 Abb. 61), aus dem spätmesolithischen Horizont (Schicht 3) von Henauhof-Nordwest. Sie wurden nach Angabe des Ausgräbers innerhalb eines Grabungsquadrates zusammen mit „vielen anderen Artefakten“ gefunden (S. 109). Hier liegt zweifellos ein sehr wichtiger

Befund vor, der auf Kontakte mit neolithischen Gruppen hinweisen könnte. Um so mehr verwundert seine unzureichende Vorlage. Die Lage der Mahlsteine ist weder im Übersichtsplan noch im Detail wiedergegeben. Eine petrographische Bestimmung des Materials steht aus („aus einem grobkörnigen Stein ... hergestellt“ – S. 109). Analysen auf mögliche pflanzliche Residuen wurden nicht durchgeführt. Aus der Umgebung der Mahlsteine gehorgene Sedimentproben ergaben bei einer „kursorischen Untersuchung“ durch S. A. Gregg keine Hinweise auf Getreide (S. 70). Es scheint dringend notwendig, ausstehende Analysen nachzuholen und dem Fund Material neolithischer Siedlungen gegenüberzustellen. Bis dahin ist eine Inanspruchnahme der Stücke für Kontakte mit dem Neolithikum verfrüht (S. 111; 133; 140). Vielleicht haben wir ja hier sogar einen Beleg für Wildpflanzennahrung im Mesolithikum. In den auf pflanzliche Großreste analysierten Sedimentproben (S. 60–69) wurde wiederholt Breitblättriger Rohrkolben (*Typha latifolia*) nachgewiesen. S. A. Gregg schreibt, daß die nährstoffreichen Rhizome der Pflanze zur Herstellung eines getreideähnlichen Mehls verwendet werden können (S. 70).

Bei der Beantwortung der Frage, in welche Jahreszeit die Besiedlung in Henauhof-Nordwest fällt, geht M. A. Jochim von den Geweihen aus. Aus der frühmesolithischen Schicht 4 stammen sieben schädelechte Geweihe vom Reh. Sie weisen auf eine Jagd zwischen April und September/Oktober. In der spätmesolithischen Schicht 3 wurden zwei schädelechte Rehgeweihe gefunden. Hier kann im ersten Fall erneut auf April bis September/Oktober geschlossen werden, beim zweiten Stück läßt sich der Zeitraum wegen des kurz bevorstehenden Abwurfs auf September/Oktober einengen. Aus dieser Schicht liegen außerdem zwei schädelechte Geweihe vom Hirsch vor, die auf eine Jagd zwischen September und April hindeuten. Das Material könnte insgesamt für eine Besiedlung im September/Oktober sprechen, läßt aber auch eine Reihe anderer Interpretationen zu. Weitere Analysen, die Fakten zur Frage der Saisonalität beisteuern könnten, wie Untersuchungen zu den Zahndurchbruchsstadien und Zahnzementanlagerungsanalysen, wurden nicht durchgeführt. M. A. Jochim meint, aufgrund seines Modells der jahreszeitlichen Aktivitäten und verschiedener Indizien, für Schicht 4 eine Sommerbesiedlung und für Schicht 3 eine Besiedlung im Herbst nachweisen zu können (S. 138–139). Insgesamt bleiben diese Annahmen vage. So werden bei M. A. Jochim die Stationen des Federseegebietes stets den Siedlungen in Höhlen und Abris der Schwäbischen Alb gegenübergestellt. Das Vorkommen von Plattensilex in Henauhof-Nordwest deutet Beziehungen an, die weit über das den Modellen zugrunde gelegte Gebiet hinausgehen.

Die Ausgrabungen in Henauhof-Nordwest haben wichtige Ergebnisse zum Mesolithikum in Südwestdeutschland geliefert. Die vorliegende Arbeit zeichnet sich durch ihre umfangreichen naturwissenschaftlichen Untersuchungen, insbesondere durch eine breite Auswertung des faunistischen Materials aus. An anderen Stellen, so bei den Mahlsteinfunden aus der spätmesolithischen Schicht, geht die Publikation jedoch nicht über einen knappen Grabungsbericht hinaus. Hier besteht Bedarf an einer eingehenderen Analyse.

D 14195 Berlin
Altensteinstraße 15

Klaus-Peter Wechler
Freie Universität Berlin
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

Richard Bradley and Mark Edmonds, *Interpreting the axe trade. Production and exchange in Neolithic Britain. New Studies in Archaeology.* Cambridge University Press, Cambridge 1993. XIV, 236 Seiten, 24 Photos, 64 Abbildungen, 12 Tabellen. Preis 37,50 £.

Untersuchungen zum neolithischen Bergbau haben in Großbritannien eine lange Tradition. Trotzdem zeigt eine Bestandsaufnahme, daß der Forschungsstand recht uneinheitlich ist. Den umfangreichen Ausgrabungen in Feuersteinbergwerken Südostenglands stehen kaum Arbeiten über die Verbreitung der dort hergestellten Beile gegenüber. Überdies konzentrieren sich die Grabungen auf die Schächte selbst, Schlag- und Arbeitsplätze außerhalb der Schachtfüllungen sind wenig untersucht. In Gebieten ohne Feuersteinvorkommen basierte die Herstellung neolithischer Beile auf Felsgestein. Hier ergibt sich ein umgekehrtes Bild. Felsgesteinbeile sind meist petrologisch bestimmt und in ihrer Verbreitung untersucht worden bevor die zugehörigen Rohmaterialvorkommen entdeckt werden konnten.

Ausgehend von dieser Forschungssituation haben die Autoren Untersuchungen im Bereich des Great Langdale-Komplexes in den Cumbrian Mountains (Nordwestengland) durchgeführt. Die dort befindlichen Abbaue für Felsgesteinbeile (Cumbrian axes; Materialgruppe VI) sind die größten ihrer Art in Großbritannien. Besondere Beachtung verdienen die aus diesem Material hergestellten Beile wegen ihrer überregionalen Verbreitung. Das gewonnene Steinmaterial, ein metamorph überprägter Tuff („epidotized tuff“), ist in seinen mechanischen Eigenschaften dem Feuerstein ähnlich.

Die Materialstudie zu den Cumbrian axes (S. 61–153) schließt 1984 und 1985 im Rahmen eines Surveys geborgene Inventare, experimentell erzeugte Serien und Funde aus sieben Sondierungsgrabungen des Jahres 1987 ein. Alle untersuchten Plätze stehen mit der Produktion von Steinbeilen in Beziehung. Erfasst wurden Abbaue in Oberflächennähe, Werkplätze außerhalb der Rohstoffvorkommen sowie große Abbaue, auf denen alle Stadien der Beilproduktion belegt sind. Letztere dienen der Herstellung besonders qualitativvoller Beile. ¹⁴C-Datierungen, palynologische Untersuchungen und stratigraphische Befunde machen deutlich, daß die Beilproduktion im Great Langdale-Gebiet mit dem Frühneolithikum (ab 3800 B. C.) beginnt und bis ins Spätneolithikum (3300–2300 B. C.) reicht. Die Produktion hochwertiger Beile für den überregionalen Austausch setzt am Ende des Frühneolithikums, etwa um 3300 B. C., ein (S. 157). Um 3000 B. C. haben die Cumbrian axes den Höhepunkt ihrer Verbreitung.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die Autoren der Bedeutung der Beile für die Kenntnis des neolithischen Austauschs. Hier sind bereits beim heutigen Forschungsstand wichtige Ergebnisse faßbar. So scheinen im Frühneolithikum zunächst regionale Tauschsysteme bestimmend gewesen zu sein. In diese Zeit datieren Feuersteinbergwerke in Sussex und Wessex. Um 3300 B. C., also mit dem Beginn der überregionalen Verbreitung der Cumbrian axes, endet der Feuersteinbergbau in Südengland. Im Laufe des Spätneolithikums, nach 3000 B. C., verliert das Tauschsystem für die Cumbrian axes dann offensichtlich wieder an Bedeutung. In dieser Zeit entsteht mit dem Feuersteinbergwerk von Grimes Graves ein neues Zentrum überregionaler Beilproduktion in Südengland, das um 2500 B. C. seine Hauptaktivität erreicht (S. 38; 195). Faßbar ist somit eine Entwicklung von regionaler Produktion hin zu überregionalem Austausch und ein Wechsel, vielleicht auch eine Konkurrenz der Produktionszentren. Die Autoren gehen wohl nicht fehl, hinter der überregionalen Verbreitung der Cumbrian axes geänderte politische und soziale Verhältnisse zu sehen (S. 56; 178). Ihre Ausbreitung geht mit einschneidenden Veränderungen einher. So werden am Ende des Frühneolithikums die Long barrows durch Rundhügel mit Einzelbestattungen abgelöst (S. 28; 32; 178). Auffallend ist die häufige Vergesellschaftung der Cumbrian axes mit Grooved ware (S. 192), einer Keramik, die um 3000 B. C. auf den Orkneys entsteht und sich, insbesondere entlang der Küsten (S. 35 Fig. 2,8), in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends bis nach Südengland ausbreitet

(S. 36; 189–192). Mit diesem Phänomen ist wiederum die Ausbreitung von Henge monuments (3000–2500 B. C.) verbunden (S. 33; 36).

Die Untersuchung der Rohstoffgewinnungsorte macht auch deutlich, daß die Beile des Neolithikums in hohem Maße Prestigegegenstände waren, die neben ihrer funktionalen Bedeutung mit magischen/kultischen Inhalten verbunden sind. Sowohl Abbaue für Feuerstein als auch solche für Felsgestein befinden sich, unabhängig von den geologischen Voraussetzungen (S. 42; 93–94), zumeist außerhalb von Siedlungsgebieten (S. 38; 42; 167). Abbaue für Felsgestein wurden in geradezu spektakulärer Lage entdeckt. So befindet sich ein zum Komplex von Tieveuliah (Materialgruppe IX) gehörender Abbau auf Rathlin Island, 5 km vor der Küste Nordirlands (S. 39; 66). Ebenfalls nur von See zu erreichen war der Abbau von Graig Lwyd (Materialgruppe VII) an der Küste von Nord-Wales (S. 39). Auch die Lage der Abbaue in den Cumbrian Mountains (Höhe bis 978 m) läßt sich nicht allein mit ökonomischen Aspekten erklären. Das für die Beilproduktion genutzte Material steht ab 500 m Höhe an (S. 69). Die unregelmäßig über das Gebiet verteilten Abbaue und Werkplätze erreichen jedoch teilweise über 950 m Höhe (S. 207 Tab. A,1). Gerade die großen Abbaue, die mit der spezialisierten Produktion von Beilen für den überregionalen Austausch in Zusammenhang stehen, liegen in schwer zugänglichen Arealen (S. 93). Materialuntersuchungen zeigen, daß dies nicht durch Unterschiede in der Rohstoffqualität zu erklären ist (S. 94).

Die vorliegende Publikation ist sowohl in ihrem Materialteil als auch in der kulturgeschichtlichen Synthese anregend. Die Analyse der umfangreichen Inventare aus den Cumbrian Mountains zeichnet sich durch eine geschickte Wahl von Stichproben, die Analyse weniger wesentlicher Abschlagmerkmale und die Kombination mit experimentell erzielten Ergebnissen aus. Durch die Untersuchungen noch nicht erfaßt sind Abbaue aus der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends, also der Zeit nach der weitesten Verbreitung der Cumbrian axes (S. 180). Zieht man in Betracht, daß andere Felsgesteinabbaue, auf denen für den überregionalen Austausch produziert wurde (S. 39; 42; 45–46), bisher ungenügend erforscht sind und daß wenig über die Absatzgebiete der Silexbergwerke bekannt ist, wird klar, daß das vorliegende Buch nur einen Arbeitsstand skizziert. Es zeigt aber, welche wesentlichen Erkenntnisse Untersuchungen zu den Steinbeilen über den Austausch und damit über die Gesellschaft des Neolithikums und ihre Veränderungen erbringen.

D 14195 Berlin
Altensteinstr. 15

Klaus-Peter Wechler
Freie Universität Berlin
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

Robert W. Ehrich (Hrsg.), *Chronologies in Old World Archaeology*, Bd. I u. II. The University of Chicago Press, Chicago, London 1992. 1103 Seiten, 138 Abbildungen, 120 Tabellen.

Mit der dritten, erweiterten Auflage von Ehrichs chronologischen Studien wird auch in diesem wichtigen Handbuch die dritte Etappe der methodischen Veränderungen bezüglich chronologischer Fragen verwertet: Während sich die erste Auflage 1954 auf komparative Stratigraphien, das heißt relative Chronologien stützte, konnte die zweite 1965 bereits konventionelle Radiokarbondaten benutzen. Hier in der dritten liegt nun erstmals die Verwendung kalibrierter Daten in einem räumlich breit angelegten chronologischen Unterfangen vor, das als Schwerpunkt die Entwicklung vom Frühneolithikum bis zur Frühbronzezeit behandelt.

Während wir allerdings in Mitteleuropa zahlreiche Arbeiten kennen, in denen besonders Wert auf die Darstellung des Kontextes radiometrischer Datierungen gelegt wird, fehlt eine solche Präsentation im vorliegenden Band. Jeder der einzelnen Autoren, die jeweils verschiedene Regionen darstellen, legt Listen vor, in denen die Radiokarbonaten schematisch eingeordnet, aber z. B. die jeweiligen Befunde nicht weiter differenziert werden. Entsprechend fehlt dem Rezensenten die Diskussion über die Zugehörigkeit der Daten zu Befundkategorien, also die Einschätzung als absolut oder relativ gleichzeitig zum zu datierenden archäologischen Befund, als *terminus ante quem* oder *post quem*. Darüber hinaus sind seit langem die Schwierigkeiten bei der Auswertung von radiometrischen Einzelbestimmungen bekannt, so daß normalerweise Datenreihen erstellt und statistische Verfahren zur Evaluierung der Datenschwerepunkte, z. B. im Rahmen von Wiggelmatching oder Interquartilmethode, angewandt werden. Auch diese methodische Voraussetzung einer erfolgversprechenden Benutzung von Radiokarbonaten wird innerhalb des doppelbändigen Werkes nicht erfüllt. Erst recht bleibt unverständlich, warum in keiner der Datenlisten das jeweilige Probenmaterial vermerkt wird, obwohl die Art des Materials immer entscheidender für die Beurteilung des Datums, insbesondere für feinsynchronologische Schlüsse, wird. Damit entfällt leider die Möglichkeit, die „Old World Chronologies“ als Nachschlagewerk für ¹⁴C-Bestimmungen einzusetzen, auch wenn ein Rückgriff auf die genannte Primärliteratur möglich ist.

Eingestandenermaßen mußten die Manuskripte Jahre vor Erscheinen des Werkes abgeschlossen sein. Entsprechend basiert die Kalibration nicht auf dem neuesten Standard. So wird noch nach den internationalen Kalibrationsempfehlungen von 1982 die Umrechnung der ¹⁴C-Daten vorgenommen. Auch Veränderungen in den regionalen Sequenzen aufgrund neuer Forschungsergebnisse haben den Herausgeber nicht davon abgehalten, die ursprünglichen Fassungen nur mit einigen Appenda zu veröffentlichen.

Dies war trotz der aufgeführten Kritik eine richtige Entscheidung. Die Stärke des Werkes besteht darin, daß erstmals, sofern möglich, mit kalibrierten Werten eine weiträumige Darstellung kultureller Entwicklungen des Neo- und Chalkolithikums bis zur Frühbronzezeit in der gesamten Alten Welt vorgestellt wird. Die Ergebnisse zeigen darüber hinaus, daß die absolute Datierung aufgrund der Kalibration radiometrischer Bestimmungen, auch wenn sie methodisch noch nicht sauber angewandt wird, offensichtlich zu Ergebnissen führt, wie sie durch keine traditionelle Datierungsmethode zu erlangen sind: Einerseits läßt die unbekannte Laufzeit von Artefakten und die unbekannte zeitliche Dauer von Austauschprozessen keine Bestimmung zeitlicher Abläufe allein durch die stratigraphisch-typologische Vorgehensweise zu. Andererseits reichen die brauchbaren historischen Schilderungen aus dem Vorderen Orient (ungeachtet deren Qualität) sowieso höchstens bis 3500 v. Chr. kal. zurück.

Inhaltlich werden in den 28 Regionalkapiteln von den verschiedensten Autoren Chronologien vorgelegt, die durch Karten, Diagramme, Bibliographien und die Listen von ¹⁴C-Daten im zweiten Band untermauert werden. Daß diese Chronologien jeweils nur einen recht allgemeinen Rahmen abstecken und eine Diskussion interner feinsynchronologischer Fragen nicht stattfindet, versteht sich bei einem solchen Werk von selbst. Trotzdem ist es z. B. nicht zu verstehen, warum Daten für das prädynastische Ägypten fehlen (Kantor, S. 3 ff.), warum für die Linearbandkeramik ein einfaches Wandermodell beschrieben wird, obwohl die Daten keine zeitliche Tiefe ergeben (Thomas, S. 345), warum umstrittene typologische Gliederungen kleinerer Gruppen benutzt werden, obwohl auch hier eine radiometrische Absicherung der chronologischen Gefälle nicht möglich ist (Thomas, S. 348 ff.), oder warum nicht alle Daten aus einem Befund aufgelistet, sondern das „passende“ herausgesucht wird

(vgl. Kiste Y vom Mont-Saint-Michel, Bretagne, S. 338). Auch die Vernachlässigung der Radiokarbonaten solcher Fundstellen wie Uzzo, Sizilien, die durchaus von erheblicher Wichtigkeit für die Neolithisierung des zentralen Mittelmeerraumes sind, muß im Italien-Kapitel erstaunen (S. 289 ff.).

Dagegen überraschen manche, äußerst sorgfältige Darstellungen. Als Beispiel sei die Besprechung der Daten des vorderasiatischen Akeramikums angeführt, die mit der Fundstelle Sang-e-Caxmaq auch die nördliche Zone der iranischen Hochfläche miteinschließt (Kohl, 180 f.). Damit wird diese Kulturercheinung zu einem Phänomen, das in den ökologisch sehr ähnlichen Zonen der hügeligen Randzonen des fruchtbaren Halbmondes, der südlichen Grenze Zentralasiens und den westlichen Randgebirgen des indischen Subkontinents faßbar ist. Darüber hinaus ist die Synchronisation des PPN B in den ariden Zonen südlich und östlich Palästinas mit bereits keramischen Gemeinschaften (z. B. Protohassuna) zu vermerken.

Bezeichnend bleibt, daß Afrika südlich der Sahara und Asien nur einen kleinen Teil der Abhandlung füllen. So stehen z. B. 32 Seiten über Ost- und Nordostasien im krassen Gegensatz zu 244 Seiten zum Nahen und Mittleren Osten, was den Forschungsstand widerspiegelt, damit aber leider die Möglichkeiten einer solch „globalen“ Arbeit einschränkt.

Zusammenfassend ist festzustellen: Ein zum Einstieg in die kulturellen Sequenzen geeignetes Nachschlagewerk wurde geschaffen, das jedoch keine differenzierten Feinsynchronologien bietet und dessen Präsentation an Radiokarbonaten den Ansprüchen des derzeitigen Niveaus der Diskussion kalibrierter Daten bei weitem nicht mehr entspricht.

D 14195 Berlin
Altensteinstr. 15

Johannes Müller
Freie Universität Berlin
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

John Troeng, *Worldwide Chronology of Fifty-three Prehistoric Innovations*. Acta Archaeologica Lundensia 8, Nr. 21. Almqvist & Wiksell International, Stockholm 1993. 311 Seiten, 65 Tabellen, 56 Abbildungen. Preis: 218,- skr.

Ist es nicht ein gewagtes Unterfangen, die Verbreitung von Innovationen in prähistorischer Zeit zu „world horizons“ zusammenzufassen? Tatsächlich versucht der Autor, aufgrund von typologieunabhängigen Datierungen, Neuerungen in prähistorischer Zeit weltweit zu datieren und globale Horizonte zu identifizieren (S. 6). Ein solches Vorgehen ist erst seit der Ausbreitung radiometrischer Altersbestimmungen möglich: „Before the application of radiocarbon dating the thinking about world horizons was largely speculative“ (S. 9).

Unter einer „Innovation“ versteht Troeng ein „cultural element“, das eine effizientere Technologie, eine bessere Organisation oder eine neue symbolische Form beinhaltet (12 ff.). Was ihre Ausbreitungsmechanismen betrifft, denkt der Autor eher an Diffusionen („spread of a culture element to another region“ [S. 13]) als an Konvergenzen („independent invention“ / „evolution“): „At any time the immense majority of local cultural development testifies to diffusion, and only rarely independent invention as a possible explanation“ (S. 15).

Hinweise auf die Art der Verbreitung von Innovationen sollen räumlich-zeitliche Verteilungsmuster bieten. Wird dabei eine geographische Verbreitungslücke erkannt, sei von unabhängiger Entwicklung auszugehen, ist dies dagegen nicht der Fall und ein chronologisches Gefälle bemerkbar, könne Diffusion angenommen werden (S. 15 f.).

Doch der Forschungsstand ist – gerade weltweit – zu verschieden, um für Troengs globale, nach ökologischen Kriterien

abgegrenzte Regionen vergleichbare Aussagen zu erzielen (S. 16 ff.). Auch kann die archäologische Terminologie stark von den Befunden einzelner Regionen geprägt sein, so daß bestimmte Innovationen nicht faßbar werden. Der Autor stellt z. B. für das Paläolithikum fest: „The history of archaeological research and the priority of French typology may have led to the overlooking of innovations which are poorly documented in the French material“ (S. 24). Darüber hinaus lassen sich Radiokarbonaten oft nur schwer mit der zu datierenden Episode synchronisieren. Verwundern tut der Gebrauch von konventionellen, nicht kalibrierten Daten (S. 26), obwohl sich nur mit letzteren absolute Zeitansätze von Prozessen beschreiben lassen.

Trotzdem untersucht Troeng räumlich-zeitliche Verbreitungsmuster für fünfzig Innovationen, von den einfachsten lithischen Technologien über verschiedene Techniken der Rohstoffgewinnung, Siedlungsweisen, Keramikproduktion, dem Auftreten von formalen Gräbern bis zum Vorhandensein von Figurinen (S. 38 ff.). Grundgerüst bilden Weltkarten und dazugehörige Listen, auf denen jeweils die ältesten Datierungen pro Region vermerkt sind. Auch wenn die Daten quellenkritisch in ein Qualitätsraster eingeordnet werden und die Bezeichnung als „Diffusion“ oder „unabhängige Entwicklung“ ebenfalls nach Datengüte differenziert wird, bleiben die Datenbasis global und die Interpretation unvorsichtig.

Beispielsweise führt die Zusammenstellung der frühesten Radiokarbonaten für kultiviertes Getreide Troeng zu der Aussage, innerhalb der Alten Welt würde eine eindeutige Diffusion kultivierter Getreidearten vorliegen (S. 172). Basis seiner Annahme sind die hohen Daten aus Tell Asswad, Syrien, im Gegensatz zu den angeblich ältesten asiatischen aus den chinesischen Peiligang- und Cishan-Kulturen, und einigen jüngeren afrikanischen. Außer acht läßt er dabei die Problematik einiger der von ihm angeführten Daten (z. B. der Hirsepollen aus Ame-kni) und die Diskussionen um selbstständige Getreidedomestikationen am Rande des Industales (mit den Datierungen aus Mehrgarh) oder aber in China. Auch bleibt eine Diskussion der ökologischen Bedingungen für möglicherweise unabhängige, aber gleichzeitige Innovationen aus, da sein geographisches Raster bereits zu groß ist, um diese Unterschiede zu erkennen: Wenn fast alle Randbereiche der iranischen Hochfläche zu einer Region gezählt werden, können mögliche unabhängige Entwicklungen innerhalb dieser Region nicht verfolgt werden.

Ähnliches läßt sich bezüglich der Verbreitung der Töpferei feststellen. Der Autor listet die unzweifelhaft hohen Radiokarbonaten für japanische und chinesische Töpferwaren auf und stellt diese den jüngeren vorderasiatischen und nordafrikanischen gegenüber. Angeblich findet auch hier eine großräumige Diffusion statt, die über den bisher nicht erfaßten zentralasiatischen Raum und möglicherweise die arabische Halbinsel nach Westen führt. Betrachten wir die Daten genauer, so wird klar, daß seine Schlüsse auf verkehrten Werten bzw. zu weiträumigen „Weltregionen“ basieren. So sind die Keramikdaten für die südliche Sahara und die nördliche Sahelzone wesentlich höher als die vorderasiatischen (vgl. z. B. R. Kuper, Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte der Ost-Sahara. Arch. Korrb. 18, 1988, 127–142). Auch im Mittelmeerraum deutet sich eine ältere Datierung der westlichen im Gegensatz zu den östlichen Keramikvorkommen an (vgl. z. B. R. Nehren, Zur Prähistorie der Maghrebländer [Marokko – Algerien – Tunesien]. Materialien z. Allg. u. Vgl. Arch. 49 [Mainz 1992] 187 f.). Auch die „Lücke“ zwischen west- bzw. südsibirischen Daten und vorderasiatischen ist viel zu groß, um hier nur ein Forschungsdesiderat zu vermuten.

Die chronologische Gruppierung von Innovationen in „Weltregionen“ (S. 212 ff.) entbehrt also, wie bereits die beiden angeführten Beispiele zeigen, einer adäquaten Datenbasis bzw. -auswertung. Was bleibt, ist ein Nachschlagewerk zu frü-

hesten Datierungen bestimmter Innovationen, zusammengestellt in übersichtlichen Tabellen, deren richtiger Kontext allerdings vom Leser noch überprüft werden muß.

D 14195 Berlin
Altensteinstr. 15

Johannes Müller
Freie Universität Berlin
Seminar für Ur- und Frühgeschichte

E. N. Chernykh, *Ancient metallurgy in the USSR – the Early Metal Age*. Transl. by Sarah Wright. Mit einem Vorwort von Philip L. Kohl, Wellesley College, USA. *New Studies in Archaeology*, Cambridge University Press, Cambridge 1992. 358 Seiten, 106 Abbildungen, 29 Tafeln. Preis 60,-£.

In seinem Buch „Prähistorische Metallurgie in der Sowjetunion – das frühe Metallzeitalter“ faßt Evgenij Nikolaevič Chernykh (Chernykh), der Leiter des Naturwissenschaftlichen Laboratoriums am Archäologischen Institut der Akademie der Wissenschaften Rußlands (vormals UdSSR), Moskau, die Ergebnisse archäometallurgischer Forschung in der ehemaligen Sowjetunion zusammen, die er in den letzten drei Jahrzehnten maßgeblich mitgeprägt hat. Die Aufgabe, die sich Chernykh gestellt hat, ist, die Entwicklung der Metallurgie in den Weiten Nordeurasien vom frühen 5. bis zum Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr., im „Frühen Metallzeitalter“, zu beschreiben. Er beschränkt sich daher auch nicht auf das ohnehin schon gigantische Gebiet der UdSSR, sondern schließt den balkanisch-karpatenländischen Raum mit in seine Betrachtung ein. Sein Werk stellt somit eine umfangreiche und gut fundierte, engagierte und provozierende Synthese dar, die für diesen Raum bisher ohne Beispiel ist. Dem Leser werden dabei Anregungen und Anstöße gegeben, die weit über das Phänomen der frühen Metallurgie hinausgehen und häufig auch zum Widerspruch reizen. Zudem enthält hier ein ausgewiesener Kenner der Materie eine Welt, die den meisten westlichen Lesern mangels russischer Sprachkenntnisse bisher verborgen gewesen ist.

Chernykh hat daher auch sein Buch für die Bedürfnisse des westlichen Lesers als Diskussionsgrundlage und als Einführung in einen, ihm in der Regel fernliegenden Raum geschrieben. Der begrenzte Umfang dieses neuen Bandes der „New Studies in Archaeology“ hat es zudem nicht erlaubt, seine Thesen in allen Details ausführlich zu untermauern. Ein umfangreicher Belegteil, insbesondere mit Tabellen der Metallanalysen, mußte zwangsläufig entfallen; das hätte ein mehrbändiges Werk erfordert. Chernykh ist sich dessen bewußt. Er legt daher seinen Schwerpunkt auf die „signifikantesten Fragen, die ausstehenden Probleme und die Hauptergebnisse in der Kulturgeschichte des Frühen Metallzeitalters“. Die Geschichte des Bergbaues und der Metallurgie beschreibt er daher als „system of metallurgical provinces which are gigantic units containing similar industrial centres.“ (XXII). Zu diesem Zweck stellt er jede für seine Thesen relevante archäologische Kultur in einem kurzen Abriss dar. Aufgrund seines Überblicks ist es Chernykh gelungen, komplexe und komplizierte archäologische Sachverhalte komprimiert, aber dennoch detailreich und anschaulich darzulegen.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß Angaben wie z. B. „zweites Drittel des 4. Jahrtausends“ oder „Mitte bis Ende des zweiten Jahrtausends“ die in der früheren Sowjetunion durchweg übliche Terminologie archäologischer Chronologie gewesen ist, da Archäologie (und auch Ethnographie) den historischen Disziplinen zugeordnet sind. Hierbei ist die Datierung archäologischer Funde und Kulturen nur scheinbar „absolut“; sie ist auch in der sowjetischen Archäologie nicht so verstanden worden, sondern nur als Annäherungswert, und kommt damit in ihrer Verwendung mitteleuropäischen, „abstrakten“ Stufengliederungen wieder recht nahe. Für weiterge-

hende Informationen von sachkundiger Seite erlaubt sich Rezensent, auf den Aufsatz von V. A. Bulkin/L. S. Klejn/G. S. Lebedev, *Attainments and problems of Soviet Archaeology*, *World Arch.* 13, 3, 1982, 272 ff. hinzuweisen.

Das Buch ist übersichtlich in zehn Hauptkapitel, diese wiederum in mehrere Unterkapitel gegliedert. Das Einleitungskapitel informiert über die Konzeption und Periodisierung des frühen Metallzeitalters, die angewandten Untersuchungsmethoden und enthält die Definitionen für die Begriffe „metallurgische Kreise und Bereiche“.

Die Kapitel zwei bis neun unterrichten in chronologischer und geographischer Ordnung über die (wichtigsten) frühmetallzeitlichen Kulturen der ehemaligen Sowjetunion (im folgenden synonym auch als Nordeurasien bezeichnet). Das zweite Kapitel ist der Kupferzeit gewidmet, die Kapitel drei bis fünf dem „Circumpontischen Metallurgischen Bereich (abgek.: CMB)“, Kapitel sechs der Früh- und Mittelbronzezeit außerhalb des CMB, das siebte und achte dem eurasischen und europäischen metallurgischen Bereich während der Spätbronzezeit und das neunte schließlich der Spätbronzezeit im zentralasiatischen, im iranisch-afghanischen und kaukasischen Bereich. Eingeschlossen in diese Kapitel ist eine repräsentative Auswahl charakteristischer Formen und Funde, die teils als Photo, teils leider oft nur als sehr grobe Umrißzeichnungen abgebildet sind (man hätte sich vom englischen Herausgeber gewünscht, wenigstens die Abbildungsqualität russischer Publikationen, wie z. B. die der einschlägigen Bände der neuen Reihe *Archeologija SSSR*, einzufordern). Trotz ihrer offensichtlichen Mängel genügen auch diese Zeichnungen, um für die wesentlichen Tendenzen der Formgebung bei den einzelnen Kulturen und die sie unterscheidenden Merkmale einen gewissen Eindruck zu bekommen. Dagegen ist der trotz der hohen Informationsdichte flüssig geschriebene Text anregend und spannend zu lesen. Der gut durchstrukturierte Textaufbau erlaubt es weiterhin, das Buch fast handbuchartig zu nutzen, sofern man sich nur einen raschen Überblick über einzelne Kulturen verschaffen will; dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß es ein sehr persönliches Buch ist.

Im „Solved and unsolved problems“ überschriebenen Schlußkapitel beschränkt sich Černych nicht lediglich auf eine Zusammenfassung der im analytischen Textteil des Buches gelösten und ungelösten Probleme, sondern hierin entwirft er, ausgehend von historischen Sachverhalten, ein Theoriegebäude für die historische Entwicklung der Alten Welt von den Anfängen des Metallzeitalters bis in das ausgehende Mittelalter, wobei der Anteil Nordeurasien gebührend betont wird. Rezensent sieht sich jedoch an dieser Stelle außerstande, auf die geschichtsphilosophischen und theoretischen Implikationen dieses Teils der Arbeit in angemessener Weise einzugehen; dies würde den Rahmen einer Rezension sprengen. Sehr knapp ausgedrückt sei jedoch angemerkt, daß Černych in gewissem Sinne einer zyklischen Geschichtsauffassung anzuhängen scheint, wobei er meint, als Zeitmaß Perioden von ca. achthundert Jahren Dauer für Aufstieg und Verfall von Kulturen angeben zu können.

Černychs Konzept des frühen Metallzeitalters, definiert als „a period when a range of copper or bronze tools and ornaments formed part of cultural assemblage“ (S. 1), enthält folgende grundsätzliche Überlegungen: der ungleiche Verlauf in der historischen Entwicklung bei den verschiedenen Völkern, und die sprunghafte, nicht lineare, Ausbreitung metallurgischer Kenntnisse in der Alten Welt (siehe z. B. S. 52 ff. Abb. 16). Ausgangspunkte metallurgischer Aktivität sind Klein- und Westasien, wo erste tastende Versuche noch in das Neolithikum (im 8.–6. Jahrtausend v. Chr.) zurückreichen und von wo sich ab dem 5. Jahrtausend v. Chr. die Kenntnis der Metallurgie über die gesamte Alte Welt ausbreitet, so daß bis zum Beginn

des 1. Jahrtausends v. Chr. nahezu alle ihre Regionen (ausgenommen die arktische Zone) daran partizipieren.

Die Voraussetzung für die Entwicklung einer eigenen Metallurgie ist die Verfügbarkeit über Metallvorkommen. In Nordeurasien sind Bergbau und Metallurgie in sechs Zentren konzentriert: Kaukasien, Ural, Kazachstan, Mittelasien (Turkmenien und Nachbargebiete), Sajan-Altai und Transbaikalien. Für die Kulturen im Südwesten (Ukraine, Moldavien) sind außerdem in der frühen Metallzeit die Erze der Karpaten und des Balkans von entscheidender Bedeutung gewesen. Jedoch fehlt im vorliegenden Buch eine detaillierte Karte der Erzlagerstätten sowie der verschiedenen, in Nordeurasien vorkommenden Erztypen (z. B. oxidisches, sulfidisches Kupfererz etc.). Černych zeigt auf Abb. 3 zwar die angeführten Lagerstätten, allerdings bereits in interpretierender Form; das heißt er beschränkt sich auf die Stellen, an denen prähistorischer oder antiker Bergbau (bisher) nachgewiesen ist. Somit ist der Leser auch bei dieser Frage gezwungen gleichfalls in der entsprechenden Literatur nachzuschlagen. Über den jeweiligen Charakter der Erzvorkommen finden sich entsprechende Informationen verstreut im Text, etwa, wenn der Autor darauf hinweist, daß das kaukasische Erz im wesentlichen zum Sulfidkupfer gehöre und deshalb verfeinerte, „entwickeltere“ Abbau- und Verhüttungsverfahren erfordere (S. 60; 157; 275 f.).

Da dieses frühe Metallzeitalter in Nordeurasien immerhin einen Zeitraum von vier Jahrtausenden einnimmt, erfordert es eine Untergliederung bzw. Periodisierung. Černych entscheidet sich dabei für eine allgemeine und nicht regionale Periodisierung, um Raum für regionale Systeme zu belassen, die in die grobe, aber die wichtigsten Etappen umfassende, allgemeine Periodisierung eingepaßt werden können. So unterscheidet er vier Perioden: die Kupferzeit (4500–4000 v. Chr.), die Früh- (4000/3500–2500/2300 v. Chr.), die Mittel- (2500/2300–1600/1500 v. Chr.) und die Spätbronzezeit (1600/1500–1000/900 v. Chr.). Anzumerken ist hier nur, daß Černych eine etwas abweichende Grenzziehung zwischen Früh- und Mittelbronzezeit vertritt. Er datiert die Funde aus Troja II–III und Alaca III etc. in die beginnende Mittelbronzezeit, da hier Gesellschaftsgruppen mit einer, gegenüber den frühbronzezeitlichen andersartigen materiellen und geistigen Kultur auftreten (S. 170 Anm. 29).

Das Gliederungsprinzip in Černychs allgemeiner Periodisierung ist die Abfolge von metallurgischen Kreisen und Bereichen. Die Begriffe „metallurgischer Bereich“ und „metallurgischer Kreis“ sind aufgrund der deutschsprachigen Publikationen Černychs gewiß einem großen Teil der Leser bekannt; dennoch soll ihre Definition kurz wiederholt werden.

Unter dem „metallurgischen Kreis“ („metallurgical focus“) ist das Vorkommen gleichartiger Betriebseinheiten für die Erzeugung von Metallgegenständen zu verstehen. Hierbei sind zu berücksichtigen: die Struktur bzw. Provenienz der Erzeugnisse eines Kreises ist durch besondere Gemeinsamkeiten bestimmt; die technologischen Bedingungen der Herstellung (z. B. Gußtechnik, Gußformtypen); die insbesondere chemisch und metallurgisch definierten Gruppen des Kupfers, die auf verwandte Erzquellen zurückzuführen sind, und die Zusammensetzung der Bronze. Der metallurgische Kreis läßt sich geographisch und chronologisch begrenzen, er kann sich mit einer oder mehreren Kulturen überschneiden, er kann genauso gut aber auch nur eine geographische Variante oder chronologische Stufe ein und derselben Kultur abdecken.

Es muß überdies zwischen metallurgischem Kreis – hier werden sämtliche montanistischen und metallurgischen Aktivitäten entfaltet – und dem metallverarbeitenden Kreis unterschieden werden, in dem nur importierte Rohstoffe (oder vielleicht sogar nur Halbfabrikate) weiter verarbeitet werden.

Der „metallurgische Bereich“ („metallurgical province“) ist ein System von verwandten Kreisen, das häufig ein weit ausge-

dehntes Verbreitungsgebiet einnimmt. Die Verwandtschaft der Artefakte kommt dabei überwiegend in den Waffen und Geräten und weitaus weniger im Schmuck zum Ausdruck. Die Kreise eines metallurgischen Bereiches haben sich gewöhnlich auf Rohstoffquellen gleich mehrerer Bergwerke stützen können. Manchmal bilden sich innerhalb eines Bereiches Zonen, die Kreise mit homogener Ausprägung einschließen. Der Bereich ist ebenfalls chronologisch und geographisch begrenzt. Um eine Vorstellung vom Maßstab dieser Bereiche zu bekommen, führt Černych die „Tatsache“ an, daß während der vier Jahrtausende Dauer der frühen Metallzeit in Nordeurasien insgesamt nur sieben metallurgische Bereiche bestanden hätten (S. 8).

Bedauerlicherweise sind die zusammengehörenden Abbildungen 5 (Chronologieschema der Beziehungen zwischen metallurgischen Bereichen und archäologischen Kulturen) und 6 (Chronologieschema der Erzeugung und Verwendung von Kupfer, Arsen- und Zinnbronzen in den wichtigsten metallurgischen Bereichen) durch den Satz voneinander getrennt, also auf nacheinander folgenden Seiten abgedruckt worden; dies erschwert ihre Verstehbarkeit erheblich. Würden die beiden Abbildungen, wie vom Autor beabsichtigt (vgl. *Sovjetskaja Arch.* 4, 1978, 55 f.), nebeneinander stehen, ergäbe sich auf einen Blick die chronologische Abfolge von „Reinkupfer“ über Arsenbronze hin zu Zinnbronze zur Herstellung von Metallgeräten in den Regionen mit der längsten metallurgischen Tradition. Zureichend illustriert wird durch diese Tabellen die geographische und zeitliche Ausdehnung der wichtigsten Bereiche und der zu ihnen gehörenden archäologischen Kulturen sowie Černychs Definition von Kupfer- und Bronzezeit.

Kupferzeit umfaßt diejenigen archäologischen Kulturen und die zugehörigen metallurgischen und metallverarbeitenden Kreise, die alle Geräte und Waffen aus metallurgisch „reinem“ Kupfer oder natürlichen Legierungen hergestellt haben. Dagegen produzieren in der Bronzezeit die Hauptkreise Waffen und Geräte ausschließlich (oder zum größten Teil) aus verschiedenen Legierungen des Kupfers mit Zinn, Arsen, Antimon und anderen Elementen. Die Spätbronzezeit ist demnach die Periode, in der sich die Zinnbronze als Werkstoff durchgesetzt hat.

Die Zuordnung zu bestimmten „metallurgischen Kreisen“ bzw. „Bereichen“ beruht im wesentlichen auf morphologischen Ähnlichkeiten der Waffen und Geräte und grundsätzlichen Ähnlichkeiten in ihrer Herstellungstechnik. Dabei müssen die Legierungen einander entsprechen, da diese von den jeweils verfügbaren Rohstoffquellen abhängen, während die Vorliebe für das eine oder andere morphologische uniforme Set von Artefaktkategorien oder Handwerkstechniken wenig oder gar nicht vom Zugriff auf Rohmaterialien abhängt.

Černychs Konzept besticht somit durch seine Schlichtheit und die damit verbundene breite Anwendungsmöglichkeit. Denn Waffen und Geräte sind in ihrer Morphologie viel stärker von ihrer Funktion (i.S. ihrer Verwendbarkeit in der Praxis) abhängig und somit universaler als Schmuck oder gar Prestige- oder Kultgegenstände. Diese haben Individualcharakter, geben ihrem Besitzer Identität und Individualität; Waffen sollen dagegen „funktionieren“, von praktischem Nutzen sein. Dieser Unterschied drückt sich auch deutlich in den verschiedenartigen Mischungsverhältnissen bei den Legierungen aus. Er ermöglicht sogar, zufällige von absichtlichen Legierungen selbst dann zu unterscheiden, wenn das Ausgangserz bereits in hohem Maße durch fremde Elemente (insbesondere Arsen, Antimon, Nickel etc.) verunreinigt ist, wie Černych mit treffenden Beispielen aus Kaukasien und Mittelasien belegt (S. 17).

Černychs Untersuchungsmethode – im vorliegenden Band auf nur zwei (!) Seiten (S. 16 f.) abgehandelt – besteht außer der Artefakttypologie, den bereits erwähnten spektrographischen und metallographischen Untersuchungen zusätzlich aus nicht näher beschriebenen korrelationsstatistischen Verfahren. Ähnlich wie beim deutschen SAM-Unternehmen sind zwar

Gruppen gebildet worden, jedoch betont Černych, daß im Unterschied zu diesem Verfahren vom Moskauer Team auch die kulturelle Zugehörigkeit der untersuchten Gegenstände berücksichtigt worden sei.

Die Grundlage für Černychs Ausführungen sind die ca. 50.000 Analysenergebnisse, die aus sämtlichen sowjetischen Labors herangezogen worden sind. Den Löwenanteil kann dabei das Moskauer Labor für sich beanspruchen, das bis zum Jahre 1982 mehr als 35.000 Spektralanalysen beige-steuert hat. Trotz dieser imponierenden Zahl der Spektralanalysen sind aus heutiger Sicht Zweifel angebracht am tatsächlichen Aussagewert der Daten. Insbesondere für so gewichtige Probleme wie die Frage nach der Herkunft der verarbeiteten Metalle. Denn aufgrund neuer Forschungen hat sich gezeigt, daß nur die Bleiisotopenbestimmung hinreichend zuverlässige Aussagen über die Herkunft des Ausgangsmetalls zuläßt. Wenn es sich zudem um Metallvermischungen, um Legierungen oder um Wiederverwendung von Altmetallen handelt – wie wohl für die (voll ausgebildete) Bronzezeit vorauszusetzen ist –, so erscheinen Spektralanalysen allein zur Herkunftsbestimmung kaum ausreichend zu sein. Hinzu kommt, daß Černych gerade für die wesentliche Frage des Ausgangsmetalls zum größten Teil auf Daten zurückgreift, die in den frühen sechziger Jahren gewonnen worden sind. Selbstverständlich soll hier die Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Laborarbeit nicht in Frage gestellt werden. Zudem weist Černych (S. 19) selbst darauf hin, daß eine so einfache Zuordnung mit den gegenwärtigen Methoden (das heißt unter Ausschluß der Bleiisotopenanalyse) nur theoretisch möglich ist. Daher erstaunt es jedoch, daß trotz dieser einschränkenden Präliminarien im Verlaufe des Textes die Herkunft der Metalle in der Regel recht eindeutig entschieden wird. Aber gerade dadurch gewinnt das Buch an Wert als Herausforderung zu weiterer Diskussion und Forschung.

Die Weite des Raumes und die Fülle des präsentierten Materials machen es hier unmöglich, auf jede Kulturgruppe im einzelnen einzugehen. Rezensent möchte sich daher im wesentlichen auf Kaukasien beschränken, da diesem Raum ohnehin betreffs Fragen der frühen Metallurgie zentrale Bedeutung zukommt.

Die älteste Ausbreitung (im 5. und 4. Jahrtausend v. Chr.) der Metallurgie läßt sich in Nordeurasien in den folgenden drei Zonen erfassen: dem Nordschwarzmeerraum, Kaukasien und dem südlichen (Sowjetisch-) Mittelasien (Turkmenistan). Diese Regionen stellen nördliche Nachbarn der gigantischen Kernzone (von der Donau bis zum Iranischen Hochland) früher akkerbaureibender Kulturen dar. Kulturell verbunden sind sie im Nordschwarzmeerraum (in Moldavien und der Ukraine) mit der Tripolje-Kultur, in Kaukasien mit der Šulaveri-Šomutepe-Kultur (in Transkaukasien) und in Mittelasien mit den Kulturen vom Typ Namazga I–III. Das metallurgische Niveau dieser Kulturen ist jedoch unterschiedlich hoch gewesen. Die Kulturen der westlichen Regionen, das heißt des Balkan-Karpatenraumes mit der Tripolje-Kultur als östlichem Ausläufer, sind am weitesten fortgeschritten gewesen und haben auf die östlich benachbarten neolithischen Steppenkulturen eingewirkt, diese mit der Metallurgie in Berührung gebracht.

Dagegen sind die Kulturen Südturkmeniens und Transkaukasien von den weiter nördlich lebenden neolithischen Bevölkerungen durch große Gebirgsketten abgeschnitten gewesen.

Am Beispiel südliches (Sowjet-) Mittelasien zeigt sich deutlich, daß diese Region erst in der späten Bronzezeit (nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.) mit nordeurasischen Gruppen in Kontakt tritt (S. 272 ff.). Davor ist die Namazga-Kultur (Namazga I–V) metallurgisch als ein Kreis innerhalb des iranisch-afghanischen metallurgischen Bereiches zu betrachten, den Černych den metallverarbeitenden Kreisen zuordnet, da einheimische Metallressourcen kaum vorhanden gewesen sind. Für das Metall aus Namazga I–III-Zusammenhängen nimmt Černych daher eine Herkunft aus iranischen Zentren, wie Shar-

i-Sokra, Tal-i-Iblis etc., an. Ebenso finden die Artefakte (Pfrieme, Nadeln, Messer, Flachbeile, Spiegel) ihre Entsprechungen in iranischen Fundorten dieser Zeit (wie z. B. Tepe Hissar, Tepe Sialk etc.). Während der Früh- (Namazga IV) und Mittelbronzezeit (Namazga V) können im südlichen Mittelasien bereits zwei Kreise unterschieden werden: ein metallurgischer in Baktrien und ein metallverarbeitender in Süd Turkmenistan.

Auf den äneolithischen karpato-balkanischen metallurgischen Bereich soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. Der mit diesem verbundenen bzw. wahrscheinlich von diesem abhängigen Tripolje-Kultur im nördlichen Schwarzmeergebiet mißt Černych die Qualität eines metallverarbeitenden Kreises zu, der wahrscheinlich seine Rohstoffe aus den Karpaten oder dem Balkan bezogen hat (S. 39).

Einige kritische Bemerkungen sind jedoch hinsichtlich des Abschnittes „The eastern European steppe: the Khvalynsk-Sredny Stog community“ (S. 42 ff.) anzubringen. Östlich des Verbreitungsgebietes der Tripolje-Kultur sind in den Steppenzonen Funde der Srednij Stog-Kultur, und östlich dieser, in den Niederungen von mittlerer und unterer Wolga, solche der Chvalynsk-Kultur bekannt. Große Mengen kupferner Schmuckstücke sind u. a. in den 158 Gräbern des namengebenden Gräberfeldes von Chvalynsk sowie anderer Fundorte zutage getreten. Anhand der Ergebnisse der Spektralanalysen (publiziert 1966) meint Černych, aufgrund charakteristischer Verunreinigungen auf eine Herkunft des Metalles aus dem Balkan-Karpatenraum schließen zu können. Vermittler dieser „astonishing longdistance eastward distribution of Carpatho-Balkan metals“ sei der metallverarbeitende Tripolje-Kreis gewesen. Dies wird auch durch typologische Ähnlichkeit bestimmter Artefakte nahegelegt. Da sich die Quellsituation bis heute nicht dramatisch verändert hat, darf Černych hier gefolgt werden. Kritik fordert allerdings Černychs weitere Interpretation der Srednij Stog- und Chvalynsk-Kultur heraus. Er stellt die Behauptung auf, daß für diese Kulturen der Steppe und Waldsteppe die Kupferzeit ein entscheidendes historisches Moment bedeute, das nicht nur den Pferdezüchter, sondern auch den berittenen Krieger auf den Plan gerufen habe („From this period onwards, until modern times, cavalry were to constitute the principal offensive strike force“ [S. 42]). Diese Aussage entbehrt jedoch jeglicher gesicherten archäologischen Grundlage. Für eine Pferdezucht und die für sie vorauszusetzende Domestikation fehlt in der Srednij Stog-Kultur bisher ein positiver Beleg; man darf dagegen in den Trägern dieser Kultur eher eine Gruppe mit spezialisierter Jagd auf (Wild-)Pferde vermuten. Auch die als Psalien bezeichneten Knochenartefakte – (Rez. muß hier auf einen sinnentstellenden Druckfehler aufmerksam machen: auf S. 43 unten darf es nicht „stone“, sondern muß es „bone psalia“ heißen) – aus der Siedlung Dereivka sind in ihrer tatsächlichen Funktion nicht eindeutig zuweisbar. Grundsätzlich ist jedoch dem Modell des „Eurasischen Steppenmeeres“ als Kommunikationsraum schlechthin zuzustimmen; die Skepsis bezieht sich hier auf den Entwurf nomadischer oder seminomadischer Hirtengesellschaften mit berittenen Kriegern, die zur Ausbreitung der Metallurgie beigetragen hätten.

Der dritte geographische Raum ist für das frühe Metallzeitalter in Eurasien sicherlich einer der bedeutsamsten: das an verschiedenen Bodenschätzen reiche Kaukasien.

In den transkaukasischen Tellsiedlungen der Šulaveri-Šomutepe-Kultur begehen in den späten Phasen (IV und V) erstmals auch kupferne Gerätschaften: Pfrieme, Nadeln und auch einfache Messer. Chronologisch und kulturell ist die späte Šulaveri-Šomutepe-Kultur aufgrund entsprechender Keramik mit den vorderasiatischen Kulturen Tell Hassuna bzw. Tell Halaf in Verbindung zu bringen. Wenn auch die Funde von Metallartefakten verhältnismäßig gering sind, so erscheint die Tatsache bemerkenswert, daß ein Messer aus der Siedlung Kjul Tepe 1 (Nachičevan, Azerbajdžan) einen Arsenanteil von mehr als ei-

nem Prozent aufweist. Dies könnte bereits ein Hinweis auf frühe Legierungsversuche sein. Doch auch hier ist Skepsis angebracht. Häufiger Begleiter des kaukasischen Kupfers ist Arsen, daneben auch Antimon. Dennoch erscheint es im Bereich des Möglichen, daß mit der Šulaveri-Šomutepe-Kultur in Kaukasien die Metallurgie bereits beginnt. Eine eigenständige Metallurgie läßt sich ab der folgenden frühbronzezeitlichen Kura-Arax-Kultur nachweisen, die jedoch laut Černych ein metallurgischer Kreis innerhalb des großen circumpontischen metallurgischen Bereiches (CMB) ist.

Die Beschreibung des CMB macht den Kern des vorliegenden Buches aus. Dieses gewaltige System mehr oder minder zusammenhängender metallurgischer und metallverarbeitender Kreise umfaßt ein Areal von der Adria im Westen bis zum Südrural und der Wolga im Osten, und von der oberen Wolga im Norden bis zur Ägäis und Kleinasien im Süden. Zudem hat dieser Bereich während der gesamten Früh- und Mittelbronzezeit (vom 35./34. Jahrhundert – 17./16. Jahrhundert v. Chr.) bestanden. Černych unterteilt diesen Raum zudem in Landschaften mit seßhaften Ackerbaukulturen und in Landschaften mit Hirtenkulturen (in der Steppe und Waldsteppe zwischen Dnjepr und Wolga). Die Ausdehnung des CMB erreiche in der Frühbronzezeit ein Maximum von drei Millionen und in der Mittelbronzezeit von fast vier Millionen Quadratkilometern. Dieses Areal läßt sich zudem in eine Nord- und eine Südhälfte sowie fünf Hauptzonen unterteilen. Die Südhälfte umschließt den Balkan-Karpatenraum, Kleinasien und Transkaukasien, die Nordhälfte den Großen Kaukasus, die Nordschwarzmeergebiete und das Kaspiufer.

Die Datengrundlage, auf der das Konzept des CMB beruht, umfaßt 32.000–33.000 morphologisch definierte Artefakte sowie ca. fünftausend Metallanalysen von ca. 8.5000 Kupfer- und Bronzegegenständen. Von diesen Analysen entfallen 1.000 auf die Früh- und die restlichen 4.000 auf die Mittelbronzezeit. Černych geht davon aus, daß er sich auf ca. 60–80 Prozent des bis 1988 bekannten Materials hat stützen können. Die zugrunde liegenden Spektralanalysen entstammen dem Moskauer Laboratorium sowie den publizierten Listen der deutschen SAM-Gruppe und denjenigen weiterer Laboratorien, wie Tbilisi und Baku.

Als wesentliche Merkmale, die zur Definition des CMB geführt haben, sind zu nennen: die Legierungsarten, die in acht Gruppen klassifizierten Metallartefakte sowie die Besonderheiten der Gußtechnik.

Neben „Reinkupfer“ kommen als Legierungen Arsen- und Zinnbronzen vor, wobei diese wiederum aufgrund auffälliger weiterer Beischlüge (z. B. von Antimon) differenziert werden konnten. Ausgedrückt wird dies in den Tabellen durch die Formeln Cu-As, Cu-As +, Cu-Sn, Cu-Sn +.

In dieser Klassifikation werden die Metallartefakte in Waffen und Geräte, Schmuck, Schutzwaffen, Pferdegeschirr, Gefäße, Kultgegenstände, Halbartefakte (Barren etc.) sowie undefinierbare Fragmente und Objekte unterteilt. Als wichtigsten Indikator für die Grenzziehung des CMB wertet Černych die „Schaftlochaxt“ (S. 153).

Hinsichtlich der Technologie der Artefakte ist davon auszugehen, daß die Stücke als Rohling gegossen und anschließend in ihre endgültige Form geschmiedet worden sind. Wesentlich ist jedoch die „Evolution“ der Gußformen für Schaftlochäxte. Es handelt sich dabei immer um zweischalige Gußformen, die Černych in sieben Typen unterteilt. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal ist, von welcher Stelle aus der Einguß erfolgte; das heißt ist die Axt über ihren „Bauch“, „Rücken“ oder „Nacken“ gegossen worden. Hinzu kommt, auch wenn dies Černych nicht eigens erwähnt, die zunehmende Geschlossenheit der Form. So stehen am Anfang offenen zweischalige Formen (Typen I und II). Diesen folgen bereits teilweise geschlossene Formen, die entweder über den „Bauch“ (Typ III) oder den „Rück-

ken“ (Typ IV) beschickt worden sind. In den völlig geschlossenen Formen erfolgt der Guß über einen Kanal, wobei in der spätesten Form (Typ VII) vom Nacken als höchsten Punkt das Metall eingegossen wird. Für den Leser ist es allerdings umständlich, die entsprechende Abbildung (Abb. 18 auf S. 61) nachzuschlagen, zudem der erläuternde Text (S. 156) auf diese keinen Bezug nimmt. Dahingestellt muß es auch bleiben, ob diese Gußformen in jedem Falle auch tatsächlich (als Fundstücke) vorhanden sind, oder ob sie aufgrund entsprechender Beobachtungen an den jeweiligen Artefakten rekonstruiert worden sind.

Abschließend sei noch auf eine weitere Besonderheit des CMB aufmerksam gemacht. Černych sieht seine Hypothese bestätigt, daß der mehr durch Hirtenkulturen geprägte Norden hinsichtlich seiner Rohstoffversorgung und der Technologie vom agrarisch geprägten Süden abhängig gewesen sei. Die Konzeption seines Modelles des CMB untermauert Černych zwar anschaulich durch zahlreiche Verbreitungskarten und Diagramme, jedoch entziehen sich diese in der vorliegenden Form der Überprüfbarkeit. Ein offensichtlicher Fehler scheint sich jedoch auf Abb. 48 (S. 142) eingeschlichen zu haben. Die große Zahl an Goldgegenständen in Nordkaukasien während der Kupferzeit findet keine Erklärung, da während dieser Periode Metallfunde in dieser Region kaum belegt sind. Ebenso bleibt unklar, worauf sich der hohe Anteil an Goldgegenständen im CMB (mehr als 24.000) bezieht (S. 143). Wahrscheinlich sind hier in erster Linie die Gegenstände aus den kaukasischen Prunkgräbern der Früh- (Majkop) und Mittelbronzezeit (Trialeti, Kirovakan, Karašamb) gemeint.

In seiner abschließenden Wertung des CMB streicht Černych verschiedene Momente heraus. Die Mittelbronzezeit erweist sich als „Explosion“ des Metallhandwerkes, da sich die Anzahl der Artefakte um ein Vielfaches gegenüber der der Frühbronzezeit steigert. Der unbestrittene Rekordhalter ist dabei Nordkaukasien; hier kommen dreizehnmal soviel Bronzefunde vor als zuvor. Überhaupt stellt Kaukasien den stabilsten metallurgischen Kreis des CMB dar, der auch nach dessen Zusammenbruch weiterexistiert und sich in der Spätbronzezeit zu einem eigenständigen metallurgischen Bereich wandelt. Die Ursachen für die Entstehung und Entwicklung des CMB bleiben jedoch noch weitgehend im dunkeln. Im Anschluß an die vorliegende Arbeit wäre nun aufgegeben, die Quellen einer differenzierten Kritik zu unterziehen, denn anscheinend sind die Überlieferungsbedingungen zu wenig berücksichtigt worden. So könnten beispielsweise unterschiedliche Beigabensitten das Bild hinsichtlich „metallreicher“ bzw. „metallarmer“ Kulturen erheblich verzerrt haben.

Eine der wichtigsten Rollen hinsichtlich montanistischer und metallurgischer Aktivitäten spielen dabei die Kulturen Cis- und Transkaukasiens, die unverkennbar auch Einflüsse aus den vorderasiatischen Hochkulturen aufgenommen, diese aber zu Erzeugnissen kaukasischen Gepräges transformiert haben. Der Steppenraum scheint stark von der kaukasischen Metallurgie bzw. den kaukasischen Ressourcen abhängig gewesen zu sein.

In der Frühbronzezeit sind zwei Kulturen in Kaukasien verbreitet. Im Norden, in Ciskaukasien, ist es die nach den eponymen Prunkgräbern benannte Majkop-Kultur, im Süden, in Transkaukasien, die Kura-Arax-Kultur (nach den Flüssen Kura und Arax). Jedoch überlappen sich ihre Verbreitungsgebiete in Zentralkaukasien.

Die Kura-Arax-Kultur, für die eine Lebensdauer von mindestens tausend Jahren anzunehmen ist, präsentiert sich als archäologischer Niederschlag einer selbständigen agrarischen Gesellschaft, die vornehmlich Tellsiedlungen angelegt hat; das heißt dem Archäologen stehen verhältnismäßig viele Siedlungsplätze als Quelle zur Verfügung. Dagegen ist die Majkop-Kultur hauptsächlich durch ihre oft „reichen“ Hügelgräber bekannt,

wohingegen sich ihre bisher erfaßten Siedlungen recht bescheiden ausnehmen.

Gleichwohl es bisher noch nicht möglich gewesen ist, ein Bergwerk oder die Spuren sonstiger montanistischer Tätigkeiten eindeutig mit einer Kura-Arax-Siedlung zu verknüpfen, darf dennoch als nahezu sicher angenommen werden, daß die Träger dieser Kultur in umfangreichem Maße Bergbau auf Kupfer und gewisse andere Buntmetalle betrieben haben. Dafür sprechen allein die sehr reichen Kupferlager Transkaukasiens. Mehr als vierhundert Hauptlagerstätten von Kupfererz sowie anderer Buntmetallerze (Arsen, Antimon, Gold etc.) sind bisher bekannt geworden. In vielen davon ist auch antiker bzw. prähistorischer Abbau nachgewiesen. Diese Lagerstätten konzentrieren sich auf den Kleinen Kaukasus, Adžara und Azerbajdžan. Daneben sind auch prähistorische Minen in Arsen- (z. B. Dari-dag in Nachičevan) und Antimonlagerstätten (z. B. Zopchito in Berg-Rača im Großen Kaukasus) belegt. Eindeutiger sind die übrigen metallurgischen Tätigkeiten nachzuweisen, da in etlichen Kura-Arax-Siedlungen Schmelzöfen, Schlackenhaufen, Gußriegel sowie Gußformen gefunden worden sind.

Die im wesentlichen in Nordkaukasien verbreitete Majkop-Kultur ist von den Lagerstätten in Transkaukasien abhängig gewesen; sie hat jedoch durchaus eigene Formschöpfungen beigetragen. Herausragende Beispiele sind hierfür die berühmten Prunkgräber aus dem eponymen Fundort, allerdings sind die reichlich vorhandenen Edelmetallarbeiten ohne Vorbilder aus dem Vorderen Orient kaum erklärbar. Ein weiterer Prunkgräberhorizont markiert den Auftakt der Mittelbronzezeit, er umfaßt die ebenfalls an Pretiosen reichen Grabfunde aus den schon länger bekannten Nekropolen von Trialeti in Georgien und Kirovakan in Armenien sowie das neu entdeckte Prunkgrab von Karašamb. Auch wenn alle diese Gegenstände originäre kaukasische Züge aufweisen, so müssen auch sie vor dem Hintergrund der allgemeinen vorderorientalischen Kunst- und Kulturentwicklung gesehen werden. Černych geht auf diese Fragen jedoch kaum ein, so versäumt er, einer für das Verständnis der Kura-Arax-Metallurgie wesentlichen Frage nachzugehen, nämlich der nach der typischen „geschmauchten“ Keramik. Diese besondere, wohl nur im Zusammenhang mit metallurgischen Tätigkeiten entwickelte Keramiktechnologie hat ihre weite Verbreitung selbst bis nach Palästina (Hirbat-al-Kārakware) gefunden. Das Entstehungszentrum des gesamten „Kultur-Komplexes“ ist wohl im östlichen Anatolien zu suchen, und nicht in Transkaukasien. Diese Region scheint in der Frühbronzezeit zu einer anatolisch-westiranischen Kulturkoiné gehört zu haben.

Dagegen streicht Černych zu Recht heraus, daß mit der beginnenden Mittelbronzezeit auch nach Transkaukasien „nördliche Elemente“, insbesondere die Hügelgrabsitte, eingedrungen sind.

Hinsichtlich der nordkaukasischen Majkop-Kultur ist nochmals auf eine durch keinerlei Fakten untermauerte Behauptung einzugehen: „the Majkop warriors were horsemen.“ (S. 73). Der angeführte Beweis, zu Ösen gebogene Bronzehraststücke, als „Psalien“ interpretiert, lassen sich unter Umständen als Kultsymbole erklären, da derartige Gegenstände als Attribute orientalischer Götter auf mesopotamischen Bildwerken (Istar-Statue!) plastisch dargestellt worden sind. Zudem sind für die Majkop-Kultur als Haustiere in erster Linie Schweine (mehr als 50 Prozent, S. 72 [sic!]), dann Rinder und kaum Schaf/Ziege nachgewiesen! Somit läßt sich die verschiedentlich formulierte Hypothese eines kupfer- bzw. frühbronzezeitlichen Reiterkriegerturns als zumindest höchst unzureichend belegt zurückweisen. Hier sind offensichtlich historische Sachverhalte späterer Zeiten in unzulässiger Weise auf diese Geschichtsperiode übertragen worden. Dennoch ist, wie schon zuvor erwähnt, der Informationsausbreitung im Steppenraum durch mobile Gruppen zuzustimmen; jedoch ist für diese in jenen frühen Tagen der

(vierrädrige mit Scheibenrädern ausgestattete) Ochsenkarren das probate Transportmittel gewesen, dafür, wie auch für die Wertschätzung des Rindes, gibt es zahlreiche Belege.

Die Mittelbronzezeit im CMB ist zu charakterisieren als eine Hochblüte der (Arsen-) Bronzemetallurgie in Kaukasien, wo sich gerade in den zentralen (Gebirgs-)Regionen das Formenspektrum fast explosionsartig erweitert. Gemessen an diesem Reichtum führen die Steppenkulturen des Nordschwarzmeerraumes metallurgisch gesehen ein kümmerliches Dasein.

Vor diesem Hintergrund, wobei Rezensent nicht jedes Detail hat beleuchten können, stellt sich die Frage nach der Berechtigung des Konzeptes eines CMB. Und gerade die ist eine der Stärken des vorliegenden Buches: Černych bietet, streng wissenschaftlich genommen, gute Theorien bzw. Thesen an, da er sie mit der Möglichkeit ihrer Fälschbarkeit konstruiert hat.

Das läßt sich an einem weiteren Beispiel nochmals illustrieren. Erst in der Spätbronzezeit, also nach dem Zusammenbruch des CMB, ist im eigentlichen Nordeurasien, in den Regionen beiderseits des Ural-Gebirges, ein erster eigenständiger metallurgischer Bereich zu fassen. Diesen nennt Černych den „Eurasischen Metallurgischen Bereich (EAMB)“, im Gegensatz zum „Europäischen Metallurgischen Bereich (EMB)“, der wiederum die Balkan-Karpaten-Region und das Nordschwarzmeergebiet umschließt, jedoch bereits an das Ende der Spätbronzezeit gehört.

Innerhalb des EAMB beschreibt Černych eine Erscheinung, die im Wortsinne als eurasisch zu bezeichnen ist. Gemeint ist das „Seima-Turbino transcultural phenomenon“, das Europäisches und Asiatisches verknüpft.

Das entsprechende Kapitel im vorliegenden Buch (Kapitel 7, S. 190–234) darf als Extrakt einer Monographie bezeichnet werden, die Černych vor kurzem gemeinsam mit Sergej Kuzminych vorgelegt hat (E. N. Černych/S. V. Kuzminych, *Drevnaja metallurgija Severnoj Eurazii* [Moskau 1989]). Vor dem Hintergrund regionaler Kulturen (der Abaševo-, Srubnaja- und Andronovo-Kultur), die sich auf die Erzlagerstätten im Ural, Kasachstan, Transbaikalien und dem Sajan-Altai gestützt haben, entwirft Černych das beeindruckende Szenario für das Auftreten der Fundgruppen vom Sejma-Turbino-Typ im 16. Jahrhundert v. Chr.

Im Gegensatz zu den Kulturen Abaševo, Srubnaja (im Deutschen auch als Balkengrab- bzw. Holzkammergrabkultur bekannt) und Andronovo, die über eine Arsenbronzemetallurgie verfügen, bedeutet Sejma-Turbino verschiedene Neuerungen: eine Zinnbronzemetallurgie sowie die Einführung eines neuen Gußverfahrens, das es ermöglicht hat, Tüllen insbesondere an Lanzen spitzen und Beilen mitzugießen. Černych wertet das Sejma-Turbino-Phänomen als Ausdruck einer Ost-West-Bewegung einer mobilen Gruppe, die aus einem Verschmelzungsprozeß altaiischer Metallurgen und Reiter mit neolithischen Jägern aus der Südzone der ostsibirischen Taiga entstanden sei. Archäologisch findet diese Gruppe ihren Niederschlag in Grabfunden mit charakteristischem Inventar, die bisweilen in Nekropolen der Abaševo- bzw. Srubnaja-Kultur als gesonderte Bestattungen anzutreffen sind. Den bekanntesten Funden von Borodino (Bessarabien) kommt dabei die Position eines westlichsten Außenpostens zu. Konterkariert wird die von Černych postulierte Ost-West-Bewegung durch eine von Wagenkriegeren getragene West-Ost-Bewegung, die archäologisch in den Streitwagenbestattungen vom Sintašta-Kreis (in Kasachstan) faßbar wird.

Diese, durch die Steppen vor sich gehende Wanderung hätte die Sejma-Turbino-Gemeinschaft dazu veranlaßt, einen nördlichen Weg, durch Waldsteppe und Wald nach Westen zu nehmen. Für die Möglichkeit, daß sich die Träger der Sejma-Turbino-Gemeinschaft tatsächlich das Pferd in ganz besonderer Weise zu Nutze gemacht haben könnten, gibt es einen beeindruckenden Beleg. Am Knauf eines Messergriffes aus der Ro-

stovka-Nekropole (S. 227 f. Abb. 75,5 Taf. 22) findet sich die plastische Darstellung eines auf Skiern stehenden Menschen, der sich von einem Pferd ziehen läßt; eine im schneereichen Nordeuropa tatsächlich angewandte Fortbewegungsmethode.

Zukünftiger Forschung ist es aufgegeben, die Grundlagen für eine mögliche Ost-West-Trift zu überprüfen bzw. die umgekehrte Möglichkeit, den Transfer der sejma-turbino-spezifischen Technologie von Westen nach Osten zu erproben.

Die Notwendigkeit vermehrter Forschung betreffs dieser Probleme kann nicht genug betont werden, zumal ja auch, insbesondere hinsichtlich der Verbreitung des leichten Streitwagens, die Frühgeschichte des bronzezeitlichen China hier mit involviert ist. Noch deutlicher wird dies an der kulturellen Entwicklung Zentralasiens in der späteren Spätbronzezeit, am Beispiel der Karasuk-Kultur, deren Bronzemetallurgie sowohl für China (spätes Shang – Anjangphase) als auch für den Nordschwarzmeerraum („Kimmerier“) von zentraler Bedeutung zu sein scheint.

Das größte Lob, das man für Černychs Leistung wie auch die Initiative des britischen Herausgebers finden mag, besteht vielleicht darin, daß durch dieses Werk die Hemmschwelle für westliche Forscher gesenkt worden ist, um sich nun vermehrt auch mit russisch geschriebener Literatur auseinanderzusetzen, wie dies auch Philip Kohl im Schlußsatz seines Vorwortes geäußert hat: „Dr. Chernykh has created a bold and provocative synthesis; it is incumbent upon scholars now to maintain the dialogue he has initiated.“

D 14195 Berlin
Im Dol 2–6
Postfach 14191

Ingo Motzenbäcker
Deutsches Archäologisches Institut
Eurasien-Abteilung

Tibor Kemenczei, *Die Schwerter in Ungarn I (Griffplatten-, Griffangel- und Griffzungenschwerter)*. PBF IV 6. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1988. 90 Seiten, 80 Tafeln, 1 Karte. Preis 123,- DM.

Tibor Kemenczei, *Die Schwerter in Ungarn II (Vollgriffschwerter)*. PBF IV 9. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1991. 101 Seiten, 90 Tafeln, 1 Karte. Preis 128,- DM.

Insgesamt über 1000 Schwerter kann Tibor Kemenczei, als Kenner der ungarischen Bronzezeit bestens ausgewiesen, in den beiden vorliegenden Bänden der Reihe „Prähistorische Bronzefunde“ vorlegen (im folgenden PBF IV 6 [Schwerter mit organischer Griffauflage] und PBF IV 9 [Schwerter mit Ganzmetallgriff] abgekürzt). Dieses wichtige Material kompakt aufbereitet zu haben, ist eine bewundernswerte Arbeitsleistung, die jeder an der Bronzezeit Interessierte dankbar anerkennen wird.

József Hampel hat mit seinem dreibändigen Monumentalwerk „A bronzkor emlékei Magyarhonban“ im Jahrzehnt zwischen 1886 und 1896 der Fachwelt einen vorzüglichen Einblick in die Materialien der ungarischen Bronzezeit gegeben. Lange Zeit blieb Hampels Publikation ein zuverlässiger, aber eben auch vereinzelter Wegweiser zur ungarischen Bronzezeit. Erst ab den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts entstanden – neben zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften – Hortfundcorpora und regionale Fundkataloge, in denen zahlreiche, bis dahin unbekannte Schwerter veröffentlicht wurden.

Kemenczei hat in den beiden Schwertbänden nun, ich folge seinen Angaben, neben den 642 bislang bekannten 281 unpublizierte Schwerter zusammengetragen. Die große Zahl erstmalig veröffentlichter Schwerter relativiert sich dadurch etwas, daß sich die Produktion seines Buches mit dem Erscheinen des Buches von A. Mozsolics, *Bronzefunde aus Ungarn. Depotfundhorizonte Aranyos, Kurd und Gyermely (1985) zeitlich überschneidet* (PBF IV 6, S. 77 f.).

	Depots	Gräber	Einzelf.	Flußf.	"Ungarn/Kom."	Total
vor PBF	372 (57,9%)	38 (5,9%)	108 (16,8%)	34 (5,1%)	90 (14,1%)	642 (100%)
nach PBF	417 (45,1%)	43 (4,6%)	205 (22,2%)	58 (6,2%)	200 (21,6%)	923 (100%)

Abb 1. Fundzahlen der ungarischen Schwerter nach Quellen. Die prozentualen Anteile beziehen sich auf den Gesamtbestand

Wenn mit einem Schlage der bekannte Fundbestand um über 40 Prozent vergrößert wird, sind zunächst die Verschiebungen im archäologischen Quellenbild genauer zu betrachten (Abb. 1). Die größten Zuwächse sind mit 97 Schwertern bei den Einzelfunden vom festen Land mit Fundortangabe und 24 Schwertern aus Gewässern zu verzeichnen. Dazu kommen 110 Schwerter, die unter der Bezeichnung „Ungarn“ oder mit einem Komitatsnamen als Herkunftsangabe in den Museumsinventaren verzeichnet sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die unter der Fundortbezeichnung „Ungarn“ geführten und vor 1919 entdeckten Schwerter bekanntlich nicht zwangsläufig auf dem heutigen Staatsgebiet Ungarns gefunden worden sein müssen, sondern auch aus dem Burgenland, der Slowakei, der Karpato-Ukraine, aus Siebenbürgen, der Vojvodina und Nordostslowenien stammen können. Nur 45 der 281 erstmals publizierten Schwerter sind als Teile von Horten und lediglich 5 Exemplare als Beigabe in Gräbern auf uns gekommen.

Der Vergleich der Fundzahlen in der Tabelle (Abb. 1) läßt erkennen, daß sich trotz der erheblichen Zuwächse das Gesamtbild der Quellenüberlieferung nur geringfügig verändert hat. Die weitaus meisten Schwerter stammen aus Horten, es folgen die Einzelfunde vom festen Land oder aus Gewässern, und nur eine geringfügige Rolle für die Schwertüberlieferung spielen die Gräber. Man erkennt somit, daß die bislang veröffentlichten Materialien eine Beurteilung der Überlieferungssituation durchaus ermöglichen, die nun erstmals vorgelegten Schwerter das Bild aber sicherlich in Details abzurunden vermögen.

Der im Titel avisierte politisch-geographische Rahmen wird durch die Publikation von 112 Schwertern erweitert, die sich zwar in ungarischen Museen befinden, aber aus den heutigen Nachbarländern stammen. Bei der Fülle des Materials und der Verstreutheit ungarischer Schwerter über die Museen der nördlichen Hemisphäre wird man andererseits sicherlich zusätzliche Funde nennen können. So fehlen ein Griffungen- und ein Schalenknaufschwert aus „Nordungarn“ in Liverpool (S. M. Nicholson, *Catalogue of the Prehistoric Metalwork in Merseyside County Museums* [1980] 68 f. Nr. 138–139 mit Abb.).

Im Gegensatz zu den bisherigen Schwerteditionen in der PBF-Reihe werden die verschiedenen Typengruppen nicht mit Fundortnamen, sondern mit Buchstaben bezeichnet. Dies hat den Vorteil, daß man sich für einzelne Schwerttypen nicht neue Typennamen zu merken braucht, aber auch den Nachteil, daß man zum Teil auf mittlerweile vertraute Typennamen verzichten muß. Die verschiedenen Schwerttypen werden in knapper Form charakterisiert, ihre Datierung anhand der geschlossenen Funde umschrieben und ihre Verbreitung umrissen. Auf eine erschöpfende überregionale Behandlung der verschiedenen Schwerttypen und die ausführliche Nennung von Vergleichsbeispielen wird verzichtet.

Das Spektrum der Bronzewaffen mit organischem Griff umfaßt vornehmlich früh- und mittelbronzezeitliche Griffplatten-

dolche und -schwerter, Rapiere des Typenkreises Sauerbrunn-Boiu-Keszthely, älterurnenfelderzeitliche Griffzungendolche (Peschieradolche), eine Anzahl spätmittelbronzezeitlicher und älterurnenfelderzeitlicher Griffzungenschwerter, während Griffzungenschwerter der mittleren und jüngeren Urnenfelderzeit nur in geringerem Maße vertreten sind. Griffhorn- und Griffplattenschwerter (PBF IV 6, Nr. 65; 142–144) spielen im ungarischen Fundgut keine nennenswerte Rolle.

Das Spektrum der früh- und mittelbronzezeitlichen Vollgriffwaffen umfaßt vor allem Schwerter vom Typus Hajdúsámson-Apa, trianguläre Vollgriffdolche sowie Schwerter vom Typus Au (13 Exemplare). Charakteristische Vollgriffwaffen der frühen Urnenfelderzeit sind Riegsee- und Ragály-Schwerter (19 Exemplare). Die Stufe Ha A ist mit 108 Scheibenknaufschwertern mit wulstgegliedertem Griff, die Stufe Ha B1 mit 58 Schalenknaufschwertern vertreten. Bei den übrigen 53 bronzernen Vollgriffschwertern handelt es sich um verschiedene Vollgriffdolchformen, zwei Achtkantschwerter, einige, zum Teil singuläre Pilzknaufschwerter aus Funden der jüngeren Typengesellschaft im Sinne W. A. v. Brunns (Typ G3: PBF IV 9, Nr. 43–49; Typ S: PBF IV 9, Nr. 185–189), ein Rundknaufschwert der späten Urnenfelderzeit sowie drei Antennenschwerter (Typ X: PBF IV 9, Nr. 256–258). Das Formenspektrum erweist sich somit als außerordentlich homogen. So ist die jüngere Urnenfelderzeit fast ausschließlich durch Schalenknaufschwerter vertreten, während in Westeuropa und dem westlichen Mitteleuropa die Vollgriffschwerter aus dieser Zeit eine ungleich größere Formenvielfalt der Metallgriffgestaltung zeigen.

Eine Erweiterung des Titels betrifft das behandelte Fundgut. In PBF IV 6 und PBF IV 9 werden auch sogenannte Langdolche mitbehandelt. Als Langdolche werden Exemplare zwischen 20 und 30 cm definiert. Als Kurzschwerter bezeichnet Kemenczei Stücke mit einer Länge von 30–45 cm, Schwerter besitzen eine Länge von 45–70 cm, und Langschwerter sind über 70 cm lang.

Trägt man die Schwertlängen für die von Kemenczei herausgearbeiteten Typengruppen in einer Graphik auf, so erkennt man, daß innerhalb eines Typus zwischen Kurzschwertern und Schwertern sowie Schwertern und Langschwertern fließende Übergänge existieren. Die unterschiedenen Schwertklassen entsprechen also in der Realität nicht distinkten Gruppen, sondern sind vom Bearbeiter definitiv festgelegt. Diese Feststellung ist deshalb von Bedeutung, weil mit den entsprechenden Termini nicht bestimmte unterschiedliche Verwendungsweisen (z. B. Kampffarten) verknüpft werden können. Eher sollte mit der einfachen Möglichkeit gerechnet werden, daß die Länge und damit auch das Gewicht eines Schwertes mit der Nachschärfung der Klinge oder der körperlichen Beschaffenheit seines Besitzers zusammenhängen.

Die erkennbaren Längendifferenzen der Schwerter, die zu einem Typ zusammengefaßt sind, deuten darüber hinaus die Schwierigkeiten an, die aus monothetischen Typengliederungen

erwachsen. Ein Schwerttypus kann durch mehrere Merkmale bestimmt sein, die auch mögliche Unterschiede der funktionalen Handhabung berücksichtigen.

Die Schwertlänge kann in gewissem Sinne als Wegweiser für die Konsistenz der Typengliederung dienen. So variiert die Schwertlänge bei den vergleichsweise homogenen *Riegeschwerten* nur um 8 cm (60,9 cm–69 cm). Bei einem deutlich kürzeren Schwert (PBF IV 9, Nr. 71) handelt es sich um ein abgebrochenes und daraufhin umgearbeitetes Stück. Ein etwas längeres Schwert (PBF IV 9, Nr. 69) ist anhand der starren, nicht gebauchten Griffstange unschwer als ein Imitat des „echten“ Riegeschwertes zu erkennen.

Bei den Schwertern des Typus *Ragdly* ist die Längenvarianz noch geringer: sie beträgt nur 6 cm (58,2 cm–64,6 cm). Bei den älteren *Scheibenknäufschwertern* mit wulstgegliedertem Griff (Typen M und N) bestätigt der geringe Unterschied der Schwertlängen von nur 10 cm (58,2 cm–68 cm) die formale Homogenität des Typus.

Ganz anders erscheint dies im Falle der *Scheibenknäufschwerter* vom Typus *Liprov*. Das kürzeste Exemplar mißt 48 cm (PBF IV 9, Nr. 98), das längste 67,5 cm (PBF IV 9, Nr. 100). Gegenüber den langen besitzen die kürzeren *Scheibenknäufschwerter* nicht nur eine kürzere Klinge, sondern stellen als Ganzes Miniaturisierungen dar, was sich gleichermaßen in Länge und Stärke des Griffs und insgesamt natürlich im Gewicht niederschlägt. Zwischen den schweren-langen und den kurzen-leichten Schwertern muß also ein – wie immer beschaffener – funktionaler Unterschied bestanden haben. Die Konsequenz nach der Verzierung des Griffs vorgenommene Typengliederung führt dazu, daß formal erhebliche Unterschiede innerhalb der zusammengefaßten Schwerttypen erkennbar sind. So stehen Schwerter mit echten Griffwülsten Stücken mit glatter Griffstange gegenüber, bei denen die Griffwülste allein durch die Verzierung angedeutet sind.

Die Maße der kleineren Dreiwulstschwerter überlappen sich mit denen der formal verwandten, technisch aber anders hergestellten, nämlich in einem Stück gegossenen *Scheibenknäufschwerter* (Typus D: PBF IV 9, Nr. 20–35). Klinge und Griff nicht in zwei Teilen, sondern in einem Stück zu gießen, ist eine auf den slowakisch-nordostungarischen Raum konzentrierte Besonderheit, die in diesem Gebiet mit den Schwertern von *Hajdúsámson* (PBF IV 9, Nr. 1) und *Zajta* (PBF IV 9, Nr. 10–13) bis in die Frühbronze- bzw. beginnende Mittelbronzezeit zurückverfolgt werden kann.

Wesentlich homogener ist die Länge der *Scheibenknäufschwerter*, die *Kemenczei* als Typengruppe P zusammenfaßt (61,3 cm–70,2 cm). Dem entspricht ein übereinstimmendes Merkmalspektrum, das die Klingenform und -verzierung sowie Griffform und -verzierung umfaßt.

Bei den als „Typ Q“ zusammengefaßten *Scheibenknäufschwertern* entspricht der stark differierenden Länge von 55,2 cm bis 77 cm wiederum ein auch formal bunteres Bild. Man kennt in dieser Gruppe Schwerter mit drei oder vier Griffwülsten, mit omega-förmigem oder bogenförmigem Heft, mit getrepptem oder rhombischem Klingenquerschnitt sowie Klängen mit ausgeprägter Mittelrippe. In einem Falle (PBF IV 9, Nr. 149) sind auf dem Heft neben den beiden Nietstiften noch vier Scheinniete (?) angegeben. Das typologisch verbindende Element dieser Schwerter ist die Verzierungslosigkeit der Griffstange (S. 41), sei es, daß ein Dekor niemals vorgesehen war, sei es, daß er abgerieben ist, was in Anbetracht der meist verzierten Knäufe dieser Schwerter die wahrscheinlichere Möglichkeit ist. Das Merkmal „Verzierungslosigkeit“ ist also zur Typendefinition untauglich. Unverständlich, wohl auf einem Versehen beruhend, ist in Anbetracht der Tafelabbildung (Taf. 35, 142) die Einordnung eines Schwertes aus dem Depotfund von *Krasznokvajda* (PBF IV 9, Nr. 142) in diese Gruppe, denn es weist alle Merkmale des Typs P auf. In der Erstpublikation des Schwertes

durch *Mozsolics* (Arch. Ért. 99, 1972, 191 Abb. 2,4) ist die Griffstange (zumindest auf der dort abgebildeten Rückseite) tatsächlich unverziert, während bei *Kemenczei* die Griffwülste und das Heft verziert sind. In die Typengruppe P können aufgrund morphologischer Übereinstimmungen auch die Schwerter PBF IV 9, Nr. 143 und 144 gesetzt werden.

Eine homogene Gruppe bilden die *Schalenknaufschwerter*, deren Länge um 15 cm (54,6 cm–69,3 cm), in einem Kernbereich jedoch nur um 7 cm schwankt. Zwei kürzere Schwerter (PBF IV 9, Nr. 218 und Nr. 219) lassen sich aufgrund ihrer abweichenden Verzierung und ihres tiefen Knäufs eher dem östlichen Verbreitungsgebiet der *Schalenknaufschwerter* zuweisen.

Bei den *Griffzungenschwerttypen A–G* beträgt der Unterschied zwischen dem längsten und dem kürzesten Exemplar jeweils ca. 20 cm. Dem entspricht wiederum eine teilweise erhebliche Varianz der Form innerhalb der klassifikatorisch weit gefaßten Typengruppen. Der Vielfalt der Griffzungenschwerter steht dabei eine auffällige formale Übereinstimmung derjenigen Schwerter gegenüber, die jeweils aus demselben Depot stammen (z. B. *Bükkaranyos* [PBF IV 6, Nr. 253–254], *Szécsény*, *Benczúrfa* [PBF IV 6, Nr. 311–313], *Krasznokvajda* [PBF IV 6, Nr. 379–382]), was sowohl für die Organisation der Schwertherstellung als auch für die Deponierungsvorgänge eine noch kaum ausgewertete Beobachtung ist. Auf die Variationsbreiten der einzelnen Griffzungenschwerttypen soll hier nicht näher eingegangen werden, da sie nur aus einer geographisch erweiterten Perspektive angemessen beurteilt werden können. Durch den Verzicht auf eine solche Perspektive wird freilich die Chance vergeben die formale Entwicklung der Schwerter und die regionalen Interdependenzen der Schwertherstellung genauer in den Blick zu nehmen. So sind die Griffzungenschwerter der Typen C6 und C7 (PBF IV 6, S. 61 f.) nicht durch die Form der Griffzunge, sondern durch den Querschnitt der Klinge definiert. Diese auffällige Gruppe ist schon von J. D. Cowen (in: *Atti VI. Congr. UISPP Roma 1962*, Bd. 2 [1965] 448) nach ihrer Kernverbreitung als „slawonischer Typus“ bezeichnet worden. Heute müßte es darum gehen, ein solch auffälliges Merkmal wie die komplizierten Klingenschnitte auch durch Einbeziehung entsprechender Vollgriffschwerter z. B. unter technischen Aspekten stärker zu differenzieren.

Auch im Falle der *Griffzungenschwerter vom Typ I* (Langschwerter mit reicher Klingenzier; PBF IV 6, S. 73 f.) führt die Konzentration auf den zu bearbeitenden Fundbestand Ungarns zu einseitigen Urteilen. Dies betrifft zunächst die Datierung. Die beiden einzigen – allerdings zum Teil stark fragmentierten – Stücke aus geschlossenen Funden, den Horten von *Bükkaranyos* und *Tiszalök* (PBF IV 6, Nr. 397/8), werden durch die Befunde eindeutig in die jüngere Urnenfelderzeit (Ha B1) datiert. Zwei Schwerter aus der Donau tragen als Gewässerfunde zur Datierung nicht bei. Somit gäbe es bei der Datierung im Grunde keine Probleme, würde nicht die Verzierung auf den Griffzungenschwertern des Hortes von *Podhořany* (PBF IV 6 Nr. 467–471), der daneben nur Dreiwulst- und Schalenknäufschwerter enthielt, zu einem jüngeren Element erklärt, was unter Berufung auf Vergleiche mit zwei Antennengriffschwertern begründet wird. Entsprechende Verzierungen finden sich aber auch auf typologisch älteren Klängen z. B. aus dem Ha A2/B1-zeitlichen Hort von *Borsodbóta* (PBF IV 9, Nr. 129) und können somit nicht als eindeutiges Argument für eine jüngere Datierung der Schwerter von *Podhořany* herangezogen werden. Auch außerhalb des Karpatenbeckens, im westlichen Mitteleuropa, sprechen alle geschlossenen Funde mit verzierten Langschwertern für eine Datierung in die jüngere Urnenfelderzeit. Mit dieser Datierung werden auch *Kemenczei*s Überlegungen hinfällig, die das zeitweilige Fortbestehen der Werkstätten in der Karpato-Ukraine und in Siebenbürgen zum Gegenstand haben, während im Alfvöld die Entwicklung der Bronzeindustrie durch „thrako-kimmerische“ Gegenstände gestört wurde (PBF



Abb. 2. Verbreitung der Schwerter der Typengruppe Sauerbrunn-Boiu-Keszthely (die Grabfund von Hanau, Main-Kinzig-Kreis und Fahrenkrug, Kr. Segeberg liegen außerhalb des Kartenausschnitts)

IV 6, S. 74). Im westlichen Mitteleuropa liegt das Verbreitungszentrum entsprechender Langschwerter. Warum das Theißgebiet als ein „selbständiges Erzeugungszentrum“ für solche Schwerter angesehen wird, begründet Kemenczei allein mit dem „hohen Niveau der Schwertfertigkeit des mittleren Theißgebietes“ und den „örtlichen Elementen der Ziermotive“ (ebd.), die sich allerdings in Wahrheit nicht lokal festlegen lassen, denn es handelt sich um Wasservögel und konzentrische Kreisverzierungen. Zur überzeugenden Inanspruchnahme dieser Schwerter für eine lokale Produktion müßten also entweder subtile formenkundliche Argumente oder wiederum technische Eigenheiten der Herstellung genannt werden.

Die bereits angesprochene typologische Gleichförmigkeit der ungarischen Vollgriffschwerter steht in einem auffälligen Kontrast zur bislang kaum beachteten Tatsache, daß die Verzierung von Dreiwulst- und Schalenknaufschwertern im Detail einzigartig ist, und bei allen Ähnlichkeiten der verwendeten Elemente sich doch niemals zwei identische Verzierungen nachweisen lassen. Dies gilt auch für die Klingenzier von Scheiben- und Schalenknauf- sowie Antennenschwertern, sofern es sich nicht um schneidenparallele Linienbündel handelt (PBF IV 9, Nr. 128–133, 182, 187, 257, 258). Dieselbe Vielfalt und Individualität der Verzierung sind auch für die Sauerbrunn- und Boiu-Schwerter (PBF IV 6, Nr. 148–173), von denen 25 verzierte Exemplare vorgelegt werden, charakteristisch. Auch unter Beiziehung der übrigen Schwerter dieser Formengruppe, allen voran natürlich der oberitalischen Exemplare, kann ich nicht zwei identische Verzierungen entdecken.

Die Einzigartigkeit der Verzierung ist auch bei den frühbronzezeitlichen Vollgriffwaffen zu bemerken, doch könnte man dies der schüttereren Überlieferung zuschreiben. Bei den serienhaften Vollgriffschwertern der Urnenfelderzeit ist das jedoch weniger plausibel. Eher ließe sich z. B. vermuten, daß die Verzierung emblematischen Charakter besaß und auf eine besondere Beziehung zu seinem Besitzer verwies. So hat H. Steuer (Stud. Sachsenforsch. 6, 1987, 206) im Zusammenhang mit den frühmittelalterlichen Ringknaufschwertern daran erinnert, daß der germanischen Überlieferung zufolge Schwerter Namen trugen, über 150 Schwertnamen sind bekannt, und als Individuen verstanden wurden.

gen, über 150 Schwertnamen sind bekannt, und als Individuen verstanden wurden.

Die Schwerter des Formenkreises Sauerbrunn-Boiu führen zu einem weiteren Problem. Unter den 25 ungarländischen Exemplaren sind nur zwei dieser Schwerter, beide aus Keszthely, Kom. Veszprém (PBF IV 6, Nr. 149, 156), Bestandteil von Grabausstattungen. Die übrigen Schwerter sind Einzel- und Gewässerfunde. Kemenczeis Datierung der Gräber von Keszthely in einen der süddeutschen Göggenhofen-Stufe entsprechenden Zeithorizont wird man sowohl aufgrund der formalen Beziehungen dieser Schwerter zu den frühbronzezeitlichen Waffen als auch aufgrund der selektiven Fundüberlieferung nicht für die gesamte Schwertgruppe übernehmen wollen, sondern vielmehr einen weiteren zeitlichen Rahmen für diese Schwerter in Anspruch nehmen. Die Verbreitungskarte (Abb. 2; Nachweise in den einschlägigen PBF-Bänden [Bader; Novák; Peroni; Schauer] und in: T. Urban, Studien zur mittleren Bronzezeit in Norditalien [Bonn 1993]) macht deutlich, daß eine befriedigende Lösung der chronologischen Probleme nur durch neue Grabfunde aus dem nördlichen Transdanubien, dem Burgenland oder der Steiermark zu erwarten ist, während sich die östlichen und westlichen Verbreitungsschwerpunkte als Einzel- bzw. Gewässerfund-Fundregionen deutlich herauskristallisieren. Dabei ist hervorzuheben, daß sich erst in neuerer Zeit – bedingt z. B. durch Ausbaggerungen oder Kraftwerksbauten – die mittlere Donau als eine Flußfundlandschaft zu erkennen gibt und somit neben die schon am Ende des letzten Jahrhunderts ausgebauten Wasserwege (Flüsse), wie den Rhein, gestellt werden kann.

Kemenczei betont zu Recht, daß die zahlreichen Schwerter aus der Donau und der Theiß als Opfergaben zu betrachten sind. Unter Hinweis auf geringere Fundzahlen urnenfelderzeitlicher Schwerter aus Flüssen leitet Kemenczei ab, „daß die Mehrheit der bronzezeitlichen Schwertfunde aus dem Wasser als Zeugnis der Glaubenswelt eines bestimmten Volkes und Zeitalters gelten kann. Die Fundorte am mittleren Abschnitt der Donau und der Theiß zeigen, daß das Volk der Hügelgräberkultur im Karpatenbecken die Rapiere in den Gewässern

versenkte“ (PBF IV 6, S. 40). Tatsächlich ist etwa ein Drittel der in der Donau, der Theiß und einigen kleineren Flüssen gefundenen Schwerter in die mittlere Bronzezeit zu datieren, während sich die übrigen zwei Drittel auf die Stufen Bz D-Ha B1 verteilen. Gegenüber der mittleren Bronzezeit ist in der Urnenfelderzeit der Hort die hauptsächliche Überlieferungsquelle für die Schwerter. Ein Wechsel ist somit unübersehbar. Zeitliche und regionale Schwankungen der Quellenüberlieferung sind freilich nicht nur in Ungarn, sondern auch in einer Reihe von europäischen Fundlandschaften der Bronze- und Urnenfelderzeit eine geläufige Erscheinung. Die Sitte der Schwertversenkung in Gewässern ist dabei zweifellos keine ethnisch exklusive Erscheinung, vielmehr in verschiedenen kulturellen Milieus gepflegt worden.

Die zeitlichen und regionalen Schwerpunkte der Schwertdeponierung als Beigabe in Gräbern oder Horten sowie einzeln in Gewässern und auf dem festen Land sind für die Überlieferung der Schwerter ausschlaggebend. Da die Deponierung von sozialen und religiösen Regeln bestimmt wurde, ist das überlieferte Fundbild nicht zwingend mit den Herstellungs- oder den Verwendungsregionen identisch, sondern kann lediglich für einen Teilbereich belegt sein. Wenn Kemenczei schreibt: „Die Änderung des Verbreitungsgebietes der Vollgriffschwerter in der jüngeren Urnenfelderzeit bedeutete die Verschiebung des Zentrums der Schwertfertigkeit vom Gebiet des einen Kulturkreises in das eines anderen“ (PBF IV 9, S. 5; vergleichbare Urteile ebd. *passim*), übergeht er diese Tatsache und hält das überlieferte Fundbild gewissermaßen für einen Spiegel der Schwertverbreitung im Altertum. Da die Fundverteilung der Schwerter ein Resultat von Deponierungsprozessen ist, sind Kemenczeis Folgerungen in diesem Punkte keineswegs zwingend.

Über die Organisation der Schwertherstellung, die Einrichtung und mögliche Ortskonstanz einer Werkstatt wissen wir überaus wenig. Einen echten Werkstattbefund besitzen wir nicht. Um Werkstätten oder Werkstattkreise zu lokalisieren, sind wir daher auf die Analyse der Gußmodel bzw., sofern diese wie bei den Schwertern nicht existieren, auf die herstellungstechnische Untersuchung der Fertigprodukte angewiesen.

Ein höchst interessantes Phänomen sind beispielsweise die in einem Stück gegossenen Vollgriffschwerter der Typen D–G (PBF IV 9, S. 13 ff.). Es handelt sich um Scheibenknaufer mit wulstgegliederter oder glatter Griffstange, um Pilzknaufer und verschiedene Vollgriffdolchformen. Diese Waffen verteilen sich über einen längeren Zeitraum, der von der frühen bis zur jüngeren Urnenfelderzeit reicht, und besitzen zumeist in den aus Klinge und Vollgriff zusammengesetzten Schwertern ihre formalen Analogien. Nun reicht die Tradition dieser Schwertherstellung in Nordostungarn bis in die Frühbronzezeit zurück. Auch bei dem Schwert aus dem Depotfund von Hajdúsámson sowie bei den mit ihm verwandten Exemplaren sind Klinge und Griff in einem Stück gegossen. Das gleiche gilt für die Schwerter des Typus Au.

Für die Geschichte des Schwertgusses und seiner Tradition in Nordostungarn wäre eine vergleichende Untersuchung dieser Herstellungsvariante bezüglich des technischen Verfahrens (das Schwert von Livada, *jud. Satu Mare* [Bader, PBF IV 8, S. 52 Nr. 28 Taf. A, 28; 6, 28] soll im Zweischalenguß gefertigt sein), der Gußqualität (vgl. die Diskrepanz zwischen dem fehlerhaften Guß [Lunker!] des Schwertes von Livada und der sorgfältigen Verzierung von Griff und Klinge) und der Gebrauchsspuren (z. B. Nachschärfungen der Klinge) sehr von Nutzen. Darüber hinaus wäre die spezielle Funktion solcher einteilig gegossenen Schwerter, die aus anderen europäischen Fundlandschaften nicht bekannt zu sein scheinen, zu ergründen. Dafür bedarf es allerdings ergänzender Daten für diese Schwerter wie z. B. die Gewichtsangaben. Für die übrigen Vollgriffschwerter wären radiographische Reihenuntersuchungen zur Griff-Klingenverbindung sehr wünschenswert, die die in den siebziger Jahren be-

gonnenen Arbeiten zu den Riegesschwertern und den späturnenfelderzeitlichen Mörgenschwertern ergänzen sollten, da sie eine Quelle reicher Informationen über die Bronzewaffenherstellung erschließen.

Das von Kemenczei zusammengetragene Material bietet für das Studium der Bronzewaffen in Ungarn eine solide Grundlage. Der Reichtum des Materials ist ausgebreitet für neue und über die vorliegenden Arbeiten hinausgehende Untersuchungen, wobei zu hoffen ist, daß der Autor speziellen Aspekten der bronze- und urnenfelderzeitlichen Schwertfertigkeit weiterhin nachgeht. Daß Kemenczei uns diesen Fundstoff, der zur Beurteilung der mitteleuropäischen Bronze- und Urnenfelderzeit unerlässlich ist, erschlossen hat, dafür gebührt ihm uneingeschränkte Hochachtung.

D 10559 Berlin
Perleberger Str. 39

Svend Hansen

Robin J. Taylor, *Hoards of the Bronze Age in Southern Britain. Analysis and interpretation*. BAR British Series 228, Oxford 1993. 116 Seiten, 9 Beilagen, 5 Mikrofilm. Preis 35,- £.

Der vorliegende Band geht auf die 1988 an der Universität von Reading eingereichte Doktorarbeit des Autors zurück. Die seither erschienene Literatur wurde nicht eingearbeitet, da sie nach Auffassung des Autors den Kern der Untersuchung nicht berührt.

In Kapitel 1 (S. 3–22) zeichnet Taylor die Geschichte der Forschungen zu den bronzezeitlichen Horten nach, wobei zunächst die britische, dann die europäische Forschungstradition behandelt wird. So könnte der unbefangene Leser den Eindruck gewinnen, als habe in den letzten hundert Jahren zwischen der Insel und dem Kontinent kein wissenschaftlicher Austausch stattgefunden. Unter den Stichworten „Economic“, „Votive“ und „Explanation“ werden die Forschungsergebnisse der verschiedenen Gelehrten referierend aneinandergereiht. Die ersten beiden Stichworte bezeichnen etwas vergrößernd die beiden Pole bisheriger Deutungen, während die Sektion „Explanation“ den Hort-Interpretationen vorbehalten ist, die sich auf „social archaeology“ beziehen. Ob dieses Etikett für die dort abgehandelten Autoren zutrifft, bleibe allerdings dahingestellt. Nicht wenige Autoren entziehen sich der umstandslosen Einreihung in die eine oder andere Deutungsrichtung, schon weil bei einigen – wie z. B. W.A. v. Brunn – im Oeuvre ein schrittweiser Wandel im Verständnis der Horte zu bemerken ist. Daher wäre eine an den Kernfragen der Hortinterpretation orientierte Einführung – wie sie z. B. H. Geißlinger (RGA 5 [1983] 320 ff. s.v. Depotfund) gegeben hat – vermutlich ergiebiger gewesen.

In Kapitel 2 wird die bronzezeitliche Besiedlungsgeschichte in den von Taylor behandelten Regionen „Thames Valley“ (Berkshire, Buckinghamshire, Oxfordshire, Gloucestershire), „Wessex“ (Hampshire, Dorset, Wiltshire), „The South West“ (Avon, Somerset, Devon) und „East Anglia“ (Cambridgeshire, Norfolk, Suffolk) skizziert und versucht, die ökonomische Prosperität dieser Gebiete während der Bronzezeit zu bewerten. Die Gebietsgrenzen richten sich nach den modernen Verwaltungsgrenzen und wurden nicht unter naturräumlichen Gesichtspunkten (S. 46) gewählt, was die archäologische Bearbeitung sicherlich erleichtert, aber die Ergebnisse auch verwässert. Unklar bleibt, warum z. B. Cornwall, Sussex, Surrey, Kent und Essex aus der Analyse ausgespart bleiben.

In Kapitel 3, „Frameworks of Explanation“, werden die Arbeiten von Kristian Kristiansen, Michael Rowlands und Jerome Friedman zur sozialen Evolution unter besonderer Berücksichtigung der Prestigeüterzirkulation referiert. Vor allem Friedman

und Rowlands behandeln Prestigeüter als einen Motor von Ressourcennutzung und von zunehmend zentralisierter Ressourcenkontrolle. Auch Taylor spricht der „prestige goods economy“ eine zentrale Bedeutung für die Dynamik sozialer und politischer Prozesse zu.

Mir scheint bereits der Begriff „prestige goods economy“, die Bedeutung des Phänomens für den ökonomischen Prozeß einerseits zu überschätzen und seine innere Logik andererseits zu verkennen. Berücksichtigt man, anders als Taylor, auch die Arbeiten von Marcel Mauss und Bronislaw Malinowski sowie von Maurice Godelier und Claude Meillassoux, stellt sich das Phänomen der Prestigeüterzirkulation etwas komplexer dar. Eine besondere Klasse von seltenen und wertvoll erachteten Gegenständen zirkuliert dabei in einer von der übrigen Güterzirkulation getrennten Sphäre und wird bei besonderen Tauschakten eingesetzt, die der Festigung sozialer Beziehungen dienen, sei dies in Form eines Gastgeschenkes oder in Form eines „Brautpreises“. So begehrt die Güter auch sind, so wichtig ist für die Funktionstüchtigkeit des Systems zugleich ihre Zirkulation, die dadurch gewährleistet wird, daß die Gegenstände als beseelt und damit gefährlich gelten, weswegen man sie weitergibt. Ein anderer Grund für die Zirkulation besteht beispielsweise bei den „Brautpreisen“ darin, daß mit den Gütern natürlich keine Frau gekauft wird, sondern eine Frau nur gegen eine Frau getauscht werden kann. Beim multilateralen Frauentausch, dessen Komplexität auch für die Handelnden nicht einfach zu durchschauen ist, läßt sich, worauf Meillassoux hingewiesen hat, die Existenz einer parallelen Zirkulation von Prestige- bzw. Heiratsgütern, die als Erinnerungsmarken für die „Außenstände“ fungieren, feststellen. So begehrt der Besitz der Prestigeüter auch sein mag, ihre Akkumulation wäre weitgehend sinnlos, wenn nicht der tatsächliche Reichtum, z. B. in Form von Nachkommenschaft, gegeben ist. Da die Tauschsphären von Prestigeütern und Gebrauchsgütern voneinander getrennt sind, läßt sich mit ihnen auch nicht wirklicher Reichtum wie Lebensmittel erwerben. Schließlich wäre ihre Akkumulation für die soziale Stellung des Individuums oder der Familie praktisch bedeutungslos. Im Gegenteil, politische und soziale Wirkung wird mit den Prestigeütern erst durch ihre Preisgabe erzielt. Damit erklärt sich die Tatsache, daß Prestigeüter auch zerstört werden können: soziales und politisches Prestige sind mit dem Besitz von Prestigeütern nicht identisch. Pointiert ließe sich mit Meillassoux sagen: „Da die Nutzung dieser stellvertretenden Güter niemals notwendig ist, sind sie niemals der Reichtum, sondern nur sein Bild“ (Die wilden Früchte der Frau [Frankfurt 1983] 89). In dieser Perspektive sind Prestigeüter ein „Epiphänomen“. Durch sie wird der zeremonial verbindliche Rahmen für die ökonomischen Transaktionen, für den Tausch notwendiger Güter hergestellt.

Die Unterschiede in der Beurteilung der Prestigeüterzirkulation sind deswegen zu erwähnen, weil Taylor aus seinem Modell der „prestige goods economy“ acht Erwartungen für das Fundmuster der Horte formuliert (S. 40 f.): 1. Die Verteilung der Horte spiegelt das Verhältnis von (ökonomisch-politischem) Zentrum und Peripherie; 2. Horte spiegeln den Status des Deponierenden wider; 3. Die Existenz „fremder“ Gegenstände in den Horten läßt auf die überregionalen Netzwerke schließen; 4. Der Abnutzungsgrad der Bronzen läßt auf die Dauer ihrer Zirkulation und auf den sozialen Streß innerhalb einer Gesellschaft schließen; 5. Das Verhältnis von deponierten und nicht deponierten Gerätefragmenten (etwa bei mehrfach zerbrochenen Schwertern) gibt Aufschluß über das Maß der vollständigen Preisgabe der Gegenstände bzw. eine teilweise Rückführung des Metallwertes; 6. Die Horte vermögen Aufschluß über das wachsende Maß sozialer Komplexität einer Gesellschaft zu geben; 7. Die Horte geben Hinweise auf die Organisation der Geräteproduktion; 8. Die Horte der spätesten

Bronzezeit zeigen den Versuch einer Stützung des alten Systems der Bronzezirkulation an.

Im zweiten Hauptteil der Arbeit (S. 45 ff.) wird die Analyse der Horte vorgestellt. Zunächst erläutert der Autor seine Schwerpunktsetzung auf die Untersuchung von Abnutzungsspuren an den Bronzen und schildert teilweise sehr genau den Verlauf der Fundbearbeitung in den Museen. Insgesamt hat Taylor 299 Horte mit 10477 Objekten zusammengetragen und von diesen 200 Horte mit 3274 Objekten im Original studiert. Die 6245 Stücke aus dem Hortfund von Isleham hat Taylor nicht näher untersucht. Läßt man Isleham außer acht, hat Taylor also zwei Drittel der Horte und drei Viertel der Objekte im Original untersucht.

Die Frequenz der Auffindung von Horten seit dem Jahre 1735 zeigt zunächst das gewohnte Bild des mit Industrialisierung und Landausbau zusammenhängenden Fundanstiegs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann aber einen deutlichen Abfall im letzten Jahrzehnt und schließlich einen abermaligen Anstieg nach dem zweiten Weltkrieg. Die Quelle Hort ist also *noch* keineswegs erschöpft.

Die zeitlichen Schwerpunkte der Deponierungen (S. 54) liegen allgemein in Middle Bronze Age 2 (MBA 2; Taunton/ornament horizon) und Late Bronze Age 3 (LBA 3; Ewart Park). In MBA 2 treten insbesondere Wessex und South West als Zentren der Deponierungstätigkeit, in LBA 3 hingegen East Anglia und Thames Valley hervor. Da Taylor von der deponierten Metallmenge auf das politische und ökonomische Zentrum bzw. die Peripherie zu schließen können glaubt, erkennt er in der regionalen Verschiebung der Deponierungsschwerpunkte folgerichtig eine Verlagerung von Zentrum und Peripherie. Um eine Vorstellung von den Dimensionen der Bronzezirkulation zu gewinnen, sind die Gewichtsangaben (S. 54–56) von größtem Interesse. So beträgt das durchschnittliche Gewicht eines Hortes in drei Regionen ca. 2 kg, jedoch 4 kg in East Anglia, wo die meisten Hortfunde (vor allem in LBA 3) zum Vorschein gekommen sind. Bemerkenswert ist auch die Gesamtrechnung der Hortgewichte in allen behandelten Regionen. Rechnet man zu den ausgewogenen 585 kg gehorteter Bronze die nicht gewogenen Horte mit einem Schätzwert von 890 kg hinzu, ergibt sich für die gesamte Bronzezeit eine erhaltene Deponierung von knapp 1,5 t, ein Gewicht, das mit einem Faktor X zu multiplizieren ist, je nachdem, wie groß man den vor dem Jahre 1735 verlorenen und den noch in der Erde verborgenen Bestand bewertet. Für wie bedeutend wir diese Metallmenge halten sollen läßt sich schwerlich beurteilen. Allein das im 14. Jahrhundert v. Chr. an der türkischen Südküste gesunkene Schiff von Ulu Burun (Kas) transportierte nach Schätzungen des Ausgräbers erstaunliche 6 t Kupfer (G. F. Bass, National Geographic 172, 1987, 719).

Die Untersuchung des Hortinhaltes (S. 57 f.) ist eigentlich nicht durchgeführt, allein eine Tabelle ermöglicht die Übersicht über die prozentualen Anteile von Waffen, Gerät und Schmuck sowie von „verschiedenen Gegenständen“ und Barren. Das Ergebnis ist die Feststellung, während der gesamten Bronzezeit seien Geräte das bevorzugte Element für die Horte gewesen. Die folgende Diskussion (S. 58), ob und in welcher Hinsicht auch Geräte als Prestigeüter betrachtet werden können, zeigt beispielhaft, wie Taylor bei der Interpretation noch unmittelbar der Erscheinungsweise der einzelnen Funde verhaftet ist: „some of the smaller hoards of tools could be interpreted as smaller scale deposits, gaining lower levels of prestige for the depositor“ (S. 58). Es ist nach der Erkenntnis, daß Horte keine Zufallserscheinungen sind, sondern sich auf verschiedenen Ebenen der Deponierung Regeln erkennen lassen, sehr zweifelhaft, daß solche und vergleichbare Einzelinterpretationen tragfähige Erklärungen darstellen.

Der Kern der Arbeit (S. 58–78), der Vergleich der Abnutzung der deponierten Gegenstände in den einzelnen Regionen,

basiert auf der Klassifikation der Bronzen in fünf Gruppen (A–E: unworn, some worn, worn, fairly worn, heavy worn). Dabei zeigen sich zwischen dem Abnutzungsmaß für einzelne Gegenstandsgruppen (Schmuck und Waffen) sowie den verschiedenen Regionen interessante Unterschiede, wobei Taylor zeigen kann, daß sowohl bei den MBA 2- als auch den LBA 3-Horten der Abnutzungsgrad der Gegenstände sehr hoch ist (fairly und heavy worn). Zwar wird zwischen kompletten und fragmentierten Gegenständen unterschieden, doch wird nicht dargestellt wie groß der Anteil zerbrochener Gegenstände in den Hortinventaren der einzelnen Regionen ist. Auch die Art der Fragmentierung der Gegenstände (intentional oder funktional) wird nicht thematisiert. Die Nachvollziehbarkeit der Darstellung leidet schließlich am Fehlen instruktiver Abbildungen (z. B. Detailphotos), die auch durch die beigelegten Mikrofiches nicht gegeben sind.

Taylor faßt im dritten Teil (Kapitel 6 [Summary] und Kapitel 7 [Concluding Remarks]) die Ergebnisse der Hortfunduntersuchung im Rückblick auf seine zuvor formulierten Erwartungen zusammen. Dabei gelingt es ihm nicht, den für die Deutung der Horte entscheidenden Widerspruch zwischen „the system cycles were continuous“ und „hoarding itself was not“ (S. 101) empirisch und theoretisch zu lösen. Auch die Entwicklungstendenzen zwischen Zentrum und Peripherie und die Komplexitätssteigerung innerhalb der Gesellschaft lassen sich – wenn dies denn überhaupt anhand der Horte möglich sein sollte – nicht konsistent beschreiben, schon weil zwischen den Depositionshorizonten in MBA 2 und LBA 3 mindestens drei Jahrhunderte liegen. Einer der Gründe hierfür dürfte darin zu suchen sein, daß andere Formen der Bronzeniederlegung nicht in die Untersuchung einbezogen wurden, obwohl auf Grabausstattungen (Wessex) und vor allem die Einzelfunde vom festen Land und aus Flüssen immer wieder verwiesen wird, und sogar W. Kubachs kluge Überlegungen („Ist nicht der qualitative Unterschied zwischen der Deponierung eines, zweier oder dreier intakter Beile geringer als der Abstand zwischen einem solchen Depot auf der einen und einem Massenfund aus zahlreichen beschädigten oder fragmentierten Gegenständen auf der anderen Seite?“) zitiert werden (S. 19).

Taylor's Buch ist aus dem Unbehagen an den bisherigen Hortdeutungen erwachsen. Es bietet den notwendigen Versuch, das Phänomen der Horte in eine theoretisch begründete Perspektive bezüglich ihrer ökonomischen und politischen Funktion zu stellen. Die systematische Gebrauchsspurenanalyse an den Bronzen in einer umfangreichen Hortserie war bislang ohne Vergleich (vgl. jetzt aber: Ch. Sommerfeld, *Gerätegeld Sichel. Studien zur monetären Struktur bronzezeitlicher Horte im nördlichen Mitteleuropa* [Berlin, New York 1994]) und wird zweifellos Nachfolger finden. Das Buch zeigt damit, welch großer und noch lange nicht erschöpfter Informationsquell die Horte für das Verständnis der europäischen Bronzezeit sind.

D 10559 Berlin
Perlberger Str. 39

Svend Hansen

Helmut Bender, Ludwig Pauli, Ingo Stork, Der Münsterberg in Breisach II. Hallstatt- und Latènezeit. Mit einem anthropologischen Beitrag von Peter Schröter. Veröffentlichung der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätromischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg = Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 40. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1993. 420 Seiten, 85 Textabbildungen, 82 Tafeln und 7 Beilagen. Preis 118,-DM.

In memoriam Ludwig Pauli (1944–1994)

Fast zwei Jahrzehnte nach dem Beschluß, die archäologischen Quellen des Breisacher Münsterberges auszuwerten und zu veröffentlichen, liegt nun der erste Band der geplanten Reihe vor. In Beiträgen von vier Autoren (H. Bender/L. Pauli, Hallstatt- und Frühlatènezeit; H. Bender/I. Stork, Spätlatènezeit; P. Schröter, Anthropologie) werden die bis 1976 bekannt gewordenen Quellen zur Eisenzeit behandelt. Daß dieser Band nicht zur „unendlichen Geschichte“ geriet, ist zu einem Großteil Ludwig Pauli zu verdanken. Seine Auswertung der hallstatt- und frühlatènezeitlichen Funde und Befunde bildet das Kernstück der Publikation, auf das sich diese Besprechung konzentrieren wird.

Der Breisacher Münsterberg hat eine lange Besiedlungsgeschichte, die spätestens im Endneolithikum begann. Ihre Erforschung ist ein reizvolles, zugleich aber schwieriges Unterfangen, denn mit ungestörten, ungeschichtlichen Befunden war von vornherein kaum zu rechnen. Zu den geringen Erhaltungschancen kamen schlechte Grabungsbedingungen hinzu, da die archäologischen Untersuchungen bis in die siebziger Jahre auf Kanalisations- und Leitungsgräben sowie auf bereits ausgehobene Baugruben beschränkt blieben. Aus diesen Notbergungen stammt die Masse der hier vorgelegten Funde und Befunde.

Vielleicht waren es u. a. die ungünstigen Ausgangsbedingungen, die L. Pauli dazu bewogen, die Auswertung der Breisacher Funde und Befunde sehr knapp zu halten. Statt dessen verlagerte er den Schwerpunkt auf das Umfeld des Münsterberges, indem er ihn zum Anlaß für eine umfassende Studie über die Topographie und Verkehrsgeographie der ‚Fürstensitze‘ nahm. Der Münsterberg selbst – insbesondere die Fundauswertung – kam auf diese Weise zu kurz. Deshalb wird die Besprechung dieser Schwerpunktverlagerung nicht folgen, sondern sich auf die Fundstelle und ihr direktes Umland konzentrieren.

Bebauung und Frage der Befestigung

Nur punktuell angeschnitten (s. Beilage 2) und da, wo kleinere Flächen untersucht werden konnten, durch spätere Eingriffe meist stark gestört, ist die eisenzeitliche Bebauung mehr zu erahnen als zu rekonstruieren. Als Bauformen sind Pfosten- oder Ständerbauten mit Flechtwerkwänden anzunehmen, zu denen diverse (Vorrats-)Gruben gehörten. An eine Rekonstruktion der inneren Organisation der Besiedlung ist jedoch nicht zu denken. So bleibt letztlich auch die Frage offen, ob der Münsterberg in der Eisenzeit befestigt war. Der Befund – zwei Reihen in den Fels eingetiefter Pfostenlöcher am Westrand des Berges – läßt viel Raum für Diskussion und Interpretation, zumal seine Datierung an einer einzigen hallstattzeitlichen Scherbe hängt, die in einem der Pfostenlöcher gefunden wurde. H. Bender hält an der im Vorbericht publizierten Version fest und geht von zwei Befestigungen aus, die in die Spätallstatt-/Frühlatène- bzw. in die Spätlatènezeit zu datieren seien¹. L. Pauli hingegen interpretiert die Pfostenreihen als Überreste eines Hallenhauses, das er mit Befunden auf und bei der Heuneburg vergleicht. Obwohl Parallelen aus der Region fehlen, ist für ihn aber auch eine Datierung in die Spätlatènezeit nicht auszuschließen. Damit zieht er die Möglichkeit in Betracht, daß weder der spätallstatt-/frühlatènezeitliche ‚Fürstensitz‘ noch das spätlatènezeitliche ‚Oppidum‘ befestigt waren und kratzt somit an verbreiteten Idealvorstellungen. Beide Interpretationen finden ihr Für und Wider, so daß man abwarten möchte, bis neue Grabungen eine bessere Grundlage zur Beurteilung dieses Befundes bieten.

¹ R. Dehn/H. Bender/I. Stork, *Neuere Untersuchungen auf dem Münsterberg in Breisach (1966–1975)*. Arch. Korbl. 6, 1976, 220 ff.

Daß trotzdem zumindest eine vage Vorstellung von der eisenzeitlichen Bebauung möglich ist, ist dem Engagement H. Benders und L. Paulis zu verdanken, die akribisch alle bis zur Mitte der siebziger Jahre bekannten Befunddokumentationen zusammenzutragen und vorzulegen. Auch das Verorten der Fundstellen auf einem Gesamtplan dürfte die Bearbeiter viel Zeit und Nerven gekostet haben und wird nur mit detektivischem Geschick zu erreichen gewesen sein. Dasselbe wird nun aber auch den Lesern abverlangt, die versuchen, Informationen aus Text, Textabbildungen, Katalog, Tafeln und Beilagen miteinander zu korrelieren. Die Benutzung von zwei verschiedenen Systemen zur Befundbenennung, teilweise mangelhaft beschriftete Zeichnungen, Ungereimtheiten zwischen Beschriftung der Zeichnungen und dem Text und anderes mehr machen diesen Versuch zu einem schier aussichtslosen Unterfangen. Das von ständigem Blättern unterbrochene Lesen gerät zur wahren Odyssee durch das 2,5 kg schwere Buch, die nicht nur die Benutzbarkeit des Bandes, sondern auch die Nachvollziehbarkeit der Auswertung einschränkt.

Fundauserwertung

Die Funde vom Münsterberg entsprechen dem in späthallstatt-/frühatènezeitlichen Siedlungen üblichen Spektrum: viel Keramik, verziegelter Lehm, ein paar Knochengeräte und einige Metallobjekte. Wie bei vielen Fundstellen dieser Zeit ist auch hier die Seltenheit der für die Datierung so begehrten Fibeln zur Kenntnis zu nehmen. In den hier interessierenden Befunden sind sie lediglich mit sieben, zum Teil fragmentarisch erhaltenen Exemplaren vertreten. Diese sind – soweit typologisch ansprechbar – alle in die Stufe Ha D3 zu stellen. Da die Besiedlung des Münsterberges jedoch nicht auf diese Stufe beschränkt ist, muß sich die Datierung der Befunde in erster Linie auf die Keramik stützen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist die zentrale Rolle, die Keramik bei der Datierung späthallstatt- und frühatènezeitlicher Siedlungen einnimmt, ein verbreitetes Phänomen. Zugleich ist sie aber auch ein Problem, das bis heute nicht befriedigend gelöst ist. Der Breisacher Münsterberg bietet die Chance, dieser Lösung ein Stück näher zu kommen, da er zu den wenigen aufgearbeiteten Fundorten gehört, die von der Späthallstatt- bis in die Frühatènezeit hinein besiedelt waren.

Entsprechend hoch waren die Erwartungen an diese Publikation. Hinzu kam, daß die Publikation des Breisacher Münsterberges bereits Jahre vor ihrem Erscheinen nicht nur in Baden-Württemberg, sondern auch in Ostfrankreich und in der Schweiz als Datierungsfixpunkt und Referenz für die Beurteilung von Späthallstatt- und Frühatènekeramik galt und benutzt wurde². Wer sich von der Veröffentlichung – nicht zuletzt auch als nachträgliche Untermauerung der sich auf Breisach stützenden Argumentationen – eine Präsentation der Breisacher Funde als gut dokumentiertes Referenzensemble erhofft hatte, dürfte enttäuscht sein. Allzu knapp fällt die Keramikauswertung aus. Zumindest eine übersichtliche Darstellung des kompletten Formenspektrums sowie etwas ausführlichere Bemerkungen zu Stil und Technologie hätte man angesichts der Bedeutung des Fundkomplexes erwarten dürfen. Insbesondere die Charakterisierung der handaufgebauten Gefäße, die – obwohl sie die Masse der Funde ausmachen – auf nur drei Seiten abgehandelt werden, ist sehr rudimentär und läßt viele Fragen offen. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Nennung von fünf Keramikgruppen, die nur flüchtig und offenbar aus überwiegend chronologischem Blickwinkel definiert werden³. Die einge-

schränkte Fragestellung erklärt die Kürze dieses Kapitels, denn L. Pauli schreibt nur wenigen handaufgebauten Gefäßen chronologische Aussagekraft zu. So werden der als „Grobe Ware“ bezeichneten Gefäßgruppe folgerichtig auch nur drei Zeilen gewidmet. Wer mehr über handaufgebaute Keramik wissen will, nehme sich Katalog und Tafelteil vor.

Wesentlich mehr Raum nimmt die Besprechung der Drehscheibenkeramik ein. Im Vorgriff auf eine Kombinationstabelle (Beilage 3, Erläuterungen S. 97 ff.), die die Grundlage für die innere Periodisierung und Datierung des Münsterberges bildet, nimmt L. Pauli von Anfang an eine Trennung in Hallstatt- und Latène-drehscheibenkeramik vor. Damit fließen bereits auf der Ebene der Klassifikation die chronologischen Vorstellungen des Autors ein und legen – wie noch ausgeführt wird – die Grundlage für einen Zirkelschluß, der die vorgenommene Periodisierung und Datierung des Fundstoffs methodisch in Frage stellt. Methodisch bedenklich ist an der durchgeführten Klassifikation bzw. „formalisierten Typisierung“ auch, daß sie in sich nicht stringent ist und daß auf derselben Klassifikationsebene unterschiedliche Kriterien verwendet werden. Dieses Problem, das sich für die handaufgebaute Keramik in gleicher Weise stellt, wird bereits in den Erläuterungen zur Typisierung deutlich: „Grundsätzlich besteht jede Typenbezeichnung aus zwei Buchstaben und einer Zahl. Dabei bezeichnet der erste Buchstabe die Gruppe [...]. Ihre Bestimmungskriterien sind teils chronologisch-typologischer, teils herstellungstechnischer Art. Auf den ersten Blick erscheint das widersprüchlich, aber es ist sehr praktisch.“ (S. 49). Dieses Verfahren führt dazu, daß auf der ersten Klassifikationsebene „Gefäße in Ha C-Tradition“ oder „Latènekeramik“ auf derselben Stufe stehen wie „Grobe Ware“ oder „Normale Gebrauchsware“. Auf der zweiten Ebene finden sich „Schalen“ oder „Flaschen“ vereint mit „Hohlfüßen“, „Wand-“ und „Bodenscherben“. Auf der dritten Ebene ist die Ansprache kaum noch nachvollziehbar, zumal von den insgesamt 53 auf Beilage 3 aufgelisteten Typen nur 16 abgebildet und die restlichen weder über Tafelverweise noch über den Katalog zu identifizieren sind. Daß gerade einige der nicht abgebildeten Typen in den folgenden Chronologiediskussionen eine Rolle spielen werden, ist hier ein ärgerliches Detail.

Von zentraler Bedeutung für Periodisierung und Chronologie ist die bereits erwähnte Kombinationstabelle (Beilage 3) auf der Grundlage der beschriebenen Keramikklassifikation, wobei letztere „auch für die Auswertung sinnvoll erscheint und durch diese zugleich mitbestimmt wurde“ (S. 49). Was war zuerst – die Klassifikation oder die Kombinationstabelle? Der Text selbst gibt keine klare Antwort. Nachdem von Anfang an bereits mit dem Ergebnis der Tabelle (der Periodisierung und Chronologie des Fundstoffs) gearbeitet wird, erwartet man mit Spannung das Chronologiekapitel, in dem die Erklärung folgen soll. Die zuvor so zentral erscheinende Rolle der Kombinationstabelle wird hier jedoch stark relativiert: „Kombinationstabellen dienen dazu, Fundvergesellschaftungen optisch und graphisch aufbereitet zu verdeutlichen. Sie stellen nur die für jeden am Katalog nachprüfbare Grundlage für weitere Interpretationen dar“ (S. 98). Aus dem angekündigten *Beleg* für die vorgenommene Periodisierung und Chronologisierung ist so unvermittelt *Interpretationsgrundlage* und *Illustration* geworden. Spätestens hier stellt sich der Verdacht ein, daß die Kombinationstabelle lediglich die chronologischen Vorstellungen illustriert, die L. Pauli im Laufe der Bearbeitung vom Material gewonnen hatte. Vielleicht erklären sich daraus auch einige Besonderheiten der Tabelle. Zunächst fällt auf, daß die Anordnung der Typen und Befunde offenbar nicht dem Ziel einer Kombinationstabelle, nämlich einer diagonalen Gruppierung, das heißt einer Seriation der Befunde, folgt. Vielmehr scheinen die definierten Keramikgruppen der entscheidende Ordnungsfaktor zu sein. So ist die linke Tabellenhälfte von oben bis unten durchgängig allein von den Typen der handaufgebauten Gefäße

² Vgl. Aufzählung entsprechender Arbeiten S. 21 Anm. 2.

³ Es handelt sich um folgende Gruppen: „Gefäße in Ha C-Tradition, Charakteristische Hallstattformen ohne Verzierung, Normale Gebrauchsware, Grobe Ware, Keramik mit Glättverzierung“.

belegt. Ihnen folgt ein geschlossener Block von Hallstattdrehscheibenkeramik. Ihren Abschluß findet die Tabelle mit einem Block Latènedrehscheibenkeramik. Die Periodisierung der Befunde liegt dann auf der Hand: Die Befunde ganz oben enthalten keine Drehscheibenkeramik und werden zu Periode I zusammengefaßt. Unter ihnen stehen alle Befunde mit Hallstattdrehscheibenkeramik, die Periode II bilden. Die in der Tabelle zuunterst aufgeführten Befunde definieren Periode III, da sie alle Frühlatènedrehscheibenkeramik enthalten. Hier schließt sich der Kreis zur Klassifikation, die diese Anordnung vorweggenommen hat. Die über diesen Zirkelschluß entstandene, von Hand geschaffene ‚Bilderbuchordnung‘ wäre mit keinem der gängigen Computerprogramme zur Korrespondenzanalyse zu erreichen gewesen, die wegen ihrer angeblichen Manipulierbarkeit häufig noch mißtrauisch beäugt und abgelehnt werden.

Die Kombinationstabelle ist auch in anderer Hinsicht mit Vorsicht zu genießen. So hätten Typen, die nur in einem einzigen Befund belegt sind, ebenso nicht aufgenommen werden dürfen wie Befunde, die nur ein Fundstück enthalten. Unverständlich ist auch, weshalb sich in der Tabelle Fundkomplexe finden, die im Katalog als Mischung mehrerer Inventare bezeichnet werden. Ebenso fragt man sich, weshalb Fundkomplexe in der Tabelle als ein Inventar behandelt werden, die laut Katalog und Zeichnung eindeutig aus getrennten Befunden stammen. Auf die Erstellung der Tabelle scheint wenig Sorgfalt verwandt worden zu sein. Nur so ist wohl zu erklären, daß mit 23/16 ein Befund aufgeführt ist, der weder im Katalog noch auf den Zeichnungen zu finden ist, und weshalb die Angaben zu den Befundinventaren in Tabelle, Katalog bzw. Tafeln Unstimmigkeiten aufweisen. Es geht hier nicht um eine kleinliche Aufzählung von Fehlern. Vielmehr erscheint es mir notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Breisacher Kombinationstabelle so problematisch ist, daß man letztlich nicht mit ihr arbeiten kann. Was bleibt, ist die Aussage, daß es auf dem Münsterberg Befunde ohne und solche mit Drehscheibenkeramik gibt, die – nach von außen herangezogenen Argumenten – weiter in hallstatt- bzw. latènezeitliche differenziert wird. Die Kombinationstabelle wird nicht einmal dem Anspruch gerecht, „Fundvergesellschaftungen optisch und graphisch aufbereitet zu verdeutlichen“, da ein Großteil der handaufgebauten Keramik überhaupt nicht berücksichtigt wurde. Die Chance, neue Aufschlüsse über Typologie und Chronologie der Fundgattung zu erzielen, die die Hauptmasse der Funde von hallstatt- und frühlatènezeitlichen Siedlungsplätzen ausmacht, wurde damit nicht genutzt. So bleibt die Untersuchung der Entwicklung der handaufgebauten Keramik von der späten Hallstatt- bis in die frühe Latènezeit als Desiderat bestehen.

Interessant und anregend sind L. Paulis Überlegungen zur Hallstattdrehscheibenkeramik („Gruppe F“), die er an die „geriefte Drehscheibenkeramik“ (A. Lang)⁴ der Heuneburg anschließt. Insbesondere die Zusammenstellung von Vergleichsfunden (S. 56 ff. mit Abb. 6) in Frankreich, Bayern und Mitteldeutschland bereichert die jüngst wieder aufgelebte Diskussion über die frühe Drehscheibenkeramik⁵ um einige interessante Aspekte. Auch wenn die Aussagekraft von Auflistung und Verbreitungskarte (Abb. 6) etwas zu relativieren ist, da einzelne Fundorte für fragliche Einzelstücke aus Latènekomplexen⁶, reine Latèneinventare⁷ oder für andeutungsweise publizierte

und deshalb schwer zu beurteilende Funde stehen, sind die aus ihnen abgeleiteten Folgerungen schlüssig. So vertritt L. Pauli die Ansicht, daß die nun erheblich erweiterte Verbreitung zusammen mit den regionalen Unterschieden von Form, Stil und Technologie dafür spreche, daß frühe Drehscheibenkeramik an den jeweiligen überregionalen Machtzentren hergestellt worden sei; wobei neuere mineralogisch-petrographische Analysen auch Austausch von Gefäßen belegten. Mit dieser Schlußfolgerung versetzt er dem sich hartnäckig haltenden Bild von der Heuneburg als dem ‚Nabel der Hallstattwelt‘ einen empfindlichen Schlag. Dasselbe gilt für seine Überlegungen hinsichtlich der Vorreiterrolle, die der Heuneburg bei der Einführung und Verbreitung dieser neuen Technologie bisher zugesprochen wurde. Indem er die zeitliche Priorität der Drehscheibenkeramik der Heuneburg ebenso in Zweifel zieht wie ihre lokale Entwicklung aus den Fußbechern der Stufe Ha D1, schafft er Raum für neue Denkmodelle. Die alten Erklärungsmuster, die die Drehscheibenkeramik via Heuneburg aus italisch-etruskischen Wurzeln herleiten, haben durch L. Paulis Argumentation merklich Risse bekommen. Danach fällt es einem mit dem Autor schwer zu glauben, daß „die Einführung der Drehscheibe für Feinkeramik in ganz Südwestdeutschland der Innovationsfreudigkeit der neuen Herren auf der Heuneburg zuzuschreiben sei“ (S. 67). Das entwickelte Gegenmodell – Produktion durch wenige Spezialisten an den überregionalen Machtzentren in der Stufe Ha D3 –, das die frühe Drehscheibenkeramik als großräumige Konvergenzerscheinung interpretiert, läßt entscheidende Fragen, z. B. nach Herkunft der neuen Technologie, jedoch offen.

Steht bei der Besprechung der hallstattzeitlichen Drehscheibenkeramik das Anliegen im Vordergrund, ihre Herkunft und Verbreitung aus neuem Blickwinkel zu untersuchen, wird ihr frühlatènezeitliches Pendant („Gruppe L“) unter chronologischen Gesichtspunkten betrachtet. A. Lang folgend, werden die Gefäße der „Gruppe L“ aufgrund ihrer Verzierung mit breiten Horizontalriefen und der Randbildung gegen die Hallstattdrehscheibenkeramik abgesetzt. Einige der auftretenden Formen möchte L. Pauli in eine zeitliche Abfolge bringen. So benennt er zunächst Formen, die für Periode III (LT A) charakteristisch seien und zählt dann solche auf, die vom Münsterberg nur als Streufunde vorlägen, und die er für jünger hält. Um diese These zu untermauern, bezieht er andere Frühlatènefundes des Breisgaus mit ein. Mit ihnen versucht er zu zeigen, daß dort die für Periode III charakteristischen Formen selten, die auf dem Münsterberg nur in Streufunden vertretenen Formen dagegen vergleichsweise häufig seien und auch andere Randformen vorkämen. Dieses Vorgehen ist aus verschiedenen Gründen problematisch. Zunächst ist anzumerken, daß Befunde mit Frühlatènedrehscheibenkeramik auf dem Münsterberg nicht gerade häufig sind. In der Kombinationstabelle (Beilage 3) sind für Periode III (LT A) neun Befunde aufgeführt, die sich bei genauerer Betrachtung auf fünf Grubeninventare reduzieren, mit denen man arbeiten kann⁸. Auf diesen fünf Inventaren beruht die Definition von Periode III bzw. der für den Münsterberg „charakteristischen“ Frühlatènedrehscheibenkeramik. Dieser kleine Ausschnitt aus dem ehemals vorhandenen Gefäßspektrum wird dann – wiederum in Ausschnitten – mit dem Fundmaterial umliegender Siedlungen verglichen. Daß auf dieser Basis fundstatistische Vergleiche nicht zulässig sind, bedarf keiner näheren Erläuterung. Da manche der verglichenen Typen nicht abgebildet sind und Mengenangaben grundsätzlich fehlen, ist der Argumentation allemal kaum zu folgen. Ohne auf die Details

⁴ A. Lang, Die geriefte Drehscheibenkeramik der Heuneburg 1950–1970 und verwandte Gruppen. Heuneburgstud. III = Röm.-Germ. Forsch. 34 (Mainz 1974).

⁵ Siehe auch I. Bauer, Früheisenzeitliche Keramik von Baarburg ZG und Uetliberg ZH. Germania 72, 1994, 67–93.

⁶ Z. B. Flaschenränder aus Kleinkems (S. 56 ff. Abb. 10B, I) und Münzlingen (S. 58 Abb. 10F).

⁷ Grab 29 von Münsingen (S. 59) und Gelterkinden (S. 59 Abb. 7).

⁸ Die Komplexe 23/10 und 23/4248 stammen aus einer einzigen Grube (S. 311 ff.). Hinter der Bezeichnung 23/1.2.6 verbergen sich drei vermischte Grubeninventare. Den Befund 23/16 gibt es nicht, und bei 23/4447 handelt es sich um eine stark gestörte Schicht (S. 315).

eingehen zu wollen, sei hier allgemein darauf hingewiesen, daß manche Formen, die auf dem Münsterberg nur selten vorkommen sollen, am südlichen Oberrhein insgesamt selten sind⁹. Umgekehrt ist auch die Aussage, daß bestimmte Formen in den umliegenden Siedlungen häufiger sein sollen, stark zu relativieren. Schließlich muß ein Teil der angeführten Unterschiede – insbesondere die Feinheiten der Randausbildungen – nicht chronologisch bedingt sein, sondern kann ebensogut darauf zurückgeführt werden, daß die frühlatènezeitliche Drehscheibenkeramik des Breisgaus in verschiedenen Werkstätten hergestellt wurde¹⁰.

In der Chronologiediskussion spielen darüber hinaus einige Fundkomplexe mit Metallfunden eine Rolle. Wie heikel es ist, die überwiegend an Grabfunden erstellte Chronologie der Metallfunde auf Siedlungskeramik zu übertragen, wurde bereits an anderer Stelle dargelegt¹¹. Insbesondere die Tatsache, daß die am südlichen Oberrhein häufigsten Typen der Frühlatène-drehscheibenkeramik sowohl mit Ha D3- als auch mit LT A- und mit LT B-Fibeln auftreten, läßt momentan keine Ansätze für eine zeitliche Differenzierung erkennen. Da letzteres auch zu den von L. Pauli angestellten fundstatistischen Vergleichen zu sagen ist, ist der von ihm vertretene zeitliche Unterschied zwischen dem Breisacher Münsterberg (LT A bis maximal Übergang LT A/B) und den angeblich jüngeren Siedlungen des Umlandes nicht haltbar. Ansätze für eine chronologische Untergliederung sind hier allenfalls von einer Korrespondenzanalyse der Siedlungskeramik zu erwarten.

Für feinchronologische Fragen wenig aussagekräftig, präsentiert sich auch die Importkeramik, die in anderer Hinsicht jedoch sehr interessant ist. Sie belegt weitreichende Beziehungen in die Provence und nach Burgund, ins Mittelrheingebiet, nach Böhmen, Slowenien und Griechenland.

Chronologie

Das Thema Chronologie wurde bereits mehrfach angesprochen. Die drei auf der Kombinationsstatistik (Beilage 3) beruhenden Siedlungsphasen werden von L. Pauli wie folgt datiert: Periode I = Ha D1–D2, Periode II = Ha D3 (Fußzierfibelhori-zont), Periode III = LT A. Die Hauptbesiedlung verbindet er wegen des höchsten Fundanfalls mit Periode II, während Periode I eine Art „Anlauf-“, Periode III eine Art „Auslaufphase“ sei. Vereinzelt Streufunde, die er den Stufen LT B und C zuweist, sprechen seiner Ansicht nach dafür, daß der Münsterberg auch in dieser Zeit besiedelt war. Diese Datierung ist vor dem Hintergrund des methodisch problematischen Vorgehens bei Klassifikation und Periodisierung des Fundmaterials und der angestellten fundstatistischen Vergleiche zu sehen. Insbesondere der postulierte zeitliche Unterschied zwischen den frühlatènezeitlichen Siedlungen des Umlandes und Periode III des Münsterberges ist nicht haltbar. Deshalb erscheint die Beschränkung von Periode III auf die Stufe LT A nicht gerechtfertigt und bedürfte zusätzlicher Argumente.

⁹ Siehe auch B. Röder, Frühlatènekeramik aus dem Breisgau ethnoarchäologisch und naturwissenschaftlich analysiert. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 30 (Stuttgart 1995); dies., Die Funde. In: Ch. Jeunesse et al., *L'habitat de La Tène ancienne de Rosheim „Mittelweg“ (Bas-Rhin)*. Foyilles 1992. Cahiers de l'Assoc. pour la Promotion de la Recherche Archéologique en Alsace, Supplément n° 1 = Monographies d'archéologie alsacienne n° 1, 1993 (Zimmersheim 1994) 21–129.

¹⁰ Der Nachweis erfolgte mit Hilfe mineralogisch-petrographischer Analysen (Röder 1995, vgl. Anm. 9).

¹¹ Röder 1994, 75 ff. und 1995, 147 ff. (vgl. Anm. 9).

Der Münsterberg und sein Umland

Nach Absolvieren des Pflichtprogramms entfaltet L. Pauli im folgenden Teil seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz und sein Interesse, das vor allem den ‚Fürstensitzen‘ und der Verkehrsgeographie gilt. Seit der Breisacher Münsterberg 1969 zum ‚Fürstensitz‘ erhoben wurde¹², ist dieser Rang für die Späthallstattzeit nicht bestritten, vielmehr durch Neufunde noch bestätigt worden¹³. L. Pauli kommt nun zum Ergebnis, „daß nach den neuesten Funden Breisach auch in LT A den Rang eines ‚Fürstensitzes‘ beanspruchen darf, und zwar offenbar in viel höherem Maße als die Heuneburg“ (S. 103)¹⁴. Um die Entwicklung des Breisacher ‚Fürstensitzes‘ zu verdeutlichen, entwirft er drei aufeinanderfolgende Szenarien. Neu und erfreulich ist dabei, daß das direkte Umfeld des Münsterberges starke Berücksichtigung findet und in der Argumentation eine große Rolle spielt. Leider ist diese Aussage auf das halbe Umfeld einzuschränken, denn die Fundorte auf der elsässischen Rheinseite werden in die Überlegungen nicht mit einbezogen. Für die deutsche Seite hat man sich die historische Entwicklung nach L. Pauli wie folgt vorzustellen (S. 107 ff.):

Szenario 1: In der Stufe Ha D1 gibt es im Breisgau „mindestens vier kleine Herrscher“, die „sich auf befestigte Höhen zurückzogen, von denen aus das Umland leicht zu kontrollieren und zu bewirtschaften war“. Zu diesen Höhensiedlungen, deren Fundgut einen gewissen Wohlstand, spezialisiertes Handwerk, aber keinen auffallenden Reichtum erkennen läßt, gehört auch der Breisacher Münsterberg (Periode I), der nur insofern eine Sonderrolle erkennen läßt, als er der einzige Platz ist, der nach Ha D1 nicht verlassen wird.

Szenario 2: In Ha D3 wird der Münsterberg (Periode II) „das Oberzentrum für den Breisgau“, dessen Bevölkerungszahl deutlich ansteigt und „Fernbeziehungen in alle Richtungen“ pflegt. Gleichzeitig existieren „gewöhnliche“ Siedlungen in der Ebene. Dieser Prozeß steht für eine „Konzentration der Macht auf dem am besten zu verteidigenden und noch dazu repräsentativ anzuschauenden Berg weit und breit.“

Szenario 3: In der Stufe LT A erlebt der Münsterberg (Periode III) eine „Auslaufphase“, „während der man in gewohnter Weise noch auf dem Berg siedelte“. Die siedlungsgeographische und politische Struktur bleibt im Breisgau stabil. Die zentralörtliche Funktion des Münsterberges wird „allmählich und ohne gewaltsame Einwirkung von außen immer weniger wichtig [...]“, bis schließlich nur noch wenige Menschen oben auf dem Berg wohnen blieben.

Diese Szenarien sind zwischenzeitlich durch Neufunde und neuere Forschungen überholt bzw. müssen modifiziert werden. Die Zahl der „kleinen Herrscher“ in Szenario 1 ist im selben Gebiet inzwischen von „mindestens vier“ auf mindestens 14 angestiegen¹⁵, – das wäre jedenfalls das Ergebnis der Gleich-

¹² W. Kimmig, Zum Problem späthallstädtischer Adelssitze. In: Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. Festschrift P. Grimm (Berlin 1969) 107.

¹³ Aus jüngster Zeit ist ein reicher Grabfund aus unmittelbarer Nähe des Münsterberges zu nennen, der in die ausgehende Hallstattzeit datiert (R. Dehn, Ein späthallstattzeitliches Fürstengrab von Ihringen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1993 [Stuttgart 1994] 109–112).

¹⁴ In diesem Zusammenhang ist der Neufund einer herausragenden Frauenbestattung aus der Frühlatènezeit von Interesse, die bei Ihringen zutage kam (R. Dehn, Das Grab einer „besonderen Frau“ der Frühlatènezeit von Gündlingen, Stadt Breisach, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (Stuttgart 1995) 92–94.

¹⁵ J. Klug-Treppe, Die hallstattzeitlichen Höhensiedlungen im Breisgau. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Würt-

chung Höhensiedlung = Herrscher. In den Stufen Ha C/D1¹⁶ scheint der Breisgau von einem „dichten Netz von Höhensiedlungen“ mit einer „Maschenweite von vier bis fünf Kilometern“ überzogen gewesen zu sein¹⁷. Ihr Verhältnis zu den ebenfalls vorhandenen Flachsiedlungen der Stufe C/D1 ist derzeit noch unklar¹⁸. Nichtsdestoweniger läßt dieser neue Befund keinen Zweifel daran, daß die „Besonderheit“ von Höhen- gegenüber Flachsiedlungen, die in der Regel mit Vorstellungen von Macht und Unterwerfung oder Ober- und Unterschicht verbunden wird, im Breisgau für diese Zeit in Frage zu stellen ist. „Höhensiedlungen im Breisgau sind keine besondere Art von Siedlungen und keine isolierten Anlagen.“ Und: „... sie unterscheiden sich lediglich in ihrer topographischen Lage, nicht jedoch im Fundmaterial von den Flachsiedlungen.“¹⁹ Ein jüngst entworfenes Szenario zeichnet folglich ein Bild, „das uns dicht gestreut dörfliche Gemeinschaften zeigt, die zumindest phasenweise – auf Bergkuppen und -spornen siedeln“²⁰ und nicht überörtlich organisiert waren.

Zu Szenario 2 (Ha D3) ist anzumerken, daß dem Münsterberg, der nun als „Fürstensitz“ und „Oberzentrum“ des Breisgaus seine Blütezeit erlebt, keine Handvoll zeitgleicher Siedlungen gegenüberzustellen ist. Die Seltenheit von Ha D3-Fundstellen, die auch für das Elsaß und die Nordwestschweiz festzustellen ist, ist ein Phänomen, das angesichts der überaus zahlreichen Fundstellen anderer Hallstattstufen in diesem Raum noch einer Erklärung bedarf. Angesichts dieser Quellenlage bereitet das Modell *Konzentration der Macht am ‚Fürstensitz‘ und Beherrschung des Umlandes* Schwierigkeiten, da man sich fragt, wo die Unterschicht gelebt haben sollte.

Diese wäre wenn schon, dann in der Frühlatènezeit zu fassen (Szenario 3), in der der Münsterberg jedoch seine zentralörtliche Funktion verlieren soll. L. Paulis Interpretation einer allmählichen Auflöserung der Siedlung ist plausibel, seine Annahme stabiler siedlungsgeographischer und politischer Verhältnisse erscheint jedoch fraglich. So stehen im Breisgau außer Breisach derzeit nur drei Siedlungen zur Diskussion, bei denen man eine Kontinuität von Ha D3 nach LTA diskutieren könnte²¹. Die überwiegende Zahl der Frühlatènesiedlungen wurde dagegen an Orten angelegt, die zuvor nicht besiedelt waren. Falls die extreme Seltenheit von Ha D3-Siedlungen nicht auf einen Quellenfilter zurückzuführen ist, müßte für die frühe Latènezeit sogar eine Aufsiedelung des Breisacher Umlandes in Erwägung gezogen werden, die an sich schon eine Änderung der siedlungsgeographischen Struktur bedeutet und vermutlich auch nicht ohne Änderung der politischen Verhältnisse vorstatten ging.

temberg (im Druck); dies., Das hallstattzeitliche Siedlungsbild im Breisgau. In: Fürstensitze, Höhenburgen, Talsiedlungen: Bemerkungen zum frühkeltischen Siedlungswesen in Baden-Württemberg. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 1995) 57–65. Ch. Maise/H. Wagner, Neuentdeckte Höhensiedlungen der Bronze- und Eisenzeit im südlichen Breisgau. Arch. Nachr. Baden 51/52, 1994, 17–25; Ch. Maise, Höhensiedlungen als Normalform hallstattzeitlicher Siedlungen? Beobachtungen aus dem Breisgau (im Druck).

¹⁶ Die Auswertung des Fundmaterials ist noch im Gange. Vor allem darf man auf die Definition von Siedlungskeramik der Stufe Ha D2 gespannt sein, die derzeit noch je nach Bearbeiter/in der Stufe Ha D1 bzw. Ha D3 zugeschlagen wird.

¹⁷ Maise im Druck (vgl. Anm. 15).

¹⁸ Vgl. Anm. 17.

¹⁹ Klug-Treppe 1995 (vgl. Anm. 15) 64.

²⁰ Vgl. Anm. 17.

²¹ Bad Krozingen (Röder 1995, 171 ff. [vgl. Anm. 9]), Jechtingen (ebd., 181 ff.), Mengen (ebd., 187).

Auch wenn L. Paulis historische Szenarien im Detail problematisch und von Neufunden und neueren Forschungen teilweise bereits eingeholt wurden, hat er mit ihnen in der Diskussion um die ‚Fürstensitze‘ eine neue Richtung eingeschlagen, die bisher kaum verfolgt wurde. Sie besteht darin, das Phänomen nicht durch eine Meditation über die Karte der ‚Fürstensitze‘ lösen zu wollen, die den Blick immer wieder auf die magische Verbindung Heuneburg – Marseille fokussiert, sondern Erklärungsmodelle unter lokalem Blickwinkel im Umfeld des jeweiligen ‚Fürstensitzes‘ zu suchen. Es ist zu hoffen, daß die seit Jahren festgefahrene Diskussion auf diese Weise neue Impulse erhält²².

Der Münsterberg im überregionalen Verkehrsnetz

Daß der Münsterberg die Gelegenheit bietet, seinem „Faible für topographische und verkehrsgeographische Analysen nachgeben“ zu können, freut L. Pauli besonders (S. 21). Er nutzt sie, indem er ein umfassendes Resümee seiner teilweise bereits früher dargelegten Ergebnisse zu einer „chronologisch differenzierten Verkehrsgeographie“ der Späthallstatt- und Frühlatènezeit zieht. Mit der These, daß die verkehrsgeographischen Verhältnisse primär Ergebnis des innerkeltischen Handels und infolgedessen Voraussetzung, keineswegs jedoch Folge des Handels mit dem Süden seien, wählt er auch hier einen neuen Blickwinkel. Nicht ganz neu ist dagegen die Annahme, daß das frühkeltische Verkehrssystem stark auf die Flüsse bezogen sei. Ebenfalls vertraut ist die überragende Rolle, die – wenn auch unter dem Vorzeichen des Südimports – die ‚Fürstensitze‘ bei der Rekonstruktion der frühkeltischen Verkehrswege spielen.

In der altbekannten Debatte über die Beziehung zwischen ‚Fürstensitzen‘, ‚Fürstengräbern‘ und Handelswegen setzt L. Pauli nun neue Gewichtungen und Akzente. So plädiert er dafür, die gängige Koppelung von ‚Fürstensitzen‘ mit ‚Fürstengräbern‘ aufzugeben, da es sich um zwei verschiedene Phänomene handele, nämlich um die Selbstdarstellung der Oberschicht mittels Prunkgräber auf der einen und verkehrsgeographisch günstig gelegene Siedlungen mit Importen auf der anderen Seite. Sein Interesse gilt den ‚Fürstensitzen‘. Mit aufwendigen topographischen Einzelstudien versucht er nachzuweisen, daß bei den meisten dieser Plätze der Bezug zur Flußschiffahrt primärer Standortfaktor gewesen sei. Ob als Umladeplatz vom Land- auf den Wasserweg, als Fährstation, Brückenkopf oder Stützpunkt zur Kontrolle des Flußwegs, besetzten die ‚Fürstensitze‘ zentrale Positionen in einem historisch gewachsenen, großräumigen Verkehrssystem, das erst mit den keltischen Wanderungen zerschlagen worden sei. Damit beantwortet er auch die Frage, weshalb sich in frühkeltischer Zeit Reichtümer an Plätzen häuften, die später in der Regel nicht einmal mehr besiedelt waren: „Der Reichtum dieser Plätze ergab sich allein aus ihrer verkehrsgeographischen Position im innerkeltischen Handel (um es grob zu formulieren), und diese Position ermöglichte es ihnen, Wein samt Trinkgeschirr und sonstige Kostbarkeiten zu erwerben, wenn der Weg nicht allzu weit war.“ (S. 134). Implizit schwingt hier zugleich eine Interpretation der ‚Fürstengräber‘ als materieller Niederschlag einer durch Handel reich gewordenen, auf Selbstdarstellung bedachten Oberschicht mit, die nicht zwangsläufig mit gesellschaftlicher, politischer oder religiöser Elite gleichzusetzen ist.

Im Detail zum Teil zwangsläufig spekulativ – man denke etwa an die Schwierigkeiten, die der Nachweis des „innerkeltischen Handels“ bereitet –, erscheinen diese Überlegungen dennoch plausibel und können einer weiteren Versachlichung der

²² In die gleiche Richtung weist ein Kolloquium in Hochdorf/Enz vom März 1995, das u. a. das siedlungsgeschichtliche Umfeld des bekannten ‚Fürstengrabes‘ behandelte.

häufig mit Geschichtsbildern und weniger mit Fakten geführten Debatte über das „Fürstensitzmodell“ nur dienlich sein. Unbehagen verursachen dagegen die Karten (Abb. 40–43), die die rekonstruierten „Hauptverkehrswege von Süden nach Mitteleuropa“ jeweils für die Stufen Ha D1, D2, D3 und LT A auf Papier bannen. Ein Verkehrs atlas für die Eisenzeit? Wunderbar anschaulich und praktisch, wäre nicht das Geringste dagegen einzunwenden, wenn die Basis einigermaßen gesichert wäre. Genau das ist jedoch zu bezweifeln. Zunächst das Grundsätzliche: Mit den Karten wird ein Wissensstand suggeriert, von dem wir noch weit entfernt sind. Wer kann die Rolle abschätzen, die die größtenteils wenig erforschten Plätze im innerkeltischen Handel und Fernverkehr spielten? Ist eine Fibel schon ein Beweis, daß ein verkehrsgünstig gelegener Platz ein wichtiger Punkt im Verkehrssystem war? Und beweist umgekehrt ihr Fehlen, daß er es nicht war? Darauf ist letztlich die mit den Karten suggerierte Feindatierung des Fundmaterials nach Chronologiestufen zuzuspitzen. Tatsache ist, daß die Übertragung des an Metallfunden festgemachten Stufenschemas auf Siedlungskeramik nach wie vor ungelöst ist. So spricht L. Pauli beispielsweise selbst die Schwierigkeit an, bei Siedlungskomplexen Ha D2-Material auszusondern²³ – ein Problem, das auch er am verhältnismäßig reichen Fundstoff des Münsterberges nicht lösen konnte. Solange die Feinchronologie des Fundmaterials nicht steht, ist nicht mit letzter Sicherheit zu entscheiden, welche Siedlung in welcher Chronologiestufe schon oder noch nicht bestand – von ihrer Rolle in einem überregionalen Handels- und Verkehrsnetz ganz zu schweigen ...

Diese grundsätzliche Kritik könnte man fortführen, wie man auch bei jedem einzelnen Fundpunkt diskutieren könnte, ob sein Erscheinen oder Fehlen auf der jeweiligen Karte gerechtfertigt ist. Doch letztlich ist es eine Frage der Gewichtung, eine Frage, ob man solchen Karten Wahrheitsgehalt oder bestimmte Funktionen zuschreibt. L. Pauli benutzt sie dazu, einige seiner Ideen wie „Die Bedeutung der Flußschifffahrt für die Interpretation wichtiger ‚Fürstensitze‘, ‚Fürstengräber‘ und anderer Siedlungen endlich ins rechte Licht zu rücken“ (S. 170). Darüber hinaus verwendet er sie als Illustration für seine Vorstellungen von historischen Abläufen im frühkeltischen Mitteleuropa und entwirft damit ein historisches Bild, das im Detail anzweifelbar ist. Nun sind Szenarien, die beim Versuch entstehen, mit archäologischen Funden ‚Geschichte mit anderen Mitteln zu schreiben‘, immer angreifbar, weil sie die archäologischen Quellen zwangsläufig bis zum äußersten strapazieren. In Augenblicken, in denen man plötzlich zu erkennen glaubt, wie es denn nun „eigentlich gewesen ist“ (Ranke), besteht darüber hinaus (leider) immer die Gefahr, daß Zugeständnisse auf Kosten von Methodik und Quellenkritik gemacht werden, um das mühsam errungene Bild nicht zu gefährden.

Ludwig Pauli hat es – einmal mehr – gewagt, in aller Offenheit Bilder zu entwerfen und mit Ideen zu spielen. Am Ende seines Vorworts äußert er die Hoffnung, daß das von ihm gezeichnete „Bild vom Breisacher Münsterberg und seiner Bedeutung in der frühkeltischen Welt im großen und ganzen für eine geraume Weile Bestand haben wird“. Kurz nach der Veröffentlichung dieser Worte müssen Teile seines Entwurfs bereits korrigiert werden. Doch zählen nicht die Anregungen, die von Bildern ausgehen, eher als ihr Fortbestand? Die Anregungen, die von Ludwig Paulis Arbeiten ausgehen, sind so zahlreich und vielfältig, daß der Fortbestand des von ihm hinterlassenen Gesamtwerkes außer Frage steht.

D 79085 Freiburg
Belfortstr. 22

Brigitte Röder
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

²³ Anm. 323 und 327.

Hans Reichstein, *Die Säugetiere und Vögel aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof.*

Dirk Heinrich, *Die Fischreste aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof. Studien zur Küstenarchäologie Schleswig-Holstein, Serie A: Elisenhof. Die Ergebnisse der Ausgrabung der frühgeschichtlichen Marschensiedlung beim Elisenhof in Eiderstedt 1957/58 und 1961/64, Bd. 6.* Peter Lang, Frankfurt 1994. 271 Seiten, div. Abbildungen und Tabellen, 26 Tafeln. Preis 148,-DM.

Der hier zu besprechende Band behandelt auf knapp 300 Seiten die Tierreste der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Wurt Elisenhof, welche an der Eidermündung an der Nordseeküste liegt. Die Grabungen, welche in den fünfziger und sechziger Jahren erfolgten, förderten beinahe 13.000 Tierknochenfragmente zutage, welche bereits in einer unpublizierten Dissertation von M. Thiessen bearbeitet wurden. Die vorliegende Publikation ist eine Neubearbeitung des Materials und kommt dem mittlerweile stark fortgeschrittenen Erkenntnisstand innerhalb der archäozoologischen Forschung entgegen. Sie ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten behandelt Hans Reichstein die Säugetier- und Vogelknochen, während für den zweiten Teil über die Fischreste Dirk Heinrich verantwortlich zeichnet.

Eine ausführliche Darlegung der Datierung der Siedlung oder der für eine archäozoologische Auswertung allenfalls bedeutungsvollen archäologischen Befunde sucht man in den einleitenden Kapiteln leider vergebens. Nur gerade dem Einleitungskapitel kann man entnehmen, daß die Siedlung im 8. Jahrhundert einsetzt und irgendwann im hohen Mittelalter endet. Um als Archäozoologe nicht Gefahr zu laufen, daß unsere Veröffentlichungen von archäologischer Seite als uninteressante Spezialarbeiten eingestuft werden, sollte es für jede archäozoologische Monographie in Zukunft zum Standard gehören, den archäologischen Kontext, aus welchem das zur Bearbeitung stehende Material stammt, entsprechend zu würdigen. Dies wird auch nicht wettgemacht durch archäologische Monographien in der selben Reihe und zur selben Fundstelle.

Dem Kapitel „Das Material, Herkunft und Beschaffenheit“ kann man entnehmen, daß das Fundmaterial in mehreren je 25 cm mächtigen Schichten – wohl besser Abstichen – abgebaut wurde. Das Tierknochenmaterial wird indessen innerhalb der gesamten Publikation als eine Einheit behandelt. Dies kann natürlich auch daran liegen, daß die Tierknochen nicht entsprechend inventarisiert wurden, so daß sie bei der Auswertung nicht mehr nach Abstichen (besser wären archäologische Schichten) getrennt werden konnten. Da aber ein entsprechender Hinweis fehlt, kann der Leser nicht entscheiden, mit welcher Begründung auf eine abstich- oder schichtenweise Bearbeitung der Tierknochen verzichtet wurde.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die in der Wurt Elisenhof belegte Artenzusammensetzung, aufgeteilt nach Haus- und Wildsäuger sowie Haus- und Wildgeflügel. Obwohl vor allem die Wildvögel sehr artenreich belegt sind, kommt den Wildtieren insgesamt keine große Bedeutung zu, machen sie doch nur 4 Prozent der bestimmbareren Knochen aus. Hier müßten jedoch noch die über 400 Fischknochen zugerechnet werden, welche im zweiten Teil der Publikation von Dirk Heinrich bearbeitet worden sind. Ich vermissen eine integrativere Verarbeitung der beiden Teile, welche insbesondere in nahrungsgeschichtlicher, aber auch paläoökologischer Richtung besonders wichtig gewesen wäre. Ebenfalls fehlt in Tabelle 1 eine Angabe zu den Anteilen von bestimmbareren und unbestimmbareren Knochen nach Stückzahl und Gewicht. Diese Relationen lassen doch mindestens näherungsweise abschätzen, wie konsequent die Tierknochenfragmente auf der Grabung aufgesammelt wurden und ab welcher Fragmentgröße oder ab welchem Fragmentgewicht die Stücke übersehen wurden. Solche Angaben sind besonders wichtig, um bei einem Vergleich verschiedener Fundstellen entscheiden zu können, ob Unterschiede in der Tierarten- oder

Skeletteilzusammensetzung taphonomisch, wirtschaftsarchäologisch oder durch die unterschiedlichen Grabungsmethoden bedingt sind.

Nahrungswirtschaftlich (Quantifizierung nach Knochengewichten) war mit großem Abstand das Hausrind das wichtigste Tier, gefolgt von Pferd, Schaf und Schwein. Bedenkt man, wie schlecht sich Fischknochen erhalten und daß das Grabungssediment nicht gesiebt wurde, muß man trotz der geringen Stückzahlen als weitere wichtige Nahrungsquelle die Fische erwähnen. Unter den 347 Vogelknochen dominieren verständlicherweise Arten, welche die Meeresküstenfauna dokumentieren. Eine Vogelart – die Weißwangengans (*Branta leucopsis*) – lieferte beinahe die Hälfte aller Vogelknochen.

Die Quantifizierung nach den Mindestindividuenzahlen (MIZ) zeigt ein deutliches Überwiegen der Schafe gegenüber den Rindern, dies im Gegensatz zu der älteren, kaiserzeitlichen Siedlung Feddersen Wierde. Dieser Umstand wird von Reichstein zu Recht mit den unterschiedlichen ökogeographischen Situationen erklärt, welche auch besonders deutlich durch die archäobotanischen Untersuchungen von K.-E. Behre (1976) belegbar sind.

Eine interessante Methode wendet Reichstein zur Charakterisierung der Fragmentierung der Tierknochen an. Er geht dabei vom Gesamtgewicht des jeweiligen Knochens aus, welches man an ganz erhalten gebliebenen prähistorischen oder historischen Skelettfunden oder an rezenten Skeletten alter Rassen ermitteln kann. Durch den Gewichtsvergleich von Fundfragment und ganz erhaltenem Skeletteil läßt sich dann ein Erhaltungsquotient ermitteln. Wie der Autor selber anführt, ergeben sich bei dieser Methode natürlich für die Knochenfragmente nicht ausgewachsener Individuen Probleme. So betrachtet, ist eine Methode, welche den Fragmentanteil in Größenklassen in Verbindung mit der genauen anatomischen Lage des Fragmentes erfaßt, wohl doch einfacher und schneller auswertbar. Für die gesamten Rinderknochen errechnet Reichstein ein durchschnittliches Fragmentgewicht von 67 g, welches tiefer liegt als dasjenige von der Feddersen Wierde (76 g). Vergleicht man diese Werte mit den Durchschnittsgewichten von Rinderknochen modernerer Grabungen in der Schweiz, so zeigt sich, daß auch noch die Elisenhof-Werte außerordentlich hoch sind. Mittelalterliche oder römische Komplexe liefern Werte, welche mehrheitlich zwischen 25 und 40 g liegen. Nur ausnahmsweise werden solche von nahezu 60 g erreicht. Neolithische und bronzezeitliche Seeufersiedlungen aus der Schweiz lieferten ebenfalls Werte, die alle zwischen 24 und 35 g liegen. Dieser Vergleich zeigt wohl eindeutig, daß der hohe Durchschnittswert des Elisenhofs zu einem großen Teil auch durch die Grabungstechnik, also durch ein selektives Aufsammlern der Tierknochen bedingt sein wird, was für eine Ausgrabung aus den fünfziger und sechziger Jahren ja auch nicht erstaunlich ist. Ein solcher Interpretationsansatz wird allerdings von Reichstein bei der Wertung der Durchschnittsgewichte der verschiedenen Nutztierarten nie in Betracht gezogen. Insgesamt ergibt die Analyse der Fragmentierung der Knochen der Nutztierarten das zu erwartende Ergebnis, daß die Schädel und die große Fleischmengen tragenden Elemente der Extremitäten stärker zerstört sind als die Hand- und Fußpartien, wo keine größeren Fleischmengen vorhanden sind.

Unter dem Kapitel „Knochenschwund“ handelt Reichstein die Fragen nach dem verloren gegangenen Anteil an Tierknochen und den Gründen nach der Über- oder Unterrepräsentanz von bestimmten Skeletteilen ab. Bei allen Nutztierarten läßt sich ein sehr großer, je nach Berechnungsmethode zwischen 77 und 95 Prozent liegender „Knochenverlust“ ermitteln. Hier bin ich wie der Autor auch der Ansicht, daß in erster Linie der Mensch oder aber das Schwein oder der Hund dafür verantwortlich zu machen sind, ob ein bestimmter Knochen überhaupt zur Ablagerung in eine archäologische Schicht gelangte.

Daß sich bei einigermaßen guten und gleichbleibenden Erhaltungsbedingungen bestimmte Skeletteile in der Fundschicht auflösen, während sich andere unversehrt erhalten, ist auszuschließen. Dies belegen archäozoologische Befunde aus Seeufersiedlungen, aber auch aus Mineralbodensiedlungen, in denen beispielsweise recht zahlreich Knochen sehr junger Schweine (infantil bis neonatal) mit einer äußerst dünnen und porösen Kompakta erhalten geblieben sind. Trotz sämtlicher methodischer Probleme und Einschränkungen fallen die sehr hohen Anteile der Unterkiefer bei den Nutztieren insgesamt, aber besonders bei Schaf und Schwein auf. Daß dafür neben dem selektiven Aufsammlern der Tierknochen möglicherweise auch noch besondere nahrungswirtschaftliche (Räuchern) oder gewerbliche Aktivitäten verantwortlich gemacht werden können, ist nicht auszuschließen.

Sehr umfassend behandelt der Autor die osteologischen Maße. Anhand von ganz erhaltenen Skeletteilen lassen sich Angaben zur Körpergröße der Nutztiere machen. Für sämtliche wichtigen Nutztierarten (Rind, Schaf, Schwein und Pferd) stellt Reichstein fest, daß die gemessenen Längen von ganz erhaltenen Langknochen der Wurt Elisenhof im Vergleich zu anderen zeitgleicher Fundstellen mit zu den größten gehören. Da dieser Befund für alle wichtigen Nutztierarten gilt, bin ich mit dem Autor einverstanden, wenn er daraus auf gute Lebensbedingungen und gute Futtermittelversorgung für die Haustiere schließt. Die bei allen Nutztierarten größeren Mittel der Widerristhöhen (oder auch nur von Breitenmaßen wie bei den Schweineknochen) lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß unterschiedliche Geschlechter- oder Altersverhältnisse die Resultate des Elisenhof-Materials bestimmen. Auffallend ist dagegen, daß Reichstein unter den Equidenknochen einen Proportionsunterschied zwischen den Funden vom Elisenhof und anderen Fundstellen (z. B. Haithabu) feststellt. Die Equidenknochen aus dem Elisenhof „repräsentieren vergleichsweise großwüchsige Formen bei gleichzeitig schlankerem Wuchs“. Da kein Hinweis über das mögliche Vorkommen von Maultieren oder auch Kastraten vorhanden ist, stellt sich natürlich hier die Frage, ob dieses Resultat nicht auch durch das Vorhandensein einiger Maultier- oder Kastratenknochen zustande kommen könnte (vgl. für die Maultiere Uerpmann 1977 und 1994).

Im Anschluß an die Maße werden vom Autor die Schlachalteranalysen für die Nutztiere behandelt. Mehr als die Hälfte der Rinder wurde nach ihrem dritten Lebensjahr geschlachtet, was von Reichstein als Beleg für ihre Nutzung als Arbeits- und Milchtiere gewertet wird. Der relativ hohe Anteil von beinahe 20 Prozent der Zahnreihen, welche Tiere repräsentieren, die jünger als drei Monate waren, belegt nach Reichstein ebenfalls die Milchnutzung oder eine relativ hohe Kälbersterblichkeit. Eine weitere Möglichkeit wäre auch, daß in der Wurt Elisenhof soziale Gruppierungen wohnten, welche sich qualitativere Nahrung leisten konnten und deshalb öfter zartes Fleisch junger Kälber konsumierten. Diesen Interpretationsansatz weist der Autor jedoch im Kapitel über die Schlachalterstatistik der Schafe, bei denen ebenfalls ein Viertel der Tiere vor dem Erreichen des 12. Lebensmonats geschlachtet wurde, zurück. Die negative Haltung gegenüber der These, daß in den Schlacht- und Speiseabfällen eine mögliche soziale Differenzierung der Siedlungsbewohner zu erkennen sei, begründet Reichstein mit dem Hinweis, daß ein Vergleich der Jungtieranteile verschiedener Fundstellen (vgl. Tabelle 22) einen eindeutigen „Zusammenhang zwischen der 'Schlachalterstruktur' und der 'Funktion' eines Fundortes ganz offensichtlich nicht“ bestätigt. Hierzu ist aber einzuwenden, daß der vom Autor angestellte Vergleich der Jungtieranteile aus 18 Fundstellen, welche geographisch von Süddeutschland bis Skandinavien und zeitlich vom 7. vorchristlichen Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit streuen, völlig untauglich ist. Es kommt noch hinzu, daß sich selbst innerhalb einer Vergleichsstation Tierknochenkomplexe

befinden, welche aus bis zu fünf Jahrhunderten stammen oder in einem Stadtkomplex über mehrere verschiedene Quartiere streuen. Hier käme es allerdings einem Zufall gleich, wenn sich ein klares, eindeutiges Bild der Resultate ergäbe. Beispiele haben dagegen gezeigt, daß eine soziale Differenzierung durch mittelalterliche Tierknochenkomplexe sehr wohl erkennbar wird, vorausgesetzt man bleibt in möglichst engen geographischen und vor allem zeitlichen Grenzen (vgl. Schibler 1991). Über die Hälfte der Schweine wurden vor Erreichen des dritten Lebensjahres, zumeist im zweiten Lebensjahr, geschlachtet. Dies entspricht der üblichen Praxis bei einem reinen Fleisch- und Fettier. Die beinahe 15 Prozent der Kiefer, welche Schweine repräsentieren, die älter als drei Jahre wurden, stammen – wie der Autor richtig anmerkt – wohl meist von älteren Muttertieren, welche eine geordnete Schweinezucht für die dörfliche Siedlung beim Elisenhof belegen. Durch die Schlachalteranalyse anhand der Pferdekiefer kann der Autor eine Fohlen-schlachtung nachweisen. Die meisten Pferde (75 Prozent) waren aber älter als zwei Jahre und der Anteil von 50 Prozent aller Kiefer, welche von Pferden stammen, die älter als vier Jahre waren, belegt, daß auch im Elisenhof das Pferd seine wichtigste Funktion als Reit- und Arbeitstier besaß.

Die Geschlechtsbestimmungen ergaben keine außergewöhnlichen Resultate. Während bei den Wiederkäuern nur die Hornzapfen, die Metapodien und die Becken mehr oder weniger ausgewachsener Tiere für die Geschlechtsbestimmung geeignet sind, lassen sich jüngere Schweine auch anhand der Eckzähne zuteilen. Unter den Hausrindern dominieren die Kühe über die wenigen Bullen und Ochsen, was nach dem Autor „offensichtlich dem frühgeschichtlichen Stand einer ökonomisch betriebenen Viehhaltung angemessen“ ist. Rechnet man sämtliche hornlosen Schafschädel weiblichen Individuen zu, ergibt sich ein Geschlechterverhältnis von 1:13,4 zugunsten der weiblichen Tiere. Bei den Schweinen sind dagegen vor allem in den jüngeren Altersklassen männliche Tiere stärker belegt, was dem üblichen Muster einer Schweinezucht entspricht, benötigt man doch für die Zucht viele ausgewachsene weibliche Tiere, aber nur wenige Eber. Diese werden bevorzugt – möglicherweise kastriert – in jüngeren Altersstadien geschlachtet.

Im Anschluß an die Behandlung der Nutztierknochen erfolgt die Besprechung der Knochenfunde der seltener nachgewiesenen Haus- und Wildtiere. Die wenigen Hundeknochen – darunter zwei Teilskelette – belegen mindestens 12 Individuen eines großen, kräftig gebauten Hundetyps, welcher nach Reichstein wohl als Hüte- und Wachhund genutzt werden konnte. Die Hauskatze ist mit 0,73 Prozent der bestimmbareren Knochen und mindestens 15 Individuen belegt. Gegenüber der kaiserzeitlichen Wurt Feddersen Wierde ist sie damit im Elisenhof bereits wesentlich häufiger nachgewiesen. Die Skeletteile sind wie beim Hund zumeist ganz erhalten geblieben und stammen von einem eher grazilen und, verglichen mit heutigen Hauskatzen, kleinen Typ.

Das Hausgeflügel ist insgesamt mit 200 Knochen nur sehr rar vertreten und erreicht unter der gesamten Avifauna nur gerade 50 Prozent. Ebenfalls erstaunlich ist, daß die Hausgans dreimal häufiger belegt ist als das Haushuhn. Unter den Hühnerknochen stellt Reichstein einen erheblichen Verlust der Flügelknochen fest. Richtigerweise macht er dafür nicht eine geringere Stabilität dieser Elemente verantwortlich. Das hier festgestellte Phänomen ist in vielen anderen Komplexen auch vorhanden. Eventuell könnte man dafür eine gezielte Nutzung der Flügelfedern verantwortlich machen, welche dazu geführt haben könnte, daß die Flügelelemente nur selten in der Siedlung zur Ablagerung gelangten. Unter den Gänseknochen sind dagegen die Elemente der Hinterextremitäten unterrepräsentiert. Eine einleuchtende Erklärung hierzu kann allerdings einstweilen noch nicht geliefert werden.

Die Nutztierbesprechung wird durch die Behandlung einiger Teilskelettfunde abgeschlossen. Es wurden Teilskelette von Hausrind, Hausschaf, Hausschwein und Hausgans geborgen. Ob es sich um verendete und entsorgte Tiere oder um Opfertiere handelt, kann vom Autor nicht entschieden werden. „Hier kann allenfalls der archäologische Befund weiterhelfen“. Teilskelette sind für die Archäozoologie sehr wichtige Quellen, da sie meist mehrere, ganz erhaltene Skeletteile, welche gesichert zu einem Individuum gehören, liefern. Sie vermitteln daher besser als einzelne Skelettelemente Angaben über Körperproportionen von prähistorischen und historischen Haustieren. Besonders erwähnenswert sind zwei Schweineföten-Skelette, welche die Schlachtung trächtiger Sauen oder aber Fehlgeburten belegen.

Unter den pathologischen Erscheinungen dominieren unter den Nutztieren die Zahnanomalien. Wichtiger sind hingegen die krankhaften Gelenkveränderungen an den Rindermetapodien und -phalangen, belegen sie doch eine Überbelastung der Gelenke und weisen damit gleichzeitig auf die intensive Nutzung der Rinder als Zugtiere hin. Je nach Berechnungsart muß man davon ausgehen, daß 5–13 Prozent der Rinderindividuen krankhafte Gelenkveränderungen durch eine Überbelastung aufwiesen.

Tierknochen waren auch ein begehrtes Rohmaterial zur Herstellung verschiedenster Gerätschaften. Insgesamt wurden 244 Knochen- und Geweihartefakte in der Wurt Elisenhof geborgen. Die wichtigsten Rohstofflieferanten waren Hirsch, Rind, Schaf und Pferd. Vom Rothirsch wurde jedoch nur das Geweih verarbeitet, während die Metapodien und die Radii beim Rind und Pferd sowie die Tibiae, Radii und die Metapodien beim Schaf die häufig genutzten Skelettelemente waren. Häufige Geräteformen waren neben Geweihkämmen die Schlittknochen (vgl. dazu auch C. Becker 1990) und am Ende durchlochelte Spitzen aus Tibien des Schafes. Letztere weisen im Spitzenbereich meist eine starke Politur auf und können deshalb als „Netznadel“ oder Werkzeuge für Flechtarbeiten gedeutet werden.

Im Kapitel 3.3 werden sämtliche Wildtierknochen abgehandelt. Der größere Teil des Kapitels ist den Wildvögeln gewidmet. Bei den beiden am häufigsten nachgewiesenen Arten, der Stockente und der Weißwangengans, dominieren die Skelettelemente des Flügels. Eine gezielte Nutzung der Schwungfedern oder des ganzen Flügels muß hier wohl der Grund dafür sein.

Ein kurzes Kapitel widmet der Autor auch der Fundverteilung innerhalb der Grabungsfläche. Es zeigt sich eine äußerst geringe Funddichte, welche den bereits erwähnten starken Verlust an Knochen unterstreicht. Sicher trägt auch das ebenfalls erwähnte selektive Aufsammlern der Tierknochen zu diesem Resultat bei. Bei einer erstaunlichen Schichtmächtigkeit von 2 bis 3 m ergibt sich schließlich eine Funddichte von 0,7 Knochen pro m³. Hier fragt sich der Leser, ob die gesamte Mächtigkeit durch die Fundschichten eingenommen wurde, oder ob noch „sterile“ Zwischenschichten vorhanden waren. Die Auswertung der Flächenverteilung der Tierknochen ergibt keine eindeutigen Resultate. Dies verwundert nicht weiter, benötigt man doch mindestens eine Erfassung der Funde pro m² oder besser noch 1/4 m², um zu entsprechenden Aussagen zu gelangen.

In der zusammenfassenden Schlußbetrachtung erwähnt Reichstein die wirtschaftliche Bedeutung der verschiedenen nachgewiesenen Tierarten und versäumt auch nicht, auf Nutzungsmöglichkeiten hinzuweisen, welche nicht direkt durch die Knochen belegbar sind. Dazu gehören beispielsweise das Leder, die Wolle oder auch die Sehnen.

Dem Text folgt auf 68 Seiten ein vollständiger Maßkatalog. Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich einen vehementen Proteststurm unter den Osteologen auslöse, wenn ich einmal mehr behaupte, daß solche Maßkataloge auf 68 Seiten Hochglanzpapier im heutigen Computerzeitalter völlig sinnlos sind. Hier würde eine beigelegte Diskette oder ein Bestellformular für eine

Diskette mit den entsprechenden Daten, welche man beim Autor abrufen kann, viel mehr Möglichkeiten bieten. Eine Analyse der Maße oder Vergleiche der Maße sind heute ohne größeren Aufwand mit entsprechender Software zu machen. Dies ist aber nur mit vertretbarem Zeitaufwand und ohne viele Übertragungsfehler machbar, wenn die Daten auf Disketten abgespeichert benutzbar sind.

Im zweiten Teil der Publikation stellt D. Heinrich die Fischreste vor. Es handelt sich hierbei um eine Neubearbeitung, welche im Vergleich zur 1985 erschienenen Erstbearbeitung etwa 50 Funde und dadurch zwei Arten zusätzlich umfaßt. 94 Prozent der 528 Fischknochen ließen sich bestimmen. Zu diesen 495 Knochen gesellen sich noch ein beinahe vollständiges Fischskelett sowie neun Reste von Weichtieren. Unter den Fischresten können sowohl Schlachtabfälle (Ansammlungen von Kopfknochen) als auch Speiseabfälle (viele Einzelknochen) unterschieden werden. Heinrich weist sehr richtig besonders auf die unvollständige Materialgrundlage hin, wurden die Fischreste doch nur handaufgelesen. Dadurch wurden die auffälligeren Skelettelemente vorwiegend größerer Fischarten bevorteilt. Ein quantitativer Vergleich mit den zahlreicheren Säugerknochen ist deshalb kaum möglich.

Die 13 nachgewiesenen Arten können je nach Methode unterschiedlich quantifiziert werden. Aufgrund der Fragmentzahl oder auch der Anzahl Fundobjekte (zusammengehörende Elemente) dominieren die Meeresarten Stör und Kabeljau, Schellfisch und Plattfische (Flunder, Scholle). Süßwasserfische (Hecht, Wels) sind dagegen nur selten belegt. Durch ein methodisch sehr differenziertes Vorgehen kann der Autor aufzeigen, daß die Störknochen eher Speiseabfälle repräsentieren, während vom Kabeljau häufiger Schlachtabfälle gefunden wurden. Vom Schellfisch wurden die auffälligen Cleithra und von den Plattfischen das Os anale offenbar durch die Ausgräber bevorzugt aufgesammelt, was zu einer relativ hohen Individuenzahl geführt hat.

Heinrich unternimmt einen methodisch korrekten Versuch, trotz der relativ schlechten grabungstechnischen Voraussetzungen die Fischreste sowohl horizontal wie auch vertikal zu kartieren. Für die horizontale Kartierung berücksichtigt er sinnvollerweise nur einen Teil des Materials, welcher sich zeitlich auf etwa maximal zwei Jahrhunderte mittels der Muschelgruskeramik vom ausgehenden 8. bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts datieren ließ. Der größte Teil des Materials befindet sich im Bereich des nördlich gelegenen Uferwalls und des nordwestlich daran anschließenden Ufergeländes. Hier hat also offenbar vorwiegend die Verwertung der beiden Arten Stör und Kabeljau stattgefunden.

Mit nur 96 Fundobjekten (300 Knochenfragmente) versucht der Autor, auch die zeitliche Abfolge der Fischreste zu untersuchen. Er stellt dabei fest, daß der größte Teil (81 Prozent) der Funde vor das 9. Jahrhundert datiert werden muß, also zur frühen und mittleren Besiedlungsphase der Wurt Elisenhof gehört. Oberhalb dieser Phase war offenbar auch der Erhaltungszustand der botanischen Reste deutlich schlechter, was die Erhaltungschancen der Fischknochen ebenfalls kleiner werden ließ. Solche interessanten Feststellungen, wie auch die differenzierten Kartierungsversuche hätte man sich auch im Teil der Säuger- und Vogelknochen gewünscht. Diese Ergebnisse relativieren nämlich sicher die von Reichstein angestellten Überlegungen zu den Funddichten von Säuger- und Vogelknochen.

Im dritten, speziellen Teil stellt Heinrich die Einzelfunde nach Arten gegliedert vor. Zu jeder Art werden Angaben zu den Körpergrößen, zu ihrem Vorkommen, zur Lebensweise und zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gemacht. Dieses Kapitel liest sich auch für einen „Fischlaien“ sehr interessant und verständlich.

In der abschließenden Schlußbetrachtung charakterisiert Heinrich die Fischerei und ihre Bedeutung für die frühgeschichtliche Siedlung Elisenhof. Aufgrund seiner Untersu-

chungsergebnissen läßt sich eine lokale, küstennahe Fischerei und eine Fischerei auf offener See unterscheiden. Die Binnenfischerei spielte kaum eine Rolle. Durch den Vergleich der Fischreste von Elisenhof und Haithabu kann der Autor eine autarke, auf den Eigenverbrauch ausgerichtete Fischerei für beide Siedlungen ableiten. Ein Handel mit Fischen, wie auch ein Handel mit Kulturpflanzen existierte zwischen diesen beiden Siedlungen nicht.

Die vorliegende Publikation über die Säuger-, Vogel- und Fischknochen aus der frühgeschichtlichen Siedlung Elisenhof gibt einen umfassenden Einblick in die Wirtschaftsweise einer Wurtsiedlung an der Nordsee. Eine Publikation von Fundmaterialien, welche bereits in den fünfziger und sechziger Jahren ausgegraben wurden, ist sicher keine einfache und dankbare Aufgabe; daß sie trotzdem erfolgt ist, sei den beiden Autoren hoch angerechnet. Trotzdem vermißt man im Teil über die Säuger- und Vogelknochen einen engeren Bezug zu den archäologischen Befunden und Fragestellungen, welche letztlich die Grundlage jeder archäozoologischer Arbeit sein sollten. Daß dieser Bezug durchaus enger zu knüpfen gewesen wäre, beweist auf eindrückliche Weise der Publikationsteil über die Fischreste von D. Heinrich.

Literaturverzeichnis

- Becker 1990: C. Becker, Bemerkungen über Schlittknochen, Knochenkufen und ähnliche Artefakte, unter besonderer Berücksichtigung der Funde aus Berlin-Spandau. In: J. Schibler/J. Sedlmeier/H. Spycher (Hrsg.), Festschrift für Hans R. Stampfli (Basel 1990) 19–30.
- Behre 1976: K.-H. Behre, Die Pflanzenreste aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof. Studien zur Küstenarchäologie Schleswig-Holsteins, Serie A. Elisenhof 2 (Bern, Frankfurt/M 1976).
- Schibler 1991: J. Schibler, Tierknochen als Informationsquelle zu Handwerk, Ernährung und Wirtschaftsweise im Mittelalter der Nordwestschweiz. In: Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters. Tagungsber. zum interdisziplinären Kolloquium vom 27.–30. September 1989 in Liestal (Schweiz). Arch. u. Mus., H. 020, 1991 145–156.
- Uerpmann 1977: H.-P. Uerpmann, Schlachtereitechnik und Fleischversorgung im römischen Militärlager von Dangstetten (Landkreis Waldshut). In: L. Berger/G. Bienz/J. Ewald/M. Joos (Hrsg.), Festschrift Elisabeth Schmid (Basel 1977) 261–272.
- Uerpmann/Uerpmann 1994: H.-P. Uerpmann/M. Uerpmann, Maultiere in der römischen Armee zur Zeit der Eroberungsfeldzüge in Germanien. In: M. Kokabi/J. Wahl, (Hrsg.), Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Anthropologie. 8. Arbeitstreffen der Osteologen, Konstanz 1993 im Andenken an Joachim Boessneck. Forsch. u. Berichte z. Vor- u. Frühgesch. in Baden-Württemberg, Bd. 53 (Stuttgart 1994) 353–357.

CH 4051 Basel
Petersgraben 9–11

Jörg Schibler
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
der Universität Basel
Ältere und Naturwissenschaftliche Abteilung

Judith Oxle, Studien zu merowingerzeitlichem Pferdegeschirr am Beispiel der Trensen. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Ser. A, Bd. 16. Philipp von Zabern, Mainz 1992. Textband: 307 Seiten, 23 Abbildungen; Tafelband: 240 Tafeln, 6 Beilagen. Preis 290,- DM.

Gräber mit Reiterausstattung – vom Sporn über das Pferdegeschirr bis zur Mitgabe eines oder mehrerer Pferde – ziehen das Interesse der Frühmittelalterforschung schon lange auf sich, vermutet man doch in ihnen die Gräber ritterlicher Funktionsträger der frühmittelalterlichen Gesellschaft¹. Es verwundert deshalb, daß den merowingerzeitlichen Reiterausstattungen noch nie eine größere Arbeit gewidmet worden ist, im Gegensatz zu den eigentlichen Pferdegräbern, mit denen sich der Doktorvater der Verf. der zu besprechenden Dissertation selbst auseinandergesetzt hat². Ein Grund hierfür ist wohl, daß die Einzelemente des Zaumzeugs erst langsam erkannt wurden. So schrieb noch O. Paret 1937: „Die Pferdetrensen dem Reitersmann ins Jenseits mitzugeben, war im allgemeinen nicht üblich“³.

Das Werk von J. Oexle beweist nun das Gegenteil. Ausgehend von dem Vorsatz, das gesamte Pferdegeschirr zu bearbeiten, hat die Verf. ihre Arbeit nicht so sehr räumlich, sondern sachlich eingeschränkt. Der auswertende Text handelt fast ausschließlich über Trensen, worauf der Titel „am Beispiel der Trensen“ aufmerksam macht. Das Beispiel ist hier wohl überwiegend ein methodisches, wobei die Verf. ihr Vorgehen allerdings auch inhaltlich begründet: „Zugleich läßt die Trense exemplarisch das regionale und internationale Beziehungsgeflecht aufscheinen, in das der frühmittelalterliche Reiter eingebunden war“ (S. 1). Dementsprechend groß, „international“, ist das Arbeitsgebiet: es umfaßt die gesamte Bundesrepublik einschließlich der Neuen Bundesländer, die Niederlande, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Italien, Österreich, Jugoslawien, Tschechien (hier noch unter Tschechoslowakei), Ungarn und Rumänien. Die Verf. nennt als Auswahlkriterium die Verbreitung der Reihengräberzivilisation, was sicher vertretbar ist. Man fragt sich allerdings, warum einerseits Siedlungsfunde nicht aufgenommen wurden und – damit verbunden – das westgotenzeitliche Spanien fehlt, denn hier finden sich in der von der Verf. zitierten Arbeit von P. de Palol auch Hinweise auf Knebeltrensen, die in die Typologie der Verf. eingeordnet werden können⁴. Die Verf. selbst benutzt diese Funde am Schluß in ihrer Argumentation.

Der 108 zweispaltige Druckseiten umfassende auswertende Text gliedert sich in einen einleitenden Teil mit einer kurzen, aber instruktiven Forschungsgeschichte und einen Abschnitt zur verwendeten Datierungsmethode der – wie die Verf. sie nennt – „antiquarischen Analyse“, einen Abschnitt über die „Fundlage und Überlieferungsbedingungen von Pferdegeschirr“, ein „Trensen“ überschriebenes Hauptkapitel mit der Typologie und chronologischen Einordnung der Trensenfunde (63 Seiten!) sowie ein Kapitel „Zur Herkunft der Knebel- und Zangentrensen“ und wird von einer Zusammenfassung abgeschlossen. Der 190 Seiten umfassende Katalog enthält Gräber mit Pferdegeschirr aus dem gesamten Arbeitsgebiet.

Ebenfalls noch das ganze Pferdegeschirr berücksichtigt die Untersuchung über die Lage der entsprechenden Beschläge im Grab, ein Abschnitt, in dem interessante Aspekte angesprochen werden. So beobachtete die Verf. z. B., daß das Zaumzeug auch bei Gräbern ohne Pferdebestattung in Funktionsgruppen niedergelegt wurde, und zwar meist rechts vom Toten zu seinen Füßen (S. 10); weiterhin diskutiert sie, ausgehend von der Arbeit von H. Roth⁵, die Beraubungspraktiken, die sich auf die Körpermitte bezogen und das Zaumzeug meist ungeschoren ließen; etwas später behandelt sie sekundär verwendete Zaumzeugteile in Frauengräbern, ein auffälliges Phänomen, auf das schon R. Christlein aufmerksam gemacht hatte (S. 15 f.). Beide wichtigen Beobachtungen werden jedoch inhaltlich kaum diskutiert. Einerseits hängt die funktionsbedingte Lage der Beschläge sicher damit zusammen, daß die uns überlieferten Stücke nicht erst mühevoll von den Lederriemen getrennt wurden; andererseits unterstreicht die Geschlossenheit der Ensembles die Funktionsfähigkeit des Grabgutes, was besonders aussagekräftig ist, handelt es sich doch hier im Gegensatz zu den Trachtelementen um echte Grabbeigaben. Die potentielle Möglichkeit, diese vollständigen Pferdegeschirre tatsächlich noch zu benutzen, steht in krassem Gegensatz zu den Einzelstücken der Frauen, die am Gürtelgehänge oder in der Tasche getragen wurden (mit zwei Ausnahmen, die die Verf. [S. 9] auch nennt). Andererseits hätten bei der Funktionslage auch Rekonstruktionsvorschläge ansetzen können, die man im ganzen Buch besonders als Nichtreiter vermißt. Mißlich ist bei der Betrachtung der besprochenen Grabpläne, daß eine Untersuchung des Verhältnisses von Zaumzeug zu anderem Grabgut nicht nur fehlt, sondern auch durch die fehlenden Nummern für das übrige Inventar auf den Plänen erschwert wird.

Der Hauptteil der Arbeit enthält nun die formenkundliche (antiquarische) Bearbeitung der Trensen nach der von R. Christlein erarbeiteten Typologie von Ring- und Knebeltrensen der Formen I–III (Christlein B–D). Eine Graphik (S. 18 Abb. 2) soll das Verständnis der benutzten Terminologie erleichtern; die Funktion der Stücke am Pferdekopfe zu zeigen, wäre zusätzlich nützlich gewesen. Die Abschnitte zu den einzelnen Formen sind immer einheitlich aufgebaut: Typologie, Chronologie, Auswertung und Verbreitung.

Einen breiten Raum nimmt die ausführliche chronologische Einordnung der Formen und deren Einzelemente in die bis 1980 vorliegenden Chronologieschemata ein, vor allem aber in die durch H. Ament verfeinerte Chronologie K. Böhners sowie die Schichtenabfolge R. Christleins⁶; die Verf. bespricht hier einzelne, meist schon anderweitig vorgelegte und datierte Grabinventare, wodurch sich häufig keine neuen Aspekte ergeben (z. B. die „kontroverse“ Diskussion der Datierung von Hódmezővásárhely, Grab 7, das von B. Arrhenius „um 568“ datiert wurde, von J. Oexle aber in das letzte Drittel des 6. Jahrhunderts gesetzt wird [S. 30]). Die Genauigkeit unserer relativen und vor allem der absoluten Datierung der Gräber wird dabei

¹ P. Paulsen, Alamannische Adelsgräber von Niederstotzingen. Veröffentl. Staatl. Amt Denkmalpflege R.A., H. 12 (1967); R. Christlein, Besitzabstufungen zur Merowingerzeit im Spiegel reicher Grabfunde aus West- und Süddeutschland. Jahrb. RGZM 20, 1973, 147–180; ders., Qualitätsgruppen unter den Grabausstattungen des 6. und 7. Jahrhunderts aus Süd- und Westdeutschland. Diss. Freiburg 1968.

² M. Müller-Wille, Pferdegrab und Pferdeopfer im frühen Mittelalter. Ber. ROB 20–21, 1970–1971, 119–248.

³ O. Paret, Die frühschwäbischen Gräberfelder von Groß-Stuttgart und ihre Zeit (1937).

⁴ P. de Palol, Bronces con decoración damasquinada en época visigoda. V. Congreso Nacional de Arqueología, Zaragoza (1957) 292–305.

⁵ H. Roth, Archäologische Beobachtungen zum Grabfrel im Merowingerreich. In: H. Jankuhn/H. Nehlsen/H. Roth (Hrsg.), Zum Grabfrel in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Untersuchungen zu Grabraub und „haugbrot“ in Mittel- und Nordeuropa. Abhandl. Akad. Wiss. Göttingen, Phil. Hist. Kl. 3. F. 113 (1978) 53–84.

⁶ H. Ament, Zur archäologischen Periodisierung der Merowingerzeit. Germania 55, 1977, 133–140; K. Böhner, Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit, Ser. B 1 (1958); R. Christlein, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 21 (1966).

überhaupt nicht reflektiert⁷. Die außerordentlich detaillierte Merkmalsanalyse (übersichtlich dargestellt auf Kombinationstabellen und Graphiken der Beilagen 1–5, besonders hilfreich und graphisch originell die Typentafel Beilage 5) bestätigt im wesentlichen die vorgegebenen Typen; es zeigt sich außerdem, daß alle Trensentypen für eine feinsynchronologische Auswertung wenig geeignet sind. Vielleicht läßt sich tatsächlich, wie die Verf. meint, durch die für die jüngere Form III typischen Merkmale 27–32 eine Merkmalsgruppe definieren, die auch selten bei den anderen Formen vorkommt und dort eine typologische Datierungsmöglichkeit liefert; hier von einem „chronologischen terminus post quem“ zu sprechen, erscheint allerdings methodisch etwas gewagt (S. 71 f.). Es fragt sich übrigens, ob wesentlich genauere Angaben als z. B. die Feststellung der häufigen Kombination der überhaupt datierbaren Trensen der Form III mit vierteiligen Gürtelgarnituren (d. h. im wesentlichen Christlein Schicht III) überhaupt möglich sind, zumal sich unter den Gräbern mit diesen Trensen sogar der berühmte Fund von Au (Gem. Rehling, Kr. Aichach-Friedberg) befindet, der durch einen sekundär verwendeten Solidus des Constans II., Constantius IV., Heraclius und Tiberius nach 659–662 datiert ist (Neubestimmung durch B. Overbeck)⁸.

Hinsichtlich der Verbreitung der Trensen und ihrer Formen, die interessante Unterschiede aufweist (Beilage 6 und Tafel 214–240), ist besonders die bezüglich der späten Form III geäußerte Bemerkung zu bedenken, daß die Kartenbilder hauptsächlich die Bestattungssitte der Beigabe von Trensen widerspiegeln (S. 72). Dies mag sich auch in der Abb. 6 zeigen (S. 73, Vergleich der Häufigkeit der Form III im alamannischen und im mittelhessischen Gebiet), die wegen der geringen Zahlen im fränkischen Gebiet sicher nicht näher interpretiert werden sollte. Die späten Zangentrensen sind fast nur noch im alamannischen Gebiet vertreten.

Den auswertenden Teil schließt ein Kapitel zur Herkunft der Knebel- und Zangentrensen ab, das den kulturgeschichtlich interessantesten Teil der Arbeit darstellt. Die Form I wird u. a. auch wegen ihrer Verbreitung in der gesamten Reihengräberzivilisation und einigen sehr frühen Belegen als die älteste angesehen, die vor der Entstehung der Reihengräberfelder schon in Umlauf gewesen sein soll; als reiternomadische, auch östlich des mittleren Donaugebietes verbreitete Form sei sie durch das Attila-Reich verbreitet worden (S. 80–82).

Die Diskussion über die Herkunft der Trensen der Formen II und III stellt vor allem eine Auseinandersetzung mit der von J. Werner, P. Paulsen und H. Schach-Dörges vertretenen These einer östlichen, awarischen Herkunft dieser Typen dar, mit der die Vorstellung des dominierenden reiternomadischen Einflusses auf die Waffentechnik des 7. Jahrhunderts zusammenhängt⁹. Dazu versucht J. Oexle, durch horizontalstratigraphische Untersuchungen des langobardischen Gräberfeldes von Nocera Umbra, die sie nach dem Vorbild von V. Bierbrauer vornimmt¹⁰, eine relativ frühe Datierung dieser Trensentypen zu

beweisen. Ebenso bewertet sie den Fund von Großözner, Thüringen, anders als H. Schach-Dörges und kommt so für die Form II zu folgender These: die Trensenform sei mediterran-byzantinischen Ursprungs und zunächst durch die Ostgoten, später durch die Langobarden nach Norden vermittelt worden. Die Form III, ebenfalls mediterranen Ursprungs, sei ebenfalls über die Langobarden nach Norden gekommen; von den angeblich reiternomadischen Formen sei nur der Steigbügel hauptsächlich bei den Awaren vertreten.

Zusammenfassend kann man die Arbeit Judith Oexles als einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Detailmerkmale merowingerzeitlicher Trensen werten, ein großer Vorteil der Merkmalsanalyse. Dieses methodische Vorgehen war zur Zeit der Entstehung der Dissertation bei der Behandlung merowingerzeitlicher Trensen neu. Im Einzelnen hat jedoch die ausführliche Besprechung der Datierung der Einzelmerkmale kaum neue Erkenntnisse geliefert, weswegen Streichungen hier sicher nützlich gewesen wären. Positiv hervorzuheben sind ferner die vielen Verbreitungskarten sowie ihre Auswertung im Kapitel über die Herkunft der Knebeltrensen, das bei weitem für den Leser den interessantesten Teil der Arbeit darstellt.

Anstelle der dominierenden Chronologie drängen sich andere Fragen auf, wie z. B. die nach der Funktion der einzelnen vielfach erwähnten und sorglich beschriebenen Teile der Trensen, oder auch die nach den funktionalen Eigenschaften der unterschiedlichen Konstruktionsmuster für Pferd und Reiter bzw. für die Kampfweise. Diese Fragen wurden laut Verf. bewußt ausgeklammert. Auch hätte man gern etwas gewußt über die Kombinationen der Trensen mit anderen Fundstücken, eine Frage, die nur in Einzelbesprechungen chronologisch, nie statistisch oder funktional behandelt wurde.

Insgesamt entsteht ein etwas unausgewogenes Bild, das durch den Katalog noch verstärkt wird. Hier wird nämlich zumindest das Zaumzeug vollständig vorgelegt, bei einigen bisher wissenschaftlich unveröffentlichten Funden wie z. B. Pfahlheim (Stadt Ellwangen, Ostalbkreis) dankenswerter Weise sogar das gesamte Inventar, das auch auf den Tafeln abgebildet ist. Die übrigen Funde schon publizierter Gräber erscheinen ohne Numerierung unter „weitere Beigaben“; auf das Problem der entsprechend abgebildeten Grabpläne wurde schon eingegangen. Der Katalog, der politischen Gliederungen folgt, besitzt kein Ortsregister. Letztlich sei noch auf einige methodische und sprachliche Unsicherheiten aufmerksam gemacht, die bei einer Dissertation sicher verzeihlich sind, bei der Bearbeitung doch hätten ausgemerzt werden können. So sollte man z. B. im Frühmittelalter nicht von „international“ sprechen (siehe oben); Merkmale können sicher keinen Terminus post quem darstellen, noch erlaubt die horizontalstratigraphische Methode Aussagen zur absoluten Chronologie (S. 94). Weniger ins Gewicht fällt, daß Abb. 22 als Abb. 13 zitiert wird (S. 84) oder Taf. 221 und 223 identisch sind.

E 28002 Madrid
c. Serrano 159

Barbara Sasse
c/o Instituto Arqueológico Alemán

Geraldine Saherwala, Klaus Goldmann, Gustav Mahr, Heinrich Schliemanns „Sammlung Trojanischer Altertümer“. Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte N. F. Bd. 7, Wissenschaftsverlag Volker Spiess, Berlin 1993. 259 Seiten, 32 Abbildungen. Preis 198,-DM.

Ostgoten, Langobarden) aus der Sicht des Archäologen. Atti del 6° Congresso internazionale di studi sull'alto medioevo, Milano 1978, Bd. 1 (1980) 89 ff.

⁷ Siehe den viel zu wenig beachteten Aufsatz von H. Steuer, Bemerkungen zur Chronologie der Merowingerzeit. Studien zur Sachsenforschung 1 (1977) 379–402.

⁸ H. Dannheimer, Aschheim im frühen Mittelalter. Archäologische Funde und Befunde. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 32, 1 = Veröff. Kommission arch. Erforschung des spätröm. Raetien der Bayer. Akad. Wiss. (1988) 32 f.

⁹ J. Werner, Nomadische Gürtel bei Persern, Byzantinern und Langobarden. In: La Civiltà dei Longobardi in Europa. Accad. Naz. dei Lincei 371, 139 (1974); Paulsen (siehe Anm. 1); H. Dörges, Zu einer Trensenform der Reihengräberzeit und die Datierung des Grabes von Zierzow, Kr. Ludwigslust. Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpf. 8, 1960, 350–400.

¹⁰ V. Bierbrauer, Frühgeschichtliche Akkulturationsprozesse in den germanischen Staaten am Mittelmeer (Westgoten,

Schliemanns Sammlung Trojanischer Altertümer mag weniger wichtig sein, wenn man die Gegenstände vom Standpunkt der Kunst aus betrachtet. Dennoch ist sie wohl eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art. Wäre sie heute noch mit ihren ursprünglich fast 9000 ausgestellten Gegenständen erhalten, darf man vermuten, daß sie mehr Besucher anlocken würde als viele andere vergleichbare Sammlungen. Der eigentliche Wert der Sammlung besteht jedoch nicht allein in ihrer Anziehungskraft auf das Publikum, sondern vielmehr in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Man wird wohl nicht fehlgehen mit der Behauptung, daß diese Sammlung im wesentlichen ein Unikum ist. Erstmals und zugleich einmalig in der Geschichte der Archäologie wurde eine Sammlung von solchem Ausmaß von einem einzigen Menschen zusammengetragen. Außergewöhnlich ist auch, daß die Sammlung zum größten Teil aus Vasen und Scherben bestand und daß sie sich fast ausschließlich auf nur eine Fundstätte konzentrierte, die von zentraler Bedeutung innerhalb der ägäischen, anatolischen und balkanischen Archäologie der Bronzezeit war. Aber nicht nur die Sammlung ist als solche von Bedeutung, sondern ebenso ihre Geschichte, von der die neuesten Nachrichten aus Rußland andeuten, daß das letzte Kapitel noch nicht geschrieben ist.

Mit diesem ersten ausführlichen Bericht über die Geschichte der Schliemann-Sammlung trojanischer Altertümer haben die Verfasser der vorliegenden Arbeit Wertvolles geleistet.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Zunächst gibt *Saherwala* einen klaren Bericht über die Sammlung von ihren ersten Anfängen bis zu Schliemanns Tod unter den folgenden Titeln: Die Sammlung trojanischer Altertümer 1870–1878 (11–18), Der Grundstock der Berliner Troja-Sammlung (19–25), Das Jahr 1880 (26–30), Das Jahr 1881 (31–35), Die Ergänzung der trojanischen Sammlung 1882–1886 (36–37), Die Aufstellung im Ethnologischen Museum 1885–1890 in Berlin (38–45), Schliemanns Tod und sein Testament – das Jahr 1891 (46–47).

Im zweiten Teil (48–57) beschreibt *Goldmann*, auf diesem Gebiet die führende Autorität, das Schicksal der Sammlung, vor allem des sogenannten Schatzes des Priamos, seit dem zweiten Weltkrieg.

Im dritten und längsten Teil (59–232) hat *Mahr* die wichtigsten Urkunden zu Schliemanns Sammlung zusammengetragen. Er besteht im wesentlichen aus Briefen Heinrich Schliemanns an die Berliner Museumsbeamten (63–143) und aus Briefen der Berliner Museumsbeamten an Heinrich Schliemann (144–221). Sie sind in ihrer klaren Aufstellung leicht zu benutzen. Es folgen ein kurzer Abschnitt mit Anlagen (223–232), ein Register der Briefe Heinrich Schliemanns an die Berliner Museumsbeamten (233–234), ein Register der Briefe der Berliner Museumsbeamten an Heinrich Schliemann (235–236) und ein Anlagenregister (237). Den Abschluß bilden ein sehr nützliches Personenregister (238–249) und ein topographisches Register (250–259). Leider fehlt ein allgemeines Register.

Wie *Saherwala* feststellt, ist die Geschichte der Sammlung von der Geschichte Schliemanns schwer zu trennen. Die Quellen über Schliemann sind nicht nur sehr zahlreich, sondern auch weit zerstreut und in verschiedenen Formen sowie an vielen Orten aufbewahrt. *Saherwala* hat mit der gründlichen Durchsicht dieses fast unermeßlich zahlreichen Materials Hervorragendes geleistet.

Eine der wichtigsten Quellen zur Sammlung besteht aus Urkunden, die sich auf den entscheidenden Zeitraum beziehen, in dem Schliemann die Sammlung von London nach Berlin verlegte. Dazu gehören die Erwerbungsakten des Museums für Vor- und Frühgeschichte zur Schliemann-Sammlung, die Krieg und Auslagerung überstanden haben. Von sieben Bänden sind es die Bände 1 und 2, die die Jahre 1879 bis 1891 behandeln. Die volle Bedeutung dieser Quellen für die Geschichte der Sammlung wird hier zum ersten Mal zum Ausdruck gebracht.

Schliemanns Neigung, Altertümer zu sammeln, scheint auf die Zeit vor seinen ersten Ausgrabungen in Troja zurückzugehen, als er von seiner Reise durch die Kykladen im Jahre 1870 einige Objekte von Thera mitbrachte. Nachdem er mit den Ausgrabungen in Troja begonnen hatte, war die Heliosmetope (aus Troja VIII) der erste Fund, dem Schliemann große Bedeutung als Objekt einer beginnenden Sammlung beimaß. Auch später wurde sie immer als ein wichtiger Teil der Sammlung angesehen. In der Tat war die Heliosmetope der Anlaß für Schliemann, erste Beziehungen mit den Berliner Museen aufzunehmen, wie aus seinem Briefwechsel mit Curtius hervorgeht.

Es waren jedoch die Funde aus den prähistorischen Schichten der Grabungen 1870–1873, die den größten Teil der Sammlung in ihrer ersten Phase bildeten, so vor allem der sogenannte Schatz des Priamos (später in Schatz A umbenannt und der größte aus einer Gesamtzahl von 17 Schätzen), der gegen bzw. am Ende der Kampagne von 1873 gefunden und dann von Schliemann geheim nach Athen gebracht wurde¹. Wegen dieses Vorgehens und besonders wegen des hohen Wertes des Schatzes mußte Schliemann bald feststellen, daß die Sammlung mehr eine Last als ein Segen war. Zunächst aber versuchte er, die Sammlung als Mittel zu gebrauchen, um von den griechischen Behörden Erlaubnis für Ausgrabungen in Olympia und Mykene zu bekommen. Im Zusammenhang damit gab er zu erkennen, die Sammlung dem griechischen Volk testamentarisch zu vermachen. Als man ihm Olympia jedoch verweigerte, änderte er seine Meinung, mußte aber feststellen, daß die Sammlung immer mehr zu einem „Angstprodukt“ wurde (Meyer). So finden wir Schliemann in den folgenden Jahren (1873–1876) mit wechselnden Versuchen bemüht, seine Sammlung an eines der großen europäischen Museen nach Neapel, Paris oder London zu verkaufen oder als Geschenk zu geben. Eine Anfrage kam auch von Alexander Conze, ob der Schatz des Priamos in dem 1871 eröffneten Museum für Kunst und Industrie in Wien ausgestellt werden könne. Schliemann aber lehnte diese Bitte ab mit der Begründung, daß die Sammlung nicht geteilt werden solle. Auch sei sie inzwischen so groß geworden, daß der Transport zu teuer komme². Die Sammlung, „deren Fortschaffung mehr als 300 große Körbe und viele Kisten in Anspruch nehmen würde,“ hatte damals bereits eine beachtliche Größe erreicht, da sie durch die Funde von 1873 aufs doppelte angewachsen war.

Am 15. November 1876 schrieb Schliemann von Mykene an Max Müller in Oxford, daß er beabsichtige, seine trojanische Sammlung ein Jahr lang im Britischen Museum auszustellen, um sie besser bekannt zu machen. Es wurde ihm aber mitgeteilt, die Räume des Museums seien so vollgestopft, daß für seine Sammlung nicht genügend Platz bleibe. Auf Gladstones Vorschlag hin hat Schliemann sich dann für das South Kensington (Victoria und Albert)-Museum entschieden, aber erst nachdem Max Müller ihm bestätigte, daß seine Sammlung dort si-

¹ Man sollte von Schliemanns grundsätzlicher Einstellung zu den Gegenständen, die er sammelte, Kenntnis geben, da es darüber zu Mißverständnissen gekommen ist. In einem Brief vom 2. März 1872 an Johanna Distel, einer entfernten Verwandten, schrieb er: „Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben, ich grabe in Troia, um die gefundenen vorhistorischen Gegenstände zu hohen Preisen zu verkaufen. Ich grabe nur, um die allerinteressantesten Seiten der Weltgeschichte für die Wissenschaft zu Tage zu bringen... Ich bin stets Käufer, nie Verkäufer von Alterthümern“ (E. Meyer, Briefwechsel I, 335 Anm. 285).

² Auch St. Petersburg schien einmal als Standort für die Sammlung in Frage gekommen zu sein. Jedenfalls nennt Schliemann einen Preis von 80.000 Pfund als man ihn von dort wegen der Sammlung befragte.

cher sei. Einen beträchtlichen Teil des Jahres 1877 verbrachte Schliemann mit dem Zusammenstellen, Auflisten und Verpacken eines Teiles seiner Sammlung. Im November brachte er sie dann nach London. Dort war er etwa bis zum 12. Dezember damit beschäftigt, die 4416 Gegenstände in 23 Schränken und Schautischen im South Kensington-Museum aufzubauen³.

Gegen Ende des Jahres 1878 drückt sich Schliemann etwas unklar über sein Vorhaben bezüglich der trojanischen Sammlung aus, obwohl man bereits die ersten Spuren einer Neigung, die Sammlung endgültig dem deutschen Volk zu geben, entdeckt. In einem Brief an einen Berliner Kaufmann schreibt er, „daß mein trojanisches Museum nicht verkauft wird, und daß, wenn ich es in meinem Testament einer deutschen Stadt hinterlasse, es keinesfalls Berlin sein kann, da ich von dorthier bis jetzt noch niemals ein Wort der Anerkennung und nur die gehässigsten Anfeindungen gesehen habe“⁴. Wie Saherwala erklärt, sollte sich diese Einstellung gegenüber Deutschland und besonders Berlin im folgenden Jahr „grundlegend ändern“.

Der Mann, der bei dieser wichtigen Entwicklung eine entscheidende Rolle gespielt hat, war Rudolf Virchow. Von ihm hat der Schweizer Medizinhistoriker Ackerknecht behauptet, daß Deutschland bei Virchows Tod im Jahre 1902 den Verlust von vier großen Männern in einem beklagen sollte: seinen führenden Pathologen, seinen führenden Anthropologen, seinen führenden Hygieniker und seinen führenden Liberalen⁵. Schliemann und der ein Jahr ältere Virchow lernten sich 1875 kennen, als Schliemann in der letzten Augustwoche Virchow erstmals in Berlin aufsuchte. Schliemann wollte damals die „Eulenvasen“, die er in Troja gefunden hatte, mit Virchow besprechen, da die von Virchow behandelten Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit aus der Weichselniederung ihm sehr ähnlich zu sein schienen.

Mit Hilfe Virchows wurde auch die erste trojanische Sammlung in Berlin begonnen, und zwar mit einer Reihe von Gegenständen, die Schliemann Virchow während dessen Teilnahme an den Ausgrabungen von 1879 (vom 4. März bis zum 3. Mai) gegeben hatte. Das eindrucksvollste Objekt dieser Kernsammlung war ein Kolossalpithos, eine Keramik, „die so groß ist, daß ein Mensch darin stehen kann“ (Virchow). Dieses riesige Gefäß samt dem Inhalt von 6 anderen Kisten übergab Virchow der Prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde. Im Juni desselben Jahres schickten Schliemann und Frank Calvert 10–12 weitere Kisten mit Material, vor allem aus Calverts Grabungen in Hanai Tepe, nach Berlin. Sie enthielten „Knochen, Topfscherben und steinerne Werkzeuge“. Auch dabei spielte Virchow eine Rolle.

Während seines einmonatigen Aufenthaltes in Troja gelang es Virchow, eine erste positive Einstellung Schliemanns gegenüber seinem Vaterland zu bewirken. Am 9. September 1879 hatte er ihn soweit gebracht, daß er bereit war, seine ganze Sammlung dem deutschen Volk zu vermachen. Doch wurde bis zum 11. Dezember 1879 in dieser Beziehung nichts unternommen.

Ein weiterer Aspekt, den Saherwala erstmals ins richtige Licht stellt, ist die bedeutende Rolle, die Richard Schöne, Generaldirektor der Königlichen Museen, bei der Erwerbung der

Sammlung spielte. Ernst Meyer zitierend, schreibt sie: „Die Troja-Sammlung ist jedenfalls nicht nur ein Denkmal für ihren Entdecker und Stifter, sondern auch für den verständnisvollen Verwaltungsbeamten und Wissenschaftler Richard Schöne, der seinen stillen, aber bis zum Reichskanzler hinauf wirksamen Einfluß in selbstloser Weise für Schliemann und die Nutzbarmachung seiner Entdeckungen für die Berliner Museen eingesetzt hat“.

Nach einer Reihe von Schwierigkeiten im Laufe des Jahres 1880, davon einige nicht zuletzt von Schliemann selbst und seiner Frau Sophie verursacht (sie war der Meinung, daß die Sammlung nach Griechenland zurückgebracht werden sollte), konnte Schliemann am 31. Dezember Richard Schöne mitteilen, daß die Sammlung verpackt und bereit für den Transport nach Berlin war. Sogar dann gab es noch einige Hindernisse, die eine offizielle Bekanntmachung verzögerten. Schließlich, am 17. Januar 1881, konnte Schöne die Ankunft der Sammlung in Berlin bestätigen. Der Höhepunkt wurde erreicht mit der offiziellen Annahme der Stiftung durch Wilhelm I. am 24. Januar 1881.

Im Zusammenhang mit der Erwerbung der Sammlung wurde Schliemann mit verschiedenen Ehrungen dekoriert, jedoch in seiner Abwesenheit.

Mitte Juni 1881 kamen Schliemann und seine Frau Sophie in Berlin an, um die Ausstellung im Gropius-Bau einzurichten. Am 17. und 18. Juni wurden die Kisten 1–39 geöffnet. Wegen einer unzureichenden Zahl von Schränken konnten jedoch nicht alle Gegenstände ausgestellt werden. In den folgenden Jahren verhandelte Schliemann deswegen mit den Museumsbeamten, auch wegen der Frage der geeigneten Beleuchtung. Da der Bau noch nicht ganz fertiggestellt war, hatten einige Museumsbeamte Besorgnis über die Ausstellung der Goldgegenstände geäußert. Der Mangel an Platz und Schränken war wahrscheinlich zum Teil dadurch verschlimmert worden, daß Schliemann damals in seine Sammlung die von Virchow, Calvert wie auch die von ihm selbst gestifteten Funde des Jahres 1879 von Hisarlik und Hanai Tepe integriert hatte. Die Ausstellung selbst wurde allerdings erst ab 7. Februar 1882 nach einer gemeinsamen Besichtigung am 1. Februar durch Kaiser Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich, dem „Protector“ der Königlichen Museen, für das Publikum zugänglich.

In den Jahren 1882–1886 hat Schliemann die Sammlung ständig vermehrt. So berichtet er in einem Brief vom 23. Juli 1882 an Schöne über „alle Sculpturen für's Neue Ethnologische Museum in Berlin“ und daß er „auf Virchow's Veranlassung 1 Kiste Knochen sowie 4 oder 5 Kisten Topfscherben aus der ersten Stadt nebst 15 oder 20 Kisten Handmühlen und andere Steinsachen“ sende. Er erwähnt „zerbrochene Topfware... auch alle Topfscherben aus den vielen verschiedenen Heldengräbern u(nd) den vielen versch(iedenen) alten Stätten,“ die er erst „im Winter in Athen sorgfältig zusammenleimen lassen mußte, denn niemand in Deutschland versteht das wie unsere Athener.“ Zur selben Zeit, das heißt am 26. Juli, kaufte Schliemann die herrliche (bereits oben genannte) Metope von Calvert, die eine der wichtigsten Gegenstände der Sammlung werden sollte. Als Schliemann am Anthropologischen Kongreß in Frankfurt vom 14. bis zum 17. August 1882 teilnahm, brachte er 49 „kleine Wundersachen aus der zweiten Stadt Trojas“ mit sich, die er nie aus den Augen ließ. Am 18. August übergab er sie in Frankfurt Albert Voss. Von Marienbad schickte er Voss noch eine Schachtel mit Putz aus Tempel A. Schliemann hat während des Kongresses Voss außerdem „mehrere Kisten mit Grabungsfunden aus Troja“ überreicht. Saherwala fügt hinzu, daß dies in den Jahren bis zu seinem Tod fast regelmäßig geschah. Weitere Objekte, die ihm durch Fundteilung während der Kampagne 1882 zufielen, schickte er dem Museum. Sie trafen im Juni 1883 in 22 Kisten in Berlin ein.

³ Später, in einem Brief an Schöne vom 17. Februar 1881, erwähnt Schliemann, daß mehr als 59 weitere Stücke aus Funden der Jahre 1878 und 1879 der Sammlung in London hinzugefügt worden waren.

⁴ Zitiert von Ludwig 1932, 282.

⁵ E. H. Ackerknecht, Rudolf Virchow – Arzt, Politiker, Anthropologe (Stuttgart 1957) 1. Es sollte hier vielleicht erwähnt werden, daß zu diesem Zeitpunkt unter der Leitung von Christian Andree eine Veröffentlichung sämtlicher Werke Rudolf Virchows (Peter Lang Verlag) in 71 Bänden im Laufe ist.

Schliemann verfolgte später energisch seine Idee, die Deutsche Regierung zu überreden, von der Türkei deren Anteil von zwei Dritteln der trojanischen Funde zu kaufen. Andernfalls würde er sie lieber selbst kaufen als sie einem anderen Land zukommen zu lassen. Nach zahlreichen Schwierigkeiten und Verzögerungen wurde dies endlich möglich (1885). Vorher jedoch versuchten die Berliner Museumsbehörden noch, das Unternehmen wegen absoluten Platzmangels zu bremsen⁶. Nach Schliemann hätte man für die Topfscherben allein 100 Kisten gebraucht.

Im Mai 1885 siedelte die Schliemann-Sammlung als erste in zwei Räume der Prähistorischen Abteilung des gerade fertiggestellten Gebäudes des Ethnologischen Museums über⁷. Am 18. August 1886 war Schliemann wieder in Berlin, um die Ausstellung der „trojanischen Sachen“ zu beginnen. Am 18. Dezember 1886 wurde das Ethnologische Museum eröffnet und am 20. Dezember fand die Übergabe der letzten Sendung Schliemanns durch Vertreter des Deutschen Reiches an die Königlichen Museen statt. Zu dieser Zeit hatte die Sammlung eine beachtliche Größe erreicht⁸.

Im Laufe des Jahres 1886, als man dabei war, die Sammlung ins neue Ethnologische Museum zu bringen, bat Schliemann Schöne wiederholt um Schautische und Glasschränke in ausreichender Zahl, da er „eine riesige Masse von Sachen aus Troja, den Heldengräbern, Ithaka usw. ins Schliemann Museum bringen möchte“. Eigentlich konnte es nicht zu viel solcher Schränke geben: „Wenn Sie davon zu viel bestellen, so gehen sie Ihnen ja nicht verloren, denn solange ich lebe werde ich ausgraben und Ihnen alljährlich wenigstens einmal neue Sachen senden“. Er stellte auch in Aussicht, letztlich seine Sammlung in Athen dem deutschen Volk zu übergeben. So schrieb er: „Wenn Sie nach meinem Ableben die troian(ische) Sammlung nach Berlin transportieren, so verschmähen Sie doch ja nicht die Fragmente troian(ischer) Vasen, wovon ich ungeheure Massen habe, denn jedes Museum Deutschlands wird ja überaus glücklich sein einen Teil davon zu erhalten...“⁹. Seine Sammlung hat Schliemann aber nicht nur auf Gegenstände aus Troja beschränkt. Aus den Nachbargebieten der Troas, z. B. aus Thrakien und Phrygien, enthielt die Sammlung etwa 109 Objekte¹⁰. Im Jahre 1887 befand sich Schliemann auf einer Erho-

lungsreise in Ägypten. Auch diese Gelegenheit nahm er zum Sammeln von Scherben und Erwerb von Objekten für seine Berliner Sammlung wahr. Er erwarb Wandfragmente vom Totentempel Ramses II. in Abydos und rund 150 ägyptische Stoffe aus der 4.–30. Dynastie. Am 3. März teilte er in einem Brief aus Assiut seinem Freund Rust mit: „Ich bin auch auf dem Nil für das Schliemann-Museum in Berlin tätig gewesen, und es ist mir geglückt, ca. dreihundert altägyptische Vasen zu erwerben, die ich in Kairo nach Berlin schicke“. Von Berlin aus versuchte man, Schliemann zu überzeugen, diese Stücke dem Ägyptischen Museum zu übergeben, was er aber ablehnte. Auch während seiner Ägyptenreise von 1888 erwarb er weitere Gegenstände. Damit kam seine Sammlung aus Ägypten auf eine Gesamtzahl von 609 Gegenständen, von denen sich heute nur noch 30 im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin befinden. Die Sammlung schien auf etwa das Doppelte von dem, was Schliemann von London nach Berlin brachte, angewachsen zu sein, das heißt sie umfaßte über 9000 Inventarnummern.

Im Juli 1889 waren Heinrich und Sophie Schliemann wieder in Berlin zur Ergänzung der Aufstellung und Beschriftung der Objekte. Am 16. Juli 1889 war alles fertig.

Aber Schliemann hatte bereits Sorgen wegen des Mangels an genügend Platz in den beiden Räumen, die man ihm im Ethnologischen Museum zur Verfügung gestellt hatte. Auf Rat Alexander Conzes schrieb er am 24. Dezember 1889 an Kaiser Wilhelm II. mit der dringenden Bitte, seiner Sammlung genügend Platz im geplanten neuen Königlichen Museum zu ermöglichen. Damit hatte Schliemann auch Erfolg, und zwar in der Form eines Erlasses des Kaisers, datiert vom 9. April 1890, allerdings mit gewissen Einschränkungen.

Bei den Ausgrabungen von 1890 fand Schliemann die drei Prunkkäste und informierte sofort Virchow, dann auch Schöne und Gossler, daß er vorhabe, sie seiner Berliner Sammlung hinzuzufügen, wenn auch erst nach seinem Tod.

Noch im selben Jahr starb Schliemann plötzlich in Neapel, am 26. Dezember. Gemäß seinem Testament, und wie er auch mehrmals zu verstehen gegeben hatte, gelangten im Herbst 1891 über 58 Kisten von Athen nach Berlin. Von diesem bedeutenden Material, das man der Sammlung hinzufügte, wurde ein Inventar gemacht. Nach den Grabungen der Jahre 1893 und 1894 wurden noch eine Reihe von Fundgegenständen vom Ottomanischen Museum in Constantinopel nach Berlin geschickt und der Schliemann-Sammlung zugeordnet. Der ausgestellte Teil der Sammlung umfaßte 1896 allein für die Funde aus Troja etwa 8455 Objekte, ohne den „Schatz des Priamos“ und ohne die ägyptische Sammlung.

Es gab aber einfach nicht genügend Platz, die neu hinzugekommenen Gegenstände im Museum auszustellen. Die Aufstellung acht weiterer Schränke in den beiden Sälen schien das möglichste, was man tun konnte. Eine Teillösung fand man durch die Abgabe sogenannter Dubletten an andere Museen in Deutschland, was wohl noch mit Schliemann zu seinen Lebzeiten diskutiert wurde. Nach Hubert Schmidts Katalog von „Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer“ umfaßte die Sammlung nach Aussonderung der Dubletten 11886 Inventareintragungen, von denen 9704 Inventarnummern Funde vom Hissarlik betrafen. 7487 Dubletten (Gefäße, Scherben, Spinnwirtel, Einzelfunde), 38 Kisten mit ungezählten Fragmenten gingen dann an 15 Museen und 20 Universitäts- bzw. Akademiesammlungen in ganz Deutschland.

Während die Sammlung den ersten Weltkrieg mehr oder minder unbeschadet überstand, fügte der zweite Weltkrieg ihr großen Schaden zu. Die wertvollsten Teile der Sammlung, Goldfunde, Silbergefäße, Prunkkäste und hervorragende Tongefäße, galten seit Ende des Krieges als verschollen. Zu ihnen gehören die Stücke, die bereits in 400 Kisten verpackt im Croupius-Bau

⁶ Später schrieb er in einem Brief vom 24. Dezember 1889 an Kaiser Wilhelm II., daß „ich sie [meine Sammlung] bereichert [habe] durch Ankauf von der türkischen Regierung aller trojanischen Schätze, die diese in den vielfachen Theilungen mit mir erhalten hatte“.

⁷ Das Museum lag in der Königgrätzer Straße (heute Stresemannstr.), wurde aber nach dem zweiten Weltkrieg abgerissen. Die Schliemann-Sammlung war in den Schliemann-Sälen I und II in 13 Schränken untergebracht. Ausgenommen hiervon waren 10 Marmorskulpturen, welche freistehend im zweiten Schliemann-Saal ihre Aufstellung gefunden hatten.

⁸ Es wurde ein neues Inventar der Sammlung vorgenommen und jedes Stück mit einer Inventarnummer versehen.

⁹ In dem oben zitierten Brief an Kaiser Wilhelm II. behauptet Schliemann, daß das „von mir testamentarisch dem Deutschen Volk vermachte trojanische Museum in meinem Hause in Athen... größer ist als die ganze in den Schliemann Sälen im Ethnographischen Museum in Berlin aufgestellte Sammlung...“.

¹⁰ Wie aus seinen Briefen hervorgeht, schickte Schliemann nicht nur Funde aus Troja und der Troas nach Berlin, sondern 19 auch von anderen Fundorten, so Asine bei Nauplia, aus Tiryns, Mykene, Orchomenos, Pylos, von Kreta, Therasia und Ithaka. Dadurch dürfte das Ethnologische Museum in Berlin zu diesem Zeitpunkt auch die beste Studiensammlung für vergleichende Zwecke gehabt haben.

zurückgeblieben waren¹¹. Sie wurden bei der Zerstörung des Museums während eines anglo-amerikanischen Luftangriffs auf die Innenstadt Berlins verschüttet. Laut Kaufmann kamen die nach Kriegsende hier unternommenen „Ausgrabungen“ samt Bergung und Identifizierung einer „Wiederentdeckung“ Trojas, einer „17. Grabungskampagne,“ gleich. Dabei wurde eine ganze Reihe von Gegenständen aus der Sammlung trojanischer Altertümer wieder aufgefunden. Bei der Wiedereröffnung des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Untergeschoß des ehemaligen Völkerkundemuseums in der Stresemannstraße am 21. Mai 1955, zehn Jahre nach dem Kriegsende, waren auch Teile der Schliemann-Sammlung in einem Raum ausgestellt. Wie Deutschland und Berlin, so war auch die Schliemann-Sammlung geteilt. Ein Teil der Sammlung gehörte zu den Beständen des Museums für Ur- und Frühgeschichte (Staatliche Museen zu Berlin) auf der Museumsinsel, die erst 1958 aus der Sowjetunion nach Berlin kamen. Der andere Teil gehörte zu den Beständen des Museums für Vor- und Frühgeschichte (Staatliche Museum Preußischer Kulturbesitz) in Berlin (West). Seit dem 3. Oktober 1990 ist die Sammlung Trojanischer Altertümer wieder vereint, wenn auch beide Museen in Berlin bis zum 1. Januar 1992 als eigenständige Institutionen bestanden. Ausdruck dafür war die im Sommer 1991 in verschiedenen Städten zu sehende Sonderausstellung „Troja“, die trojanische Bestände sowohl des Museums für Ur- und Frühgeschichte als auch solche des Museums für Vor- und Frühgeschichte enthielt. Die bedeutendsten Teile der geretteten Bestände beider Museen sind heute im Original oder als Nachbildung in einem ständigen Schausaal des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Langhans-Bau des Schlosses Charlottenburg ausgestellt.

¹¹ Bereits 1934 ergriffen Museumsbeamte für den Fall eines Krieges Maßnahmen zum Schutz der Kunstschatze. Sie benannten drei Kategorien: 1. Unersetzliches; 2. Wertvollstes; 3. Übriges. Mehr als die Hälfte der Wichtigeren Kategorie, etwa 450 Kisten, wurden am 22. Februar 1945 mit dem Kahn „Deus tecum“ und am 13. März mit dem Kahn „Costel 1585“ nach Schönebeck gebracht, etwa 370 Kisten blieben im Stadtschloß zurück. Das in allen diesen Kisten befindliche Material, auch aus der Troja-Sammlung, überstand das Kriegsende unversehrt und wurde anschließend in die Sowjetunion gebracht, von wo es 1958 nach Berlin zurückkehrte.

Was das Material der ersten Kategorie betrifft, zu dem auch der Schatz des Priamos gehörte, so gibt *Goldmann* einen guten Überblick über den Stand unseres Wissens zum Zeitpunkt der Niederschrift. Seine intensiven Untersuchungen über viele Jahre hinweg ließen ihn zu dem folgenden Schluß kommen: „Es kann ausgeschlossen werden, daß der Schatz des Priamos in den Kriegswirren 1945 in Gänze vernichtet worden und endgültig verloren gegangen ist, und es gibt gute Gründe, um jeder Nachricht, möge sie anfangs auch noch so unwahrscheinlich klingen, nachzugehen.“ Und er meint auch, daß den Schatz aufzuspüren nicht nur wichtig ist „für das Museum für Vor- und Frühgeschichte zur Erfüllung der Forderung aus Heinrich Schliemanns Testament, wonach seine Sammlung ‚dem deutschen Volk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt‘ gehöre“, sondern der Schatz des Priamos steht auch „für alle Schätze, die in Ost und West während des Zweiten Weltkrieges verschwunden sind und endlich in ihren angestammten Standort zurückkehren müssen“.

Was den Schatz des Priamos betrifft, scheint sich die Lage nun grundsätzlich geändert zu haben, nämlich durch die neue Bekanntgabe in Rußland, daß er dort tatsächlich existiere, und zwar im Puschkkin-Museum in Moskau.

Daß sämtliche Gegenstände der ehemaligen Sammlung, das heißt soweit sie noch vorhanden sind, sich an einem Ort befinden sollten, wie Schliemann verlangte und wie es auch dann zustande kam, ist durchaus zu begrüßen. Daß das aber wohl leider nicht von heute auf morgen möglich sein wird, ergibt sich daraus, daß die ganze Angelegenheit bereits in die komplizierte Verkettung der Tagespolitik geraten zu sein scheint. Als vorläufig wichtigsten Schritt wurde vor allem von Professor Korfmann, dem gegenwärtigen Ausgräber von Troja, vorgeschlagen, die Objekte, die sich in Rußland befinden, einer technologischen Untersuchung zu unterziehen, wozu die russischen Wissenschaftler auch bereit zu sein scheinen.

Allein als solcher, aber auch der letzten Ereignisse wegen, ist der Beitrag dieses Buches zur Geschichte der Schliemann-Sammlung trojanischer Altertümer sehr zu begrüßen.

Canada K1N 6N5
Ottawa (Ontario)
30 Stewart Street

Edmund Bloedow
Department of Classical Studies
University of Ottawa

versenkte“ (PBF IV 6, S. 40). Tatsächlich ist etwa ein Drittel der in der Donau, der Theiß und einigen kleineren Flüssen gefundenen Schwerter in die mittlere Bronzezeit zu datieren, während sich die übrigen zwei Drittel auf die Stufen Bz D-Ha B1 verteilen. Gegenüber der mittleren Bronzezeit ist in der Urnenfelderzeit der Hort die hauptsächliche Überlieferungsquelle für die Schwerter. Ein Wechsel ist somit unübersehbar. Zeitliche und regionale Schwankungen der Quellenüberlieferung sind freilich nicht nur in Ungarn, sondern auch in einer Reihe von europäischen Fundlandschaften der Bronze- und Urnenfelderzeit eine geläufige Erscheinung. Die Sitte der Schwertversenkung in Gewässern ist dabei zweifellos keine ethnisch exklusive Erscheinung, vielmehr in verschiedenen kulturellen Milieus gepflegt worden.

Die zeitlichen und regionalen Schwerpunkte der Schwertdeponierung als Beigabe in Gräbern oder Horten sowie einzeln in Gewässern und auf dem festen Land sind für die Überlieferung der Schwerter ausschlaggebend. Da die Deponierung von sozialen und religiösen Regeln bestimmt wurde, ist das überlieferte Fundbild nicht zwingend mit den Herstellungs- oder den Verwendungsregionen identisch, sondern kann lediglich für einen Teilbereich belegt sein. Wenn Kemenczei schreibt: „Die Änderung des Verbreitungsgebietes der Vollgriffschwerter in der jüngeren Urnenfelderzeit bedeutete die Verschiebung des Zentrums der Schwertfertigkeit vom Gebiet des einen Kulturkreises in das eines anderen“ (PBF IV 9, S. 5; vergleichbare Urteile ebd. *passim*), übergeht er diese Tatsache und hält das überlieferte Fundbild gewissermaßen für einen Spiegel der Schwertverbreitung im Altertum. Da die Fundverteilung der Schwerter ein Resultat von Deponierungsprozessen ist, sind Kemenczeis Folgerungen in diesem Punkte keineswegs zwingend.

Über die Organisation der Schwertherstellung, die Einrichtung und mögliche Ortskonstanz einer Werkstatt wissen wir überaus wenig. Einen echten Werkstattbefund besitzen wir nicht. Um Werkstätten oder Werkstattkreise zu lokalisieren, sind wir daher auf die Analyse der Gußmodel bzw., sofern diese wie bei den Schwertern nicht existieren, auf die herstellungstechnische Untersuchung der Fertigprodukte angewiesen.

Ein höchst interessantes Phänomen sind beispielsweise die in einem Stück gegossenen Vollgriffschwerter der Typen D–G (PBF IV 9, S. 13 ff.). Es handelt sich um Scheibenknaufer mit wulstgegliederter oder glatter Griffstange, um Pilzknaufer und verschiedene Vollgriffdolchformen. Diese Waffen verteilen sich über einen längeren Zeitraum, der von der frühen bis zur jüngeren Urnenfelderzeit reicht, und besitzen zumeist in den aus Klinge und Vollgriff zusammengesetzten Schwertern ihre formalen Analogien. Nun reicht die Tradition dieser Schwertherstellung in Nordostungarn bis in die Frühbronzezeit zurück. Auch bei dem Schwert aus dem Depotfund von Hajdúsámson sowie bei den mit ihm verwandten Exemplaren sind Klinge und Griff in einem Stück gegossen. Das gleiche gilt für die Schwerter des Typus Au.

Für die Geschichte des Schwertgusses und seiner Tradition in Nordostungarn wäre eine vergleichende Untersuchung dieser Herstellungsvariante bezüglich des technischen Verfahrens (das Schwert von Livada, *jud. Satu Mare* [Bader, PBF IV 8, S. 52 Nr. 28 Taf. A, 28; 6, 28] soll im Zweischalenguß gefertigt sein), der Gußqualität (vgl. die Diskrepanz zwischen dem fehlerhaften Guß [Lunker!] des Schwertes von Livada und der sorgfältigen Verzierung von Griff und Klinge) und der Gebrauchsspuren (z. B. Nachschärfungen der Klinge) sehr von Nutzen. Darüber hinaus wäre die spezielle Funktion solcher einteilig gegossenen Schwerter, die aus anderen europäischen Fundlandschaften nicht bekannt zu sein scheinen, zu ergründen. Dafür bedarf es allerdings ergänzender Daten für diese Schwerter wie z. B. die Gewichtsangaben. Für die übrigen Vollgriffschwerter wären radiographische Reihenuntersuchungen zur Griff-Klingenverbindung sehr wünschenswert, die die in den siebziger Jahren be-

gonnenen Arbeiten zu den Riegseschwertern und den späturnenfelderzeitlichen Mörgenschwertern ergänzen sollten, da sie eine Quelle reicher Informationen über die Bronzewaffenherstellung erschließen.

Das von Kemenczei zusammengetragene Material bietet für das Studium der Bronzewaffen in Ungarn eine solide Grundlage. Der Reichtum des Materials ist ausgebreitet für neue und über die vorliegenden Arbeiten hinausgehende Untersuchungen, wobei zu hoffen ist, daß der Autor speziellen Aspekten der bronze- und urnenfelderzeitlichen Schwertfertigkeit weiterhin nachgeht. Daß Kemenczei uns diesen Fundstoff, der zur Beurteilung der mitteleuropäischen Bronze- und Urnenfelderzeit unerlässlich ist, erschlossen hat, dafür gebührt ihm uneingeschränkte Hochachtung.

D 10559 Berlin
Perleberger Str. 39

Svend Hansen

Robin J. Taylor, *Hoards of the Bronze Age in Southern Britain. Analysis and interpretation*. BAR British Series 228, Oxford 1993. 116 Seiten, 9 Beilagen, 5 Mikrofilm. Preis 35,- £.

Der vorliegende Band geht auf die 1988 an der Universität von Reading eingereichte Doktorarbeit des Autors zurück. Die seither erschienene Literatur wurde nicht eingearbeitet, da sie nach Auffassung des Autors den Kern der Untersuchung nicht berührt.

In Kapitel 1 (S. 3–22) zeichnet Taylor die Geschichte der Forschungen zu den bronzezeitlichen Horten nach, wobei zunächst die britische, dann die europäische Forschungstradition behandelt wird. So könnte der unbefangene Leser den Eindruck gewinnen, als habe in den letzten hundert Jahren zwischen der Insel und dem Kontinent kein wissenschaftlicher Austausch stattgefunden. Unter den Stichworten „Economic“, „Votive“ und „Explanation“ werden die Forschungsergebnisse der verschiedenen Gelehrten referierend aneinandergereiht. Die ersten beiden Stichworte bezeichnen etwas vergrößernd die beiden Pole bisheriger Deutungen, während die Sektion „Explanation“ den Hort-Interpretationen vorbehalten ist, die sich auf „social archaeology“ beziehen. Ob dieses Etikett für die dort abgehandelten Autoren zutrifft, bleibe allerdings dahingestellt. Nicht wenige Autoren entziehen sich der umstandslosen Einreihung in die eine oder andere Deutungsrichtung, schon weil bei einigen – wie z. B. W.A. v. Brunn – im Oeuvre ein schrittweiser Wandel im Verständnis der Horte zu bemerken ist. Daher wäre eine an den Kernfragen der Hortinterpretation orientierte Einführung – wie sie z. B. H. Geißlinger (RGA 5 [1983] 320 ff. s.v. Depotfund) gegeben hat – vermutlich ergiebiger gewesen.

In Kapitel 2 wird die bronzezeitliche Besiedlungsgeschichte in den von Taylor behandelten Regionen „Thames Valley“ (Berkshire, Buckinghamshire, Oxfordshire, Gloucestershire), „Wessex“ (Hampshire, Dorset, Wiltshire), „The South West“ (Avon, Somerset, Devon) und „East Anglia“ (Cambridgeshire, Norfolk, Suffolk) skizziert und versucht, die ökonomische Prosperität dieser Gebiete während der Bronzezeit zu bewerten. Die Gebietsgrenzen richten sich nach den modernen Verwaltungsgrenzen und wurden nicht unter naturräumlichen Gesichtspunkten (S. 46) gewählt, was die archäologische Bearbeitung sicherlich erleichtert, aber die Ergebnisse auch verwässert. Unklar bleibt, warum z. B. Cornwall, Sussex, Surrey, Kent und Essex aus der Analyse ausgespart bleiben.

In Kapitel 3, „Frameworks of Explanation“, werden die Arbeiten von Kristian Kristiansen, Michael Rowlands und Jerome Friedman zur sozialen Evolution unter besonderer Berücksichtigung der Prestigeüterzirkulation referiert. Vor allem Friedman

und Rowlands behandeln Prestigeüter als einen Motor von Ressourcennutzung und von zunehmend zentralisierter Ressourcenkontrolle. Auch Taylor spricht der „prestige goods economy“ eine zentrale Bedeutung für die Dynamik sozialer und politischer Prozesse zu.

Mir scheint bereits der Begriff „prestige goods economy“, die Bedeutung des Phänomens für den ökonomischen Prozeß einerseits zu überschätzen und seine innere Logik andererseits zu verkennen. Berücksichtigt man, anders als Taylor, auch die Arbeiten von Marcel Mauss und Bronislaw Malinowski sowie von Maurice Godelier und Claude Meillassoux, stellt sich das Phänomen der Prestigeüterzirkulation etwas komplexer dar. Eine besondere Klasse von seltenen und wertvoll erachteten Gegenständen zirkuliert dabei in einer von der übrigen Güterzirkulation getrennten Sphäre und wird bei besonderen Tauschakten eingesetzt, die der Festigung sozialer Beziehungen dienen, sei dies in Form eines Gastgeschenkes oder in Form eines „Brautpreises“. So begehrt die Güter auch sind, so wichtig ist für die Funktionstüchtigkeit des Systems zugleich ihre Zirkulation, die dadurch gewährleistet wird, daß die Gegenstände als beseelt und damit gefährlich gelten, weswegen man sie weitergibt. Ein anderer Grund für die Zirkulation besteht beispielsweise bei den „Brautpreisen“ darin, daß mit den Gütern natürlich keine Frau gekauft wird, sondern eine Frau nur gegen eine Frau getauscht werden kann. Beim multilateralen Frauentausch, dessen Komplexität auch für die Handelnden nicht einfach zu durchschauen ist, läßt sich, worauf Meillassoux hingewiesen hat, die Existenz einer parallelen Zirkulation von Prestige- bzw. Heiratsgütern, die als Erinnerungsmarken für die „Außenstände“ fungieren, feststellen. So begehrt der Besitz der Prestigeüter auch sein mag, ihre Akkumulation wäre weitgehend sinnlos, wenn nicht der tatsächliche Reichtum, z. B. in Form von Nachkommenschaft, gegeben ist. Da die Tauschsphären von Prestigeütern und Gebrauchsgütern voneinander getrennt sind, läßt sich mit ihnen auch nicht wirklicher Reichtum wie Lebensmittel erwerben. Schließlich wäre ihre Akkumulation für die soziale Stellung des Individuums oder der Familie praktisch bedeutungslos. Im Gegenteil, politische und soziale Wirkung wird mit den Prestigeütern erst durch ihre Preisgabe erzielt. Damit erklärt sich die Tatsache, daß Prestigeüter auch zerstört werden können: soziales und politisches Prestige sind mit dem Besitz von Prestigeütern nicht identisch. Pointiert ließe sich mit Meillassoux sagen: „Da die Nutzung dieser stellvertretenden Güter niemals notwendig ist, sind sie niemals der Reichtum, sondern nur sein Bild“ (Die wilden Früchte der Frau [Frankfurt 1983] 89). In dieser Perspektive sind Prestigeüter ein „Epiphänomen“. Durch sie wird der zeremonial verbindliche Rahmen für die ökonomischen Transaktionen, für den Tausch notwendiger Güter hergestellt.

Die Unterschiede in der Beurteilung der Prestigeüterzirkulation sind deswegen zu erwähnen, weil Taylor aus seinem Modell der „prestige goods economy“ acht Erwartungen für das Fundmuster der Horte formuliert (S. 40 f.): 1. Die Verteilung der Horte spiegelt das Verhältnis von (ökonomisch-politischem) Zentrum und Peripherie; 2. Horte spiegeln den Status des Deponierenden wider; 3. Die Existenz „fremder“ Gegenstände in den Horten läßt auf die überregionalen Netzwerke schließen; 4. Der Abnutzungsgrad der Bronzen läßt auf die Dauer ihrer Zirkulation und auf den sozialen Streß innerhalb einer Gesellschaft schließen; 5. Das Verhältnis von deponierten und nicht deponierten Gerätefragmenten (etwa bei mehrfach zerbrochenen Schwertern) gibt Aufschluß über das Maß der vollständigen Preisgabe der Gegenstände bzw. eine teilweise Rückführung des Metallwertes; 6. Die Horte vermögen Aufschluß über das wachsende Maß sozialer Komplexität einer Gesellschaft zu geben; 7. Die Horte geben Hinweise auf die Organisation der Geräteproduktion; 8. Die Horte der spätesten

Bronzezeit zeigen den Versuch einer Stützung des alten Systems der Bronzezirkulation an.

Im zweiten Hauptteil der Arbeit (S. 45 ff.) wird die Analyse der Horte vorgestellt. Zunächst erläutert der Autor seine Schwerpunktsetzung auf die Untersuchung von Abnutzungsspuren an den Bronzen und schildert teilweise sehr genau den Verlauf der Fundbearbeitung in den Museen. Insgesamt hat Taylor 299 Horte mit 10477 Objekten zusammengetragen und von diesen 200 Horte mit 3274 Objekten im Original studiert. Die 6245 Stücke aus dem Hortfund von Isleham hat Taylor nicht näher untersucht. Läßt man Isleham außer acht, hat Taylor also zwei Drittel der Horte und drei Viertel der Objekte im Original untersucht.

Die Frequenz der Auffindung von Horten seit dem Jahre 1735 zeigt zunächst das gewohnte Bild des mit Industrialisierung und Landausbau zusammenhängenden Fundanstiegs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann aber einen deutlichen Abfall im letzten Jahrzehnt und schließlich einen abermaligen Anstieg nach dem zweiten Weltkrieg. Die Quelle Hort ist also *noch* keineswegs erschöpft.

Die zeitlichen Schwerpunkte der Deponierungen (S. 54) liegen allgemein in Middle Bronze Age 2 (MBA 2; Taunton/ornament horizon) und Late Bronze Age 3 (LBA 3; Ewart Park). In MBA 2 treten insbesondere Wessex und South West als Zentren der Deponierungstätigkeit, in LBA 3 hingegen East Anglia und Thames Valley hervor. Da Taylor von der deponierten Metallmenge auf das politische und ökonomische Zentrum bzw. die Peripherie zu schließen können glaubt, erkennt er in der regionalen Verschiebung der Deponierungsschwerpunkte folgerichtig eine Verlagerung von Zentrum und Peripherie. Um eine Vorstellung von den Dimensionen der Bronzezirkulation zu gewinnen, sind die Gewichtsangaben (S. 54–56) von größtem Interesse. So beträgt das durchschnittliche Gewicht eines Hortes in drei Regionen ca. 2 kg, jedoch 4 kg in East Anglia, wo die meisten Hortfunde (vor allem in LBA 3) zum Vorschein gekommen sind. Bemerkenswert ist auch die Gesamtrechnung der Hortgewichte in allen behandelten Regionen. Rechnet man zu den ausgewogenen 585 kg gehorteter Bronze die nicht gewogenen Horte mit einem Schätzwert von 890 kg hinzu, ergibt sich für die gesamte Bronzezeit eine erhaltene Deponierung von knapp 1,5 t, ein Gewicht, das mit einem Faktor X zu multiplizieren ist, je nachdem, wie groß man den vor dem Jahre 1735 verlorenen und den noch in der Erde verborgenen Bestand bewertet. Für wie bedeutend wir diese Metallmenge halten sollen läßt sich schwerlich beurteilen. Allein das im 14. Jahrhundert v. Chr. an der türkischen Südküste gesunkene Schiff von Ulu Burun (Kas) transportierte nach Schätzungen des Ausgräbers erstaunliche 6 t Kupfer (G. F. Bass, National Geographic 172, 1987, 719).

Die Untersuchung des Hortinhaltes (S. 57 f.) ist eigentlich nicht durchgeführt, allein eine Tabelle ermöglicht die Übersicht über die prozentualen Anteile von Waffen, Gerät und Schmuck sowie von „verschiedenen Gegenständen“ und Barren. Das Ergebnis ist die Feststellung, während der gesamten Bronzezeit seien Geräte das bevorzugte Element für die Horte gewesen. Die folgende Diskussion (S. 58), ob und in welcher Hinsicht auch Geräte als Prestigeüter betrachtet werden können, zeigt beispielhaft, wie Taylor bei der Interpretation noch unmittelbar der Erscheinungsweise der einzelnen Funde verhaftet ist: „some of the smaller hoards of tools could be interpreted as smaller scale deposits, gaining lower levels of prestige for the depositor“ (S. 58). Es ist nach der Erkenntnis, daß Horte keine Zufallserscheinungen sind, sondern sich auf verschiedenen Ebenen der Deponierung Regeln erkennen lassen, sehr zweifelhaft, daß solche und vergleichbare Einzelinterpretationen tragfähige Erklärungen darstellen.

Der Kern der Arbeit (S. 58–78), der Vergleich der Abnutzung der deponierten Gegenstände in den einzelnen Regionen,

basiert auf der Klassifikation der Bronzen in fünf Gruppen (A–E: unworn, some worn, worn, fairly worn, heavy worn). Dabei zeigen sich zwischen dem Abnutzungsmaß für einzelne Gegenstandsgruppen (Schmuck und Waffen) sowie den verschiedenen Regionen interessante Unterschiede, wobei Taylor zeigen kann, daß sowohl bei den MBA 2- als auch den LBA 3-Horten der Abnutzungsgrad der Gegenstände sehr hoch ist (fairly und heavy worn). Zwar wird zwischen kompletten und fragmentierten Gegenständen unterschieden, doch wird nicht dargestellt wie groß der Anteil zerbrochener Gegenstände in den Hortinventaren der einzelnen Regionen ist. Auch die Art der Fragmentierung der Gegenstände (intentional oder funktional) wird nicht thematisiert. Die Nachvollziehbarkeit der Darstellung leidet schließlich am Fehlen instruktiver Abbildungen (z. B. Detailfotos), die auch durch die beigelegten Mikrofiches nicht gegeben sind.

Taylor faßt im dritten Teil (Kapitel 6 [Summary] und Kapitel 7 [Concluding Remarks]) die Ergebnisse der Hortfunduntersuchung im Rückblick auf seine zuvor formulierten Erwartungen zusammen. Dabei gelingt es ihm nicht, den für die Deutung der Horte entscheidenden Widerspruch zwischen „the system cycles were continuous“ und „hoarding itself was not“ (S. 101) empirisch und theoretisch zu lösen. Auch die Entwicklungstendenzen zwischen Zentrum und Peripherie und die Komplexitätssteigerung innerhalb der Gesellschaft lassen sich – wenn dies denn überhaupt anhand der Horte möglich sein sollte – nicht konsistent beschreiben, schon weil zwischen den Depositionshorizonten in MBA 2 und LBA 3 mindestens drei Jahrhunderte liegen. Einer der Gründe hierfür dürfte darin zu suchen sein, daß andere Formen der Bronzeniederlegung nicht in die Untersuchung einbezogen wurden, obwohl auf Grabaustattungen (Wessex) und vor allem die Einzelfunde vom festen Land und aus Flüssen immer wieder verwiesen wird, und sogar W. Kubachs kluge Überlegungen („Ist nicht der qualitative Unterschied zwischen der Deponierung eines, zweier oder dreier intakter Beile geringer als der Abstand zwischen einem solchen Depot auf der einen und einem Massenfund aus zahlreichen beschädigten oder fragmentierten Gegenständen auf der anderen Seite?“) zitiert werden (S. 19).

Taylor's Buch ist aus dem Unbehagen an den bisherigen Hortdeutungen erwachsen. Es bietet den notwendigen Versuch, das Phänomen der Horte in eine theoretisch begründete Perspektive bezüglich ihrer ökonomischen und politischen Funktion zu stellen. Die systematische Gebrauchsspurenanalyse an den Bronzen in einer umfangreichen Hortserie war bislang ohne Vergleich (vgl. jetzt aber: Ch. Sommerfeld, *Gerätegeld Sichel. Studien zur monetären Struktur bronzezeitlicher Horte im nördlichen Mitteleuropa* [Berlin, New York 1994]) und wird zweifellos Nachfolger finden. Das Buch zeigt damit, welch großer und noch lange nicht erschöpfter Informationsquell die Horte für das Verständnis der europäischen Bronzezeit sind.

D 10559 Berlin
Perlberger Str. 39

Svend Hansen

Helmuth Bender, Ludwig Pauli, Ingo Stork, *Der Münsterberg in Breisach II. Hallstatt- und Latènezeit. Mit einem anthropologischen Beitrag von Peter Schröter. Veröffentlichung der Kommission zur Archäologischen Erforschung des Spätromischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg = Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 40. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1993. 420 Seiten, 85 Textabbildungen, 82 Tafeln und 7 Beilagen. Preis 118,-DM.*

In memoriam Ludwig Pauli (1944–1994)

Fast zwei Jahrzehnte nach dem Beschluß, die archäologischen Quellen des Breisacher Münsterberges auszuwerten und zu veröffentlichen, liegt nun der erste Band der geplanten Reihe vor. In Beiträgen von vier Autoren (H. Bender/L. Pauli, Hallstatt- und Frühlatènezeit; H. Bender/I. Stork, Spätlatènezeit; P. Schröter, Anthropologie) werden die bis 1976 bekannt gewordenen Quellen zur Eisenzeit behandelt. Daß dieser Band nicht zur „unendlichen Geschichte“ geriet, ist zu einem Großteil Ludwig Pauli zu verdanken. Seine Auswertung der hallstatt- und frühlatènezeitlichen Funde und Befunde bildet das Kernstück der Publikation, auf das sich diese Besprechung konzentrieren wird.

Der Breisacher Münsterberg hat eine lange Besiedlungsgeschichte, die spätestens im Endneolithikum begann. Ihre Erforschung ist ein reizvolles, zugleich aber schwieriges Unterfangen, denn mit ungestörten, ungeschichtlichen Befunden war von vornherein kaum zu rechnen. Zu den geringen Erhaltungschancen kamen schlechte Grabungsbedingungen hinzu, da die archäologischen Untersuchungen bis in die siebziger Jahre auf Kanalisations- und Leitungsgräben sowie auf bereits ausgehobene Baugruben beschränkt blieben. Aus diesen Notbergungen stammt die Masse der hier vorgelegten Funde und Befunde.

Vielleicht waren es u. a. die ungünstigen Ausgangsbedingungen, die L. Pauli dazu bewogen, die Auswertung der Breisacher Funde und Befunde sehr knapp zu halten. Statt dessen verlagerte er den Schwerpunkt auf das Umfeld des Münsterberges, indem er ihn zum Anlaß für eine umfassende Studie über die Topographie und Verkehrsgeographie der „Fürstensitze“ nahm. Der Münsterberg selbst – insbesondere die Fundauswertung – kam auf diese Weise zu kurz. Deshalb wird die Besprechung dieser Schwerpunktverlagerung nicht folgen, sondern sich auf die Fundstelle und ihr direktes Umland konzentrieren.

Bebauung und Frage der Befestigung

Nur punktuell angeschnitten (s. Beilage 2) und da, wo kleinere Flächen untersucht werden konnten, durch spätere Eingriffe meist stark gestört, ist die eisenzeitliche Bebauung mehr zu erahnen als zu rekonstruieren. Als Bauformen sind Pfosten- oder Ständerbauten mit Flechtwerkwänden anzunehmen, zu denen diverse (Vorrats-)Gruben gehörten. An eine Rekonstruktion der inneren Organisation der Besiedlung ist jedoch nicht zu denken. So bleibt letztlich auch die Frage offen, ob der Münsterberg in der Eisenzeit befestigt war. Der Befund – zwei Reihen in den Fels eingetiefter Pfostenlöcher am Westrand des Berges – läßt viel Raum für Diskussion und Interpretation, zumal seine Datierung an einer einzigen hallstattzeitlichen Scherbe hängt, die in einem der Pfostenlöcher gefunden wurde. H. Bender hält an der im Vorbericht publizierten Version fest und geht von zwei Befestigungen aus, die in die Spätallstatt-/Frühlatène- bzw. in die Spätlatènezeit zu datieren seien¹. L. Pauli hingegen interpretiert die Pfostenreihen als Überreste eines Hallenhauses, das er mit Befunden auf und bei der Heuneburg vergleicht. Obwohl Parallelen aus der Region fehlen, ist für ihn aber auch eine Datierung in die Spätlatènezeit nicht auszuschließen. Damit zieht er die Möglichkeit in Betracht, daß weder der spätallstatt-/frühlatènezeitliche „Fürstensitz“ noch das spätlatènezeitliche „Oppidum“ befestigt waren und kratzt somit an verbreiteten Idealvorstellungen. Beide Interpretationen finden ihr Für und Wider, so daß man abwarten möchte, bis neue Grabungen eine bessere Grundlage zur Beurteilung dieses Befundes bieten.

¹ R. Dehn/H. Bender/I. Stork, *Neuere Untersuchungen auf dem Münsterberg in Breisach (1966–1975)*. Arch. Korbl. 6, 1976, 220 ff.

Daß trotzdem zumindest eine vage Vorstellung von der eisenzeitlichen Bebauung möglich ist, ist dem Engagement H. Benders und L. Paulis zu verdanken, die akribisch alle bis zur Mitte der siebziger Jahre bekannten Befunddokumentationen zusammenzutragen und vorzulegen. Auch das Verorten der Fundstellen auf einem Gesamtplan dürfte die Bearbeiter viel Zeit und Nerven gekostet haben und wird nur mit detektivischem Geschick zu erreichen gewesen sein. Dasselbe wird nun aber auch den Lesern abverlangt, die versuchen, Informationen aus Text, Textabbildungen, Katalog, Tafeln und Beilagen miteinander zu korrelieren. Die Benutzung von zwei verschiedenen Systemen zur Befundbenennung, teilweise mangelhaft beschriftete Zeichnungen, Ungereimtheiten zwischen Beschriftung der Zeichnungen und dem Text und anderes mehr machen diesen Versuch zu einem schier aussichtslosen Unterfangen. Das von ständigem Blättern unterbrochene Lesen gerät zur wahren Odyssee durch das 2,5 kg schwere Buch, die nicht nur die Benutzbarkeit des Bandes, sondern auch die Nachvollziehbarkeit der Auswertung einschränkt.

Fundauserwertung

Die Funde vom Münsterberg entsprechen dem in späthallstatt-/frühatènezeitlichen Siedlungen üblichen Spektrum: viel Keramik, verziegelter Lehm, ein paar Knochengeräte und einige Metallobjekte. Wie bei vielen Fundstellen dieser Zeit ist auch hier die Seltenheit der für die Datierung so begehrten Fibeln zur Kenntnis zu nehmen. In den hier interessierenden Befunden sind sie lediglich mit sieben, zum Teil fragmentarisch erhaltenen Exemplaren vertreten. Diese sind – soweit typologisch ansprechbar – alle in die Stufe Ha D3 zu stellen. Da die Besiedlung des Münsterberges jedoch nicht auf diese Stufe beschränkt ist, muß sich die Datierung der Befunde in erster Linie auf die Keramik stützen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist die zentrale Rolle, die Keramik bei der Datierung späthallstatt- und frühatènezeitlicher Siedlungen einnimmt, ein verbreitetes Phänomen. Zugleich ist sie aber auch ein Problem, das bis heute nicht befriedigend gelöst ist. Der Breisacher Münsterberg bietet die Chance, dieser Lösung ein Stück näher zu kommen, da er zu den wenigen aufgearbeiteten Fundorten gehört, die von der Späthallstatt- bis in die Frühatènezeit hinein besiedelt waren.

Entsprechend hoch waren die Erwartungen an diese Publikation. Hinzu kam, daß die Publikation des Breisacher Münsterberges bereits Jahre vor ihrem Erscheinen nicht nur in Baden-Württemberg, sondern auch in Ostfrankreich und in der Schweiz als Datierungsfixpunkt und Referenz für die Beurteilung von Späthallstatt- und Frühatènekeramik galt und benutzt wurde². Wer sich von der Veröffentlichung – nicht zuletzt auch als nachträgliche Untermauerung der sich auf Breisach stützenden Argumentationen – eine Präsentation der Breisacher Funde als gut dokumentiertes Referenzensemble erhofft hatte, dürfte enttäuscht sein. Allzu knapp fällt die Keramikauswertung aus. Zumindest eine übersichtliche Darstellung des kompletten Formenspektrums sowie etwas ausführlichere Bemerkungen zu Stil und Technologie hätte man angesichts der Bedeutung des Fundkomplexes erwarten dürfen. Insbesondere die Charakterisierung der handaufgebauten Gefäße, die – obwohl sie die Masse der Funde ausmachen – auf nur drei Seiten abgehandelt werden, ist sehr rudimentär und läßt viele Fragen offen. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Nennung von fünf Keramikgruppen, die nur flüchtig und offenbar aus überwiegend chronologischem Blickwinkel definiert werden³. Die einge-

schränkte Fragestellung erklärt die Kürze dieses Kapitels, denn L. Pauli schreibt nur wenigen handaufgebauten Gefäßen chronologische Aussagekraft zu. So werden der als „Grobe Ware“ bezeichneten Gefäßgruppe folgerichtig auch nur drei Zeilen gewidmet. Wer mehr über handaufgebaute Keramik wissen will, nehme sich Katalog und Tafelteil vor.

Wesentlich mehr Raum nimmt die Besprechung der Drehscheibenkeramik ein. Im Vorgriff auf eine Kombinationstabelle (Beilage 3, Erläuterungen S. 97 ff.), die die Grundlage für die innere Periodisierung und Datierung des Münsterberges bildet, nimmt L. Pauli von Anfang an eine Trennung in Hallstatt- und Latène-drehscheibenkeramik vor. Damit fließen bereits auf der Ebene der Klassifikation die chronologischen Vorstellungen des Autors ein und legen – wie noch ausgeführt wird – die Grundlage für einen Zirkelschluß, der die vorgenommene Periodisierung und Datierung des Fundstoffs methodisch in Frage stellt. Methodisch bedenklich ist an der durchgeführten Klassifikation bzw. „formalisierten Typisierung“ auch, daß sie in sich nicht stringent ist und daß auf derselben Klassifikationsebene unterschiedliche Kriterien verwendet werden. Dieses Problem, das sich für die handaufgebaute Keramik in gleicher Weise stellt, wird bereits in den Erläuterungen zur Typisierung deutlich: „Grundsätzlich besteht jede Typenbezeichnung aus zwei Buchstaben und einer Zahl. Dabei bezeichnet der erste Buchstabe die Gruppe [...]. Ihre Bestimmungskriterien sind teils chronologisch-typologischer, teils herstellungstechnischer Art. Auf den ersten Blick erscheint das widersprüchlich, aber es ist sehr praktisch.“ (S. 49). Dieses Verfahren führt dazu, daß auf der ersten Klassifikationsebene „Gefäße in Ha C-Tradition“ oder „Latènekeramik“ auf derselben Stufe stehen wie „Grobe Ware“ oder „Normale Gebrauchsware“. Auf der zweiten Ebene finden sich „Schalen“ oder „Flaschen“ vereint mit „Hohlfüßen“, „Wand-“ und „Bodenscherben“. Auf der dritten Ebene ist die Ansprache kaum noch nachvollziehbar, zumal von den insgesamt 53 auf Beilage 3 aufgelisteten Typen nur 16 abgebildet und die restlichen weder über Tafelverweise noch über den Katalog zu identifizieren sind. Daß gerade einige der nicht abgebildeten Typen in den folgenden Chronologiediskussionen eine Rolle spielen werden, ist hier ein ärgerliches Detail.

Von zentraler Bedeutung für Periodisierung und Chronologie ist die bereits erwähnte Kombinationstabelle (Beilage 3) auf der Grundlage der beschriebenen Keramikklassifikation, wobei letztere „auch für die Auswertung sinnvoll erscheint und durch diese zugleich mitbestimmt wurde“ (S. 49). Was war zuerst – die Klassifikation oder die Kombinationstabelle? Der Text selbst gibt keine klare Antwort. Nachdem von Anfang an bereits mit dem Ergebnis der Tabelle (der Periodisierung und Chronologie des Fundstoffs) gearbeitet wird, erwartet man mit Spannung das Chronologiekapitel, in dem die Erklärung folgen soll. Die zuvor so zentral erscheinende Rolle der Kombinationstabelle wird hier jedoch stark relativiert: „Kombinationstabellen dienen dazu, Fundvergesellschaftungen optisch und graphisch aufbereitet zu verdeutlichen. Sie stellen nur die für jeden am Katalog nachprüfbare Grundlage für weitere Interpretationen dar“ (S. 98). Aus dem angekündigten *Beleg* für die vorgenommene Periodisierung und Chronologisierung ist so unvermittelt *Interpretationsgrundlage* und *Illustration* geworden. Spätestens hier stellt sich der Verdacht ein, daß die Kombinationstabelle lediglich die chronologischen Vorstellungen illustriert, die L. Pauli im Laufe der Bearbeitung vom Material gewonnen hatte. Vielleicht erklären sich daraus auch einige Besonderheiten der Tabelle. Zunächst fällt auf, daß die Anordnung der Typen und Befunde offenbar nicht dem Ziel einer Kombinationstabelle, nämlich einer diagonalen Gruppierung, das heißt einer Seriation der Befunde, folgt. Vielmehr scheinen die definierten Keramikgruppen der entscheidende Ordnungsfaktor zu sein. So ist die linke Tabellenhälfte von oben bis unten durchgängig allein von den Typen der handaufgebauten Gefäße

² Vgl. Aufzählung entsprechender Arbeiten S. 21 Anm. 2.

³ Es handelt sich um folgende Gruppen: „Gefäße in Ha C-Tradition, Charakteristische Hallstattformen ohne Verzierung, Normale Gebrauchsware, Grobe Ware, Keramik mit Glättverzierung“.

belegt. Ihnen folgt ein geschlossener Block von Hallstattdrehscheibenkeramik. Ihren Abschluß findet die Tabelle mit einem Block Latènedrehscheibenkeramik. Die Periodisierung der Befunde liegt dann auf der Hand: Die Befunde ganz oben enthalten keine Drehscheibenkeramik und werden zu Periode I zusammengefaßt. Unter ihnen stehen alle Befunde mit Hallstattdrehscheibenkeramik, die Periode II bilden. Die in der Tabelle zumunterst aufgeführten Befunde definieren Periode III, da sie alle Frühlatènedrehscheibenkeramik enthalten. Hier schließt sich der Kreis zur Klassifikation, die diese Anordnung vorweggenommen hat. Die über diesen Zirkelschluß entstandene, von Hand geschaffene ‚Bilderbuchordnung‘ wäre mit keinem der gängigen Computerprogramme zur Korrespondenzanalyse zu erreichen gewesen, die wegen ihrer angeblichen Manipulierbarkeit häufig noch mißtrauisch beäugt und abgelehnt werden.

Die Kombinationstabelle ist auch in anderer Hinsicht mit Vorsicht zu genießen. So hätten Typen, die nur in einem einzigen Befund belegt sind, ebenso nicht aufgenommen werden dürfen wie Befunde, die nur ein Fundstück enthalten. Unverständlich ist auch, weshalb sich in der Tabelle Fundkomplexe finden, die im Katalog als Mischung mehrerer Inventare bezeichnet werden. Ebenso fragt man sich, weshalb Fundkomplexe in der Tabelle als ein Inventar behandelt werden, die laut Katalog und Zeichnung eindeutig aus getrennten Befunden stammen. Auf die Erstellung der Tabelle scheint wenig Sorgfalt verwandt worden zu sein. Nur so ist wohl zu erklären, daß mit 23/16 ein Befund aufgeführt ist, der weder im Katalog noch auf den Zeichnungen zu finden ist, und weshalb die Angaben zu den Befundinventaren in Tabelle, Katalog bzw. Tafeln Unstimmigkeiten aufweisen. Es geht hier nicht um eine kleinliche Aufzählung von Fehlern. Vielmehr erscheint es mir notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Breisacher Kombinationstabelle so problematisch ist, daß man letztlich nicht mit ihr arbeiten kann. Was bleibt, ist die Aussage, daß es auf dem Münsterberg Befunde ohne und solche mit Drehscheibenkeramik gibt, die – nach von außen herangezogenen Argumenten – weiter in hallstatt- bzw. latènezeitliche differenziert wird. Die Kombinationstabelle wird nicht einmal dem Anspruch gerecht, „Fundvergesellschaftungen optisch und graphisch aufbereitet zu verdeutlichen“, da ein Großteil der handaufgebauten Keramik überhaupt nicht berücksichtigt wurde. Die Chance, neue Aufschlüsse über Typologie und Chronologie der Fundgattung zu erzielen, die die Hauptmasse der Funde von hallstatt- und frühlatènezeitlichen Siedlungsplätzen ausmacht, wurde damit nicht genutzt. So bleibt die Untersuchung der Entwicklung der handaufgebauten Keramik von der späten Hallstatt- bis in die frühe Latènezeit als Desiderat bestehen.

Interessant und anregend sind L. Paulis Überlegungen zur Hallstattdrehscheibenkeramik („Gruppe F“), die er an die „geriefte Drehscheibenkeramik“ (A. Lang)⁴ der Heuneburg anschließt. Insbesondere die Zusammenstellung von Vergleichsfunden (S. 56 ff. mit Abb. 6) in Frankreich, Bayern und Mitteldeutschland bereichert die jüngst wieder aufgelebte Diskussion über die frühe Drehscheibenkeramik⁵ um einige interessante Aspekte. Auch wenn die Aussagekraft von Auflistung und Verbreitungskarte (Abb. 6) etwas zu relativieren ist, da einzelne Fundorte für fragliche Einzelstücke aus Latènekomplexen⁶, reine Latèneinventare⁷ oder für andeutungsweise publizierte

und deshalb schwer zu beurteilende Funde stehen, sind die aus ihnen abgeleiteten Folgerungen schlüssig. So vertritt L. Pauli die Ansicht, daß die nun erheblich erweiterte Verbreitung zusammen mit den regionalen Unterschieden von Form, Stil und Technologie dafür spreche, daß frühe Drehscheibenkeramik an den jeweiligen überregionalen Machtzentren hergestellt worden sei; wobei neuere mineralogisch-petrographische Analysen auch Austausch von Gefäßen belegten. Mit dieser Schlußfolgerung versetzt er dem sich hartnäckig haltenden Bild von der Heuneburg als dem ‚Nabel der Hallstattwelt‘ einen empfindlichen Schlag. Dasselbe gilt für seine Überlegungen hinsichtlich der Vorreiterrolle, die der Heuneburg bei der Einführung und Verbreitung dieser neuen Technologie bisher zugesprochen wurde. Indem er die zeitliche Priorität der Drehscheibenkeramik der Heuneburg ebenso in Zweifel zieht wie ihre lokale Entwicklung aus den Fußbechern der Stufe Ha D1, schafft er Raum für neue Denkmodelle. Die alten Erklärungsmuster, die die Drehscheibenkeramik via Heuneburg aus italisch-etruskischen Wurzeln herleiten, haben durch L. Paulis Argumentation merklich Risse bekommen. Danach fällt es einem mit dem Autor schwer zu glauben, daß „die Einführung der Drehscheibe für Feinkeramik in ganz Südwestdeutschland der Innovationsfreudigkeit der neuen Herren auf der Heuneburg zuzuschreiben sei“ (S. 67). Das entwickelte Gegenmodell – Produktion durch wenige Spezialisten an den überregionalen Machtzentren in der Stufe Ha D3 –, das die frühe Drehscheibenkeramik als großräumige Konvergenzerscheinung interpretiert, läßt entscheidende Fragen, z. B. nach Herkunft der neuen Technologie, jedoch offen.

Steht bei der Besprechung der hallstattzeitlichen Drehscheibenkeramik das Anliegen im Vordergrund, ihre Herkunft und Verbreitung aus neuem Blickwinkel zu untersuchen, wird ihr frühlatènezeitliches Pendant („Gruppe L“) unter chronologischen Gesichtspunkten betrachtet. A. Lang folgend, werden die Gefäße der „Gruppe L“ aufgrund ihrer Verzierung mit breiten Horizontalriefen und der Randbildung gegen die Hallstattdrehscheibenkeramik abgesetzt. Einige der auftretenden Formen möchte L. Pauli in eine zeitliche Abfolge bringen. So benennt er zunächst Formen, die für Periode III (LT A) charakteristisch seien und zählt dann solche auf, die vom Münsterberg nur als Streufunde vorlägen, und die er für jünger hält. Um diese These zu untermauern, bezieht er andere Frühlatènefundes des Breisgaus mit ein. Mit ihnen versucht er zu zeigen, daß dort die für Periode III charakteristischen Formen selten, die auf dem Münsterberg nur in Streufunden vertretenen Formen dagegen vergleichsweise häufig seien und auch andere Randformen vorkämen. Dieses Vorgehen ist aus verschiedenen Gründen problematisch. Zunächst ist anzumerken, daß Befunde mit Frühlatènedrehscheibenkeramik auf dem Münsterberg nicht gerade häufig sind. In der Kombinationstabelle (Beilage 3) sind für Periode III (LT A) neun Befunde aufgeführt, die sich bei genauerer Betrachtung auf fünf Grubeninventare reduzieren, mit denen man arbeiten kann⁸. Auf diesen fünf Inventaren beruht die Definition von Periode III bzw. der für den Münsterberg „charakteristischen“ Frühlatènedrehscheibenkeramik. Dieser kleine Ausschnitt aus dem ehemals vorhandenen Gefäßspektrum wird dann – wiederum in Ausschnitten – mit dem Fundmaterial umliegender Siedlungen verglichen. Daß auf dieser Basis fundstatistische Vergleiche nicht zulässig sind, bedarf keiner näheren Erläuterung. Da manche der verglichenen Typen nicht abgebildet sind und Mengenangaben grundsätzlich fehlen, ist der Argumentation allemal kaum zu folgen. Ohne auf die Details

⁴ A. Lang, Die geriefte Drehscheibenkeramik der Heuneburg 1950–1970 und verwandte Gruppen. Heuneburgstud. III = Röm.-Germ. Forsch. 34 (Mainz 1974).

⁵ Siehe auch I. Bauer, Früheisenzeitliche Keramik von Baarburg ZG und Uetliberg ZH. Germania 72, 1994, 67–93.

⁶ Z. B. Flaschenränder aus Kleinkems (S. 56 ff. Abb. 10B, I) und Münzlingen (S. 58 Abb. 10F).

⁷ Grab 29 von Münsingen (S. 59) und Gelterkinden (S. 59 Abb. 7).

⁸ Die Komplexe 23/10 und 23/4248 stammen aus einer einzigen Grube (S. 311 ff.). Hinter der Bezeichnung 23/1.2.6 verbergen sich drei vermischte Grubeninventare. Den Befund 23/16 gibt es nicht, und bei 23/4447 handelt es sich um eine stark gestörte Schicht (S. 315).

eingehen zu wollen, sei hier allgemein darauf hingewiesen, daß manche Formen, die auf dem Münsterberg nur selten vorkommen sollen, am südlichen Oberrhein insgesamt selten sind⁹. Umgekehrt ist auch die Aussage, daß bestimmte Formen in den umliegenden Siedlungen häufiger sein sollen, stark zu relativieren. Schließlich muß ein Teil der angeführten Unterschiede – insbesondere die Feinheiten der Randausbildungen – nicht chronologisch bedingt sein, sondern kann ebensogut darauf zurückgeführt werden, daß die frühlatènezeitliche Drehscheibenkeramik des Breisgaus in verschiedenen Werkstätten hergestellt wurde¹⁰.

In der Chronologiediskussion spielen darüber hinaus einige Fundkomplexe mit Metallfunden eine Rolle. Wie heikel es ist, die überwiegend an Grabfunden erstellte Chronologie der Metallfunde auf Siedlungskeramik zu übertragen, wurde bereits an anderer Stelle dargelegt¹¹. Insbesondere die Tatsache, daß die am südlichen Oberrhein häufigsten Typen der Frühlatène-drehscheibenkeramik sowohl mit Ha D3- als auch mit LT A- und mit LT B-Fibeln auftreten, läßt momentan keine Ansätze für eine zeitliche Differenzierung erkennen. Da letzteres auch zu den von L. Pauli angestellten fundstatistischen Vergleichen zu sagen ist, ist der von ihm vertretene zeitliche Unterschied zwischen dem Breisacher Münsterberg (LT A bis maximal Übergang LT A/B) und den angeblich jüngeren Siedlungen des Umlandes nicht haltbar. Ansätze für eine chronologische Untergliederung sind hier allenfalls von einer Korrespondenzanalyse der Siedlungskeramik zu erwarten.

Für feinchronologische Fragen wenig aussagekräftig, präsentiert sich auch die Importkeramik, die in anderer Hinsicht jedoch sehr interessant ist. Sie belegt weitreichende Beziehungen in die Provence und nach Burgund, ins Mittelrheingebiet, nach Böhmen, Slowenien und Griechenland.

Chronologie

Das Thema Chronologie wurde bereits mehrfach angesprochen. Die drei auf der Kombinationsstatistik (Beilage 3) beruhenden Siedlungsphasen werden von L. Pauli wie folgt datiert: Periode I = Ha D1–D2, Periode II = Ha D3 (Fußzierfibelhori-zont), Periode III = LT A. Die Hauptbesiedlung verbindet er wegen des höchsten Fundanfalls mit Periode II, während Periode I eine Art „Anlauf-“, Periode III eine Art „Auslaufphase“ sei. Vereinzelt Streufunde, die er den Stufen LT B und C zuweist, sprechen seiner Ansicht nach dafür, daß der Münsterberg auch in dieser Zeit besiedelt war. Diese Datierung ist vor dem Hintergrund des methodisch problematischen Vorgehens bei Klassifikation und Periodisierung des Fundmaterials und der angestellten fundstatistischen Vergleiche zu sehen. Insbesondere der postulierte zeitliche Unterschied zwischen den frühlatènezeitlichen Siedlungen des Umlandes und Periode III des Münsterberges ist nicht haltbar. Deshalb erscheint die Beschränkung von Periode III auf die Stufe LT A nicht gerechtfertigt und bedürfte zusätzlicher Argumente.

⁹ Siehe auch B. Röder, Frühlatènekeramik aus dem Breisgau ethnoarchäologisch und naturwissenschaftlich analysiert. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 30 (Stuttgart 1995); dies., Die Funde. In: Ch. Jeunesse et al., L'habitat de La Tène ancienne de Rosheim „Mittelweg“ (Bas-Rhin). Fouilles 1992. Cahiers de l'Assoc. pour la Promotion de la Recherche Archéologique en Alsace, Supplément n° 1 = Monographies d'archéologie alsacienne n° 1, 1993 (Zimmersheim 1994) 21–129.

¹⁰ Der Nachweis erfolgte mit Hilfe mineralogisch-petrographischer Analysen (Röder 1995, vgl. Anm. 9).

¹¹ Röder 1994, 75 ff. und 1995, 147 ff. (vgl. Anm. 9).

Der Münsterberg und sein Umland

Nach Absolvieren des Pflichtprogramms entfaltet L. Pauli im folgenden Teil seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz und sein Interesse, das vor allem den ‚Fürstensitzen‘ und der Verkehrsgeographie gilt. Seit der Breisacher Münsterberg 1969 zum ‚Fürstensitz‘ erhoben wurde¹², ist dieser Rang für die Späthallstattzeit nicht bestritten, vielmehr durch Neufunde noch bestätigt worden¹³. L. Pauli kommt nun zum Ergebnis, „daß nach den neuesten Funden Breisach auch in LT A den Rang eines ‚Fürstensitzes‘ beanspruchen darf, und zwar offenbar in viel höherem Maße als die Heuneburg“ (S. 103)¹⁴. Um die Entwicklung des Breisacher ‚Fürstensitzes‘ zu verdeutlichen, entwirft er drei aufeinanderfolgende Szenarien. Neu und erfreulich ist dabei, daß das direkte Umfeld des Münsterberges starke Berücksichtigung findet und in der Argumentation eine große Rolle spielt. Leider ist diese Aussage auf das halbe Umfeld einzuschränken, denn die Fundorte auf der elsässischen Rheinseite werden in die Überlegungen nicht mit einbezogen. Für die deutsche Seite hat man sich die historische Entwicklung nach L. Pauli wie folgt vorzustellen (S. 107 ff.):

Szenario 1: In der Stufe Ha D1 gibt es im Breisgau „mindestens vier kleine Herrscher“, die „sich auf befestigte Höhen zurückzogen, von denen aus das Umland leicht zu kontrollieren und zu bewirtschaften war“. Zu diesen Höhensiedlungen, deren Fundgut einen gewissen Wohlstand, spezialisiertes Handwerk, aber keinen auffallenden Reichtum erkennen läßt, gehört auch der Breisacher Münsterberg (Periode I), der nur insofern eine Sonderrolle erkennen läßt, als er der einzige Platz ist, der nach Ha D1 nicht verlassen wird.

Szenario 2: In Ha D3 wird der Münsterberg (Periode II) „das Oberzentrum für den Breisgau“, dessen Bevölkerungszahl deutlich ansteigt und „Fernbeziehungen in alle Richtungen“ pflegt. Gleichzeitig existieren „gewöhnliche“ Siedlungen in der Ebene. Dieser Prozeß steht für eine „Konzentration der Macht auf dem am besten zu verteidigenden und noch dazu repräsentativ anzuschauenden Berg weit und breit.“

Szenario 3: In der Stufe LT A erlebt der Münsterberg (Periode III) eine „Auslaufphase“, „während der man in gewohnter Weise noch auf dem Berg siedelte“. Die siedlungsgeographische und politische Struktur bleibt im Breisgau stabil. Die zentralörtliche Funktion des Münsterberges wird „allmählich und ohne gewaltsame Einwirkung von außen immer weniger wichtig [...]“, bis schließlich nur noch wenige Menschen oben auf dem Berg wohnen blieben.

Diese Szenarien sind zwischenzeitlich durch Neufunde und neuere Forschungen überholt bzw. müssen modifiziert werden. Die Zahl der „kleinen Herrscher“ in Szenario 1 ist im selben Gebiet inzwischen von „mindestens vier“ auf mindestens 14 angestiegen¹⁵, – das wäre jedenfalls das Ergebnis der Gleich-

¹² W. Kimmig, Zum Problem späthallstädtischer Adelssitze. In: Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. Festschrift P. Grimm (Berlin 1969) 107.

¹³ Aus jüngster Zeit ist ein reicher Grabfund aus unmittelbarer Nähe des Münsterberges zu nennen, der in die ausgehende Hallstattzeit datiert (R. Dehn, Ein späthallstattzeitliches Fürstengrab von Ihringen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1993 [Stuttgart 1994] 109–112).

¹⁴ In diesem Zusammenhang ist der Neufund einer herausragenden Frauenbestattung aus der Frühlatènezeit von Interesse, die bei Ihringen zutage kam (R. Dehn, Das Grab einer „besonderen Frau“ der Frühlatènezeit von Gündlingen, Stadt Breisach, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (Stuttgart 1995) 92–94.

¹⁵ J. Klug-Treppe, Die hallstattzeitlichen Höhensiedlungen im Breisgau. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Würt-

chung Höhensiedlung = Herrscher. In den Stufen Ha C/D1¹⁶ scheint der Breisgau von einem „dichten Netz von Höhensiedlungen“ mit einer „Maschenweite von vier bis fünf Kilometern“ überzogen gewesen zu sein¹⁷. Ihr Verhältnis zu den ebenfalls vorhandenen Flachsiedlungen der Stufe C/D1 ist derzeit noch unklar¹⁸. Nichtsdestoweniger läßt dieser neue Befund keinen Zweifel daran, daß die „Besonderheit“ von Höhen- gegenüber Flachsiedlungen, die in der Regel mit Vorstellungen von Macht und Unterwerfung oder Ober- und Unterschicht verbunden wird, im Breisgau für diese Zeit in Frage zu stellen ist. „Höhensiedlungen im Breisgau sind keine besondere Art von Siedlungen und keine isolierten Anlagen.“ Und: „... sie unterscheiden sich lediglich in ihrer topographischen Lage, nicht jedoch im Fundmaterial von den Flachsiedlungen.“¹⁹ Ein jüngst entworfenes Szenario zeichnet folglich ein Bild, „das uns dicht gestreut dörfliche Gemeinschaften zeigt, die zumindest phasenweise – auf Bergkuppen und -spornen siedeln“²⁰ und nicht überörtlich organisiert waren.

Zu Szenario 2 (Ha D3) ist anzumerken, daß dem Münsterberg, der nun als „Fürstensitz“ und „Oberzentrum“ des Breisgaus seine Blütezeit erlebt, keine Handvoll zeitgleicher Siedlungen gegenüberzustellen ist. Die Seltenheit von Ha D3-Fundstellen, die auch für das Elsaß und die Nordwestschweiz festzustellen ist, ist ein Phänomen, das angesichts der überaus zahlreichen Fundstellen anderer Hallstattstufen in diesem Raum noch einer Erklärung bedarf. Angesichts dieser Quellenlage bereitet das Modell *Konzentration der Macht am ‚Fürstensitz‘ und Beherrschung des Umlandes* Schwierigkeiten, da man sich fragt, wo die Unterschicht gelebt haben sollte.

Diese wäre wenn schon, dann in der Frühlatènezeit zu fassen (Szenario 3), in der der Münsterberg jedoch seine zentralörtliche Funktion verlieren soll. L. Paulis Interpretation einer allmählichen Auflöserung der Siedlung ist plausibel, seine Annahme stabiler siedlungsgeographischer und politischer Verhältnisse erscheint jedoch fraglich. So stehen im Breisgau außer Breisach derzeit nur drei Siedlungen zur Diskussion, bei denen man eine Kontinuität von Ha D3 nach LTA diskutieren könnte²¹. Die überwiegende Zahl der Frühlatènesiedlungen wurde dagegen an Orten angelegt, die zuvor nicht besiedelt waren. Falls die extreme Seltenheit von Ha D3-Siedlungen nicht auf einen Quellenfilter zurückzuführen ist, müßte für die frühe Latènezeit sogar eine Aufsiedelung des Breisacher Umlandes in Erwägung gezogen werden, die an sich schon eine Änderung der siedlungsgeographischen Struktur bedeutet und vermutlich auch nicht ohne Änderung der politischen Verhältnisse vorstatten ging.

temberg (im Druck); dies., Das hallstattzeitliche Siedlungsbild im Breisgau. In: Fürstensitze, Höhenburgen, Talsiedlungen: Bemerkungen zum frühkeltischen Siedlungswesen in Baden-Württemberg. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 1995) 57–65. Ch. Maise/H. Wagner, Neuentdeckte Höhensiedlungen der Bronze- und Eisenzeit im südlichen Breisgau. Arch. Nachr. Baden 51/52, 1994, 17–25; Ch. Maise, Höhensiedlungen als Normalform hallstattzeitlicher Siedlungen? Beobachtungen aus dem Breisgau (im Druck).

¹⁶ Die Auswertung des Fundmaterials ist noch im Gange. Vor allem darf man auf die Definition von Siedlungskeramik der Stufe Ha D2 gespannt sein, die derzeit noch je nach Bearbeiter/in der Stufe Ha D1 bzw. Ha D3 zugeschlagen wird.

¹⁷ Maise im Druck (vgl. Anm. 15).

¹⁸ Vgl. Anm. 17.

¹⁹ Klug-Treppe 1995 (vgl. Anm. 15) 64.

²⁰ Vgl. Anm. 17.

²¹ Bad Krozingen (Röder 1995, 171 ff. [vgl. Anm. 9]), Jechtingen (ebd., 181 ff.), Mengen (ebd., 187).

Auch wenn L. Paulis historische Szenarien im Detail problematisch und von Neufunden und neueren Forschungen teilweise bereits eingeholt wurden, hat er mit ihnen in der Diskussion um die ‚Fürstensitze‘ eine neue Richtung eingeschlagen, die bisher kaum verfolgt wurde. Sie besteht darin, das Phänomen nicht durch eine Meditation über die Karte der ‚Fürstensitze‘ lösen zu wollen, die den Blick immer wieder auf die magische Verbindung Heuneburg – Marseille fokussiert, sondern Erklärungsmodelle unter lokalem Blickwinkel im Umfeld des jeweiligen ‚Fürstensitzes‘ zu suchen. Es ist zu hoffen, daß die seit Jahren festgefahrene Diskussion auf diese Weise neue Impulse erhält²².

Der Münsterberg im überregionalen Verkehrsnetz

Daß der Münsterberg die Gelegenheit bietet, seinem „Faible für topographische und verkehrsgeographische Analysen nachgeben“ zu können, freut L. Pauli besonders (S. 21). Er nutzt sie, indem er ein umfassendes Resümee seiner teilweise bereits früher dargelegten Ergebnisse zu einer „chronologisch differenzierten Verkehrsgeographie“ der Späthallstatt- und Frühlatènezeit zieht. Mit der These, daß die verkehrsgeographischen Verhältnisse primär Ergebnis des innerkeltischen Handels und infolgedessen Voraussetzung, keineswegs jedoch Folge des Handels mit dem Süden seien, wählt er auch hier einen neuen Blickwinkel. Nicht ganz neu ist dagegen die Annahme, daß das frühkeltische Verkehrssystem stark auf die Flüsse bezogen sei. Ebenfalls vertraut ist die überragende Rolle, die – wenn auch unter dem Vorzeichen des Südimports – die ‚Fürstensitze‘ bei der Rekonstruktion der frühkeltischen Verkehrswege spielen.

In der altbekannten Debatte über die Beziehung zwischen ‚Fürstensitzen‘, ‚Fürstengräbern‘ und Handelswegen setzt L. Pauli nun neue Gewichtungen und Akzente. So plädiert er dafür, die gängige Koppelung von ‚Fürstensitzen‘ mit ‚Fürstengräbern‘ aufzugeben, da es sich um zwei verschiedene Phänomene handele, nämlich um die Selbstdarstellung der Oberschicht mittels Prunkgräber auf der einen und verkehrsgeographisch günstig gelegene Siedlungen mit Importen auf der anderen Seite. Sein Interesse gilt den ‚Fürstensitzen‘. Mit aufwendigen topographischen Einzelstudien versucht er nachzuweisen, daß bei den meisten dieser Plätze der Bezug zur Flußschiffahrt primärer Standortfaktor gewesen sei. Ob als Umladeplatz vom Land- auf den Wasserweg, als Fährstation, Brückenkopf oder Stützpunkt zur Kontrolle des Flußwegs, besetzten die ‚Fürstensitze‘ zentrale Positionen in einem historisch gewachsenen, großräumigen Verkehrssystem, das erst mit den keltischen Wanderungen zerschlagen worden sei. Damit beantwortet er auch die Frage, weshalb sich in frühkeltischer Zeit Reichtümer an Plätzen häuften, die später in der Regel nicht einmal mehr besiedelt waren: „Der Reichtum dieser Plätze ergab sich allein aus ihrer verkehrsgeographischen Position im innerkeltischen Handel (um es grob zu formulieren), und diese Position ermöglichte es ihnen, Wein samt Trinkgeschirr und sonstige Kostbarkeiten zu erwerben, wenn der Weg nicht allzu weit war.“ (S. 134). Implizit schwingt hier zugleich eine Interpretation der ‚Fürstengräber‘ als materieller Niederschlag einer durch Handel reich gewordenen, auf Selbstdarstellung bedachten Oberschicht mit, die nicht zwangsläufig mit gesellschaftlicher, politischer oder religiöser Elite gleichzusetzen ist.

Im Detail zum Teil zwangsläufig spekulativ – man denke etwa an die Schwierigkeiten, die der Nachweis des „innerkeltischen Handels“ bereitet –, erscheinen diese Überlegungen dennoch plausibel und können einer weiteren Versachlichung der

²² In die gleiche Richtung weist ein Kolloquium in Hochdorf/Enz vom März 1995, das u. a. das siedlungsgeschichtliche Umfeld des bekannten ‚Fürstengrabes‘ behandelte.

häufig mit Geschichtsbildern und weniger mit Fakten geführten Debatte über das „Fürstensitzmodell“ nur dienlich sein. Unbehagen verursachen dagegen die Karten (Abb. 40–43), die die rekonstruierten „Hauptverkehrswege von Süden nach Mitteleuropa“ jeweils für die Stufen Ha D1, D2, D3 und LT A auf Papier bannen. Ein Verkehrs atlas für die Eisenzeit? Wunderbar anschaulich und praktisch, wäre nicht das Geringste dagegen einzunwenden, wenn die Basis einigermaßen gesichert wäre. Genau das ist jedoch zu bezweifeln. Zunächst das Grundsätzliche: Mit den Karten wird ein Wissensstand suggeriert, von dem wir noch weit entfernt sind. Wer kann die Rolle abschätzen, die die größtenteils wenig erforschten Plätze im innerkeltischen Handel und Fernverkehr spielten? Ist eine Fibel schon ein Beweis, daß ein verkehrsgünstig gelegener Platz ein wichtiger Punkt im Verkehrssystem war? Und beweist umgekehrt ihr Fehlen, daß er es nicht war? Darauf ist letztlich die mit den Karten suggerierte Feindatierung des Fundmaterials nach Chronologiestufen zuzuspitzen. Tatsache ist, daß die Übertragung des an Metallfunden festgemachten Stufenschemas auf Siedlungskeramik nach wie vor ungelöst ist. So spricht L. Pauli beispielsweise selbst die Schwierigkeit an, bei Siedlungskomplexen Ha D2-Material auszusondern²³ – ein Problem, das auch er am verhältnismäßig reichen Fundstoff des Münsterberges nicht lösen konnte. Solange die Feinchronologie des Fundmaterials nicht steht, ist nicht mit letzter Sicherheit zu entscheiden, welche Siedlung in welcher Chronologiestufe schon oder noch nicht bestand – von ihrer Rolle in einem überregionalen Handels- und Verkehrsnetz ganz zu schweigen ...

Diese grundsätzliche Kritik könnte man fortführen, wie man auch bei jedem einzelnen Fundpunkt diskutieren könnte, ob sein Erscheinen oder Fehlen auf der jeweiligen Karte gerechtfertigt ist. Doch letztlich ist es eine Frage der Gewichtung, eine Frage, ob man solchen Karten Wahrheitsgehalt oder bestimmte Funktionen zuschreibt. L. Pauli benutzt sie dazu, einige seiner Ideen wie „Die Bedeutung der Flußschifffahrt für die Interpretation wichtiger ‚Fürstensitze‘, ‚Fürstengräber‘ und anderer Siedlungen endlich ins rechte Licht zu rücken“ (S. 170). Darüber hinaus verwendet er sie als Illustration für seine Vorstellungen von historischen Abläufen im frühkeltischen Mitteleuropa und entwirft damit ein historisches Bild, das im Detail anzweifelbar ist. Nun sind Szenarien, die beim Versuch entstehen, mit archäologischen Funden ‚Geschichte mit anderen Mitteln zu schreiben‘, immer angreifbar, weil sie die archäologischen Quellen zwangsläufig bis zum äußersten strapazieren. In Augenblicken, in denen man plötzlich zu erkennen glaubt, wie es denn nun „eigentlich gewesen ist“ (Ranke), besteht darüber hinaus (leider) immer die Gefahr, daß Zugeständnisse auf Kosten von Methodik und Quellenkritik gemacht werden, um das mühsam errungene Bild nicht zu gefährden.

Ludwig Pauli hat es – einmal mehr – gewagt, in aller Offenheit Bilder zu entwerfen und mit Ideen zu spielen. Am Ende seines Vorworts äußert er die Hoffnung, daß das von ihm gezeichnete „Bild vom Breisacher Münsterberg und seiner Bedeutung in der frühkeltischen Welt im großen und ganzen für eine geraume Weile Bestand haben wird“. Kurz nach der Veröffentlichung dieser Worte müssen Teile seines Entwurfs bereits korrigiert werden. Doch zählen nicht die Anregungen, die von Bildern ausgehen, eher als ihr Fortbestand? Die Anregungen, die von Ludwig Paulis Arbeiten ausgehen, sind so zahlreich und vielfältig, daß der Fortbestand des von ihm hinterlassenen Gesamtwerkes außer Frage steht.

D 79085 Freiburg
Belfortstr. 22

Brigitte Röder
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

²³ Anm. 323 und 327.

Hans Reichstein, *Die Säugetiere und Vögel aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof.*

Dirk Heinrich, *Die Fischreste aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof. Studien zur Küstenarchäologie Schleswig-Holstein, Serie A: Elisenhof. Die Ergebnisse der Ausgrabung der frühgeschichtlichen Marschensiedlung beim Elisenhof in Eiderstedt 1957/58 und 1961/64, Bd. 6.* Peter Lang, Frankfurt 1994. 271 Seiten, div. Abbildungen und Tabellen, 26 Tafeln. Preis 148,-DM.

Der hier zu besprechende Band behandelt auf knapp 300 Seiten die Tierreste der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Wurt Elisenhof, welche an der Eidermündung an der Nordseeküste liegt. Die Grabungen, welche in den fünfziger und sechziger Jahren erfolgten, förderten beinahe 13.000 Tierknochenfragmente zutage, welche bereits in einer unpublizierten Dissertation von M. Thiessen bearbeitet wurden. Die vorliegende Publikation ist eine Neubearbeitung des Materials und kommt dem mittlerweile stark fortgeschrittenen Erkenntnisstand innerhalb der archäozoologischen Forschung entgegen. Sie ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten behandelt Hans Reichstein die Säugetier- und Vogelknochen, während für den zweiten Teil über die Fischreste Dirk Heinrich verantwortlich zeichnet.

Eine ausführliche Darlegung der Datierung der Siedlung oder der für eine archäozoologische Auswertung allenfalls bedeutungsvollen archäologischen Befunde sucht man in den einleitenden Kapiteln leider vergebens. Nur gerade dem Einleitungskapitel kann man entnehmen, daß die Siedlung im 8. Jahrhundert einsetzt und irgendwann im hohen Mittelalter endet. Um als Archäozoologe nicht Gefahr zu laufen, daß unsere Veröffentlichungen von archäologischer Seite als uninteressante Spezialarbeiten eingestuft werden, sollte es für jede archäozoologische Monographie in Zukunft zum Standard gehören, den archäologischen Kontext, aus welchem das zur Bearbeitung stehende Material stammt, entsprechend zu würdigen. Dies wird auch nicht wettgemacht durch archäologische Monographien in der selben Reihe und zur selben Fundstelle.

Dem Kapitel „Das Material, Herkunft und Beschaffenheit“ kann man entnehmen, daß das Fundmaterial in mehreren je 25 cm mächtigen Schichten – wohl besser Abstichen – abgebaut wurde. Das Tierknochenmaterial wird indessen innerhalb der gesamten Publikation als eine Einheit behandelt. Dies kann natürlich auch daran liegen, daß die Tierknochen nicht entsprechend inventarisiert wurden, so daß sie bei der Auswertung nicht mehr nach Abstichen (besser wären archäologische Schichten) getrennt werden konnten. Da aber ein entsprechender Hinweis fehlt, kann der Leser nicht entscheiden, mit welcher Begründung auf eine abstich- oder schichtenweise Bearbeitung der Tierknochen verzichtet wurde.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die in der Wurt Elisenhof belegte Artenzusammensetzung, aufgeteilt nach Haus- und Wildsäuger sowie Haus- und Wildgeflügel. Obwohl vor allem die Wildvögel sehr artenreich belegt sind, kommt den Wildtieren insgesamt keine große Bedeutung zu, machen sie doch nur 4 Prozent der bestimmbareren Knochen aus. Hier müßten jedoch noch die über 400 Fischknochen zugerechnet werden, welche im zweiten Teil der Publikation von Dirk Heinrich bearbeitet worden sind. Ich vermissen eine integrativere Verarbeitung der beiden Teile, welche insbesondere in nahrungsgeschichtlicher, aber auch paläoökologischer Richtung besonders wichtig gewesen wäre. Ebenfalls fehlt in Tabelle 1 eine Angabe zu den Anteilen von bestimmbareren und unbestimmbareren Knochen nach Stückzahl und Gewicht. Diese Relationen lassen doch mindestens näherungsweise abschätzen, wie konsequent die Tierknochenfragmente auf der Grabung aufgesammelt wurden und ab welcher Fragmentgröße oder ab welchem Fragmentgewicht die Stücke übersehen wurden. Solche Angaben sind besonders wichtig, um bei einem Vergleich verschiedener Fundstellen entscheiden zu können, ob Unterschiede in der Tierarten- oder

Skeletteilzusammensetzung taphonomisch, wirtschaftsarchäologisch oder durch die unterschiedlichen Grabungsmethoden bedingt sind.

Nahrungswirtschaftlich (Quantifizierung nach Knochengewichten) war mit großem Abstand das Hausrind das wichtigste Tier, gefolgt von Pferd, Schaf und Schwein. Bedenkt man, wie schlecht sich Fischknochen erhalten und daß das Grabungssediment nicht gesiebt wurde, muß man trotz der geringen Stückzahlen als weitere wichtige Nahrungsquelle die Fische erwähnen. Unter den 347 Vogelknochen dominieren verständlicherweise Arten, welche die Meeresküstenfauna dokumentieren. Eine Vogelart – die Weißwangengans (*Branta leucopsis*) – lieferte beinahe die Hälfte aller Vogelknochen.

Die Quantifizierung nach den Mindestindividuenzahlen (MIZ) zeigt ein deutliches Überwiegen der Schafe gegenüber den Rindern, dies im Gegensatz zu der älteren, kaiserzeitlichen Siedlung Feddersen Wierde. Dieser Umstand wird von Reichstein zu Recht mit den unterschiedlichen ökogeographischen Situationen erklärt, welche auch besonders deutlich durch die archäobotanischen Untersuchungen von K.-E. Behre (1976) belegbar sind.

Eine interessante Methode wendet Reichstein zur Charakterisierung der Fragmentierung der Tierknochen an. Er geht dabei vom Gesamtgewicht des jeweiligen Knochens aus, welches man an ganz erhalten gebliebenen prähistorischen oder historischen Skelettfunden oder an rezenten Skeletten alter Rassen ermitteln kann. Durch den Gewichtsvergleich von Fundfragment und ganz erhaltenem Skeletteil läßt sich dann ein Erhaltungsquotient ermitteln. Wie der Autor selber anführt, ergeben sich bei dieser Methode natürlich für die Knochenfragmente nicht ausgewachsener Individuen Probleme. So betrachtet, ist eine Methode, welche den Fragmentanteil in Größenklassen in Verbindung mit der genauen anatomischen Lage des Fragmentes erfaßt, wohl doch einfacher und schneller auswertbar. Für die gesamten Rinderknochen errechnet Reichstein ein durchschnittliches Fragmentgewicht von 67 g, welches tiefer liegt als dasjenige von der Feddersen Wierde (76 g). Vergleicht man diese Werte mit den Durchschnittsgewichten von Rinderknochen modernerer Grabungen in der Schweiz, so zeigt sich, daß auch noch die Elisenhof-Werte außerordentlich hoch sind. Mittelalterliche oder römische Komplexe liefern Werte, welche mehrheitlich zwischen 25 und 40 g liegen. Nur ausnahmsweise werden solche von nahezu 60 g erreicht. Neolithische und bronzezeitliche Seeufersiedlungen aus der Schweiz lieferten ebenfalls Werte, die alle zwischen 24 und 35 g liegen. Dieser Vergleich zeigt wohl eindeutig, daß der hohe Durchschnittswert des Elisenhofs zu einem großen Teil auch durch die Grabungstechnik, also durch ein selektives Aufammeln der Tierknochen bedingt sein wird, was für eine Ausgrabung aus den fünfziger und sechziger Jahren ja auch nicht erstaunlich ist. Ein solcher Interpretationsansatz wird allerdings von Reichstein bei der Wertung der Durchschnittsgewichte der verschiedenen Nutztierarten nie in Betracht gezogen. Insgesamt ergibt die Analyse der Fragmentierung der Knochen der Nutztierarten das zu erwartende Ergebnis, daß die Schädel und die große Fleischmengen tragenden Elemente der Extremitäten stärker zerstört sind als die Hand- und Fußpartien, wo keine größeren Fleischmengen vorhanden sind.

Unter dem Kapitel „Knochenschwund“ handelt Reichstein die Fragen nach dem verloren gegangenen Anteil an Tierknochen und den Gründen nach der Über- oder Unterrepräsentanz von bestimmten Skeletteilen ab. Bei allen Nutztierarten läßt sich ein sehr großer, je nach Berechnungsmethode zwischen 77 und 95 Prozent liegender „Knochenverlust“ ermitteln. Hier bin ich wie der Autor auch der Ansicht, daß in erster Linie der Mensch oder aber das Schwein oder der Hund dafür verantwortlich zu machen sind, ob ein bestimmter Knochen überhaupt zur Ablagerung in eine archäologische Schicht gelangte.

Daß sich bei einigermaßen guten und gleichbleibenden Erhaltungsbedingungen bestimmte Skeletteile in der Fundschicht auflösen, während sich andere unversehrt erhalten, ist auszuschließen. Dies belegen archäozoologische Befunde aus Seeufersiedlungen, aber auch aus Mineralbodensiedlungen, in denen beispielsweise recht zahlreich Knochen sehr junger Schweine (infantil bis neonatal) mit einer äußerst dünnen und porösen Kompakta erhalten geblieben sind. Trotz sämtlicher methodischer Probleme und Einschränkungen fallen die sehr hohen Anteile der Unterkiefer bei den Nutztieren insgesamt, aber besonders bei Schaf und Schwein auf. Daß dafür neben dem selektiven Aufammeln der Tierknochen möglicherweise auch noch besondere nahrungswirtschaftliche (Räuchern) oder gewerbliche Aktivitäten verantwortlich gemacht werden können, ist nicht auszuschließen.

Sehr umfassend behandelt der Autor die osteologischen Maße. Anhand von ganz erhaltenen Skeletteilen lassen sich Angaben zur Körpergröße der Nutztiere machen. Für sämtliche wichtigen Nutztierarten (Rind, Schaf, Schwein und Pferd) stellt Reichstein fest, daß die gemessenen Längen von ganz erhaltenen Langknochen der Wurt Elisenhof im Vergleich zu anderen zeitgleicher Fundstellen mit zu den größten gehören. Da dieser Befund für alle wichtigen Nutztierarten gilt, bin ich mit dem Autor einverstanden, wenn er daraus auf gute Lebensbedingungen und gute Futtermittellieferung für die Haustiere schließt. Die bei allen Nutztierarten größeren Mittel der Widerristhöhen (oder auch nur von Breitenmaßen wie bei den Schweineknochen) lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß unterschiedliche Geschlechter- oder Altersverhältnisse die Resultate des Elisenhof-Materials bestimmen. Auffallend ist dagegen, daß Reichstein unter den Equidenknochen einen Proportionsunterschied zwischen den Funden vom Elisenhof und anderen Fundstellen (z. B. Haithabu) feststellt. Die Equidenknochen aus dem Elisenhof „repräsentieren vergleichsweise großwüchsige Formen bei gleichzeitig schlankerem Wuchs“. Da kein Hinweis über das mögliche Vorkommen von Maultieren oder auch Kastraten vorhanden ist, stellt sich natürlich hier die Frage, ob dieses Resultat nicht auch durch das Vorhandensein einiger Maultier- oder Kastratenknochen zustande kommen könnte (vgl. für die Maultiere Uerpmann 1977 und 1994).

Im Anschluß an die Maße werden vom Autor die Schlachalteranalysen für die Nutztiere behandelt. Mehr als die Hälfte der Rinder wurde nach ihrem dritten Lebensjahr geschlachtet, was von Reichstein als Beleg für ihre Nutzung als Arbeits- und Milchtiere gewertet wird. Der relativ hohe Anteil von beinahe 20 Prozent der Zahnreihen, welche Tiere repräsentieren, die jünger als drei Monate waren, belegt nach Reichstein ebenfalls die Milchnutzung oder eine relativ hohe Kälbersterblichkeit. Eine weitere Möglichkeit wäre auch, daß in der Wurt Elisenhof soziale Gruppierungen wohnten, welche sich qualitativere Nahrung leisten konnten und deshalb öfter zartes Fleisch junger Kälber konsumierten. Diesen Interpretationsansatz weist der Autor jedoch im Kapitel über die Schlachalterstatistik der Schafe, bei denen ebenfalls ein Viertel der Tiere vor dem Erreichen des 12. Lebensmonats geschlachtet wurde, zurück. Die negative Haltung gegenüber der These, daß in den Schlacht- und Speiseabfällen eine mögliche soziale Differenzierung der Siedlungsbewohner zu erkennen sei, begründet Reichstein mit dem Hinweis, daß ein Vergleich der Jungtieranteile verschiedener Fundstellen (vgl. Tabelle 22) einen eindeutigen „Zusammenhang zwischen der 'Schlachalterstruktur' und der 'Funktion' eines Fundortes ganz offensichtlich nicht“ bestätigt. Hierzu ist aber einzuwenden, daß der vom Autor angestellte Vergleich der Jungtieranteile aus 18 Fundstellen, welche geographisch von Süddeutschland bis Skandinavien und zeitlich vom 7. vorchristlichen Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit streuen, völlig untauglich ist. Es kommt noch hinzu, daß sich selbst innerhalb einer Vergleichsstation Tierknochenkomplexe

befinden, welche aus bis zu fünf Jahrhunderten stammen oder in einem Stadtkomplex über mehrere verschiedene Quartiere streuen. Hier käme es allerdings einem Zufall gleich, wenn sich ein klares, eindeutiges Bild der Resultate ergäbe. Beispiele haben dagegen gezeigt, daß eine soziale Differenzierung durch mittelalterliche Tierknochenkomplexe sehr wohl erkennbar wird, vorausgesetzt man bleibt in möglichst engen geographischen und vor allem zeitlichen Grenzen (vgl. Schibler 1991). Über die Hälfte der Schweine wurden vor Erreichen des dritten Lebensjahres, zumeist im zweiten Lebensjahr, geschlachtet. Dies entspricht der üblichen Praxis bei einem reinen Fleisch- und Fettier. Die beinahe 15 Prozent der Kiefer, welche Schweine repräsentieren, die älter als drei Jahre wurden, stammen – wie der Autor richtig anmerkt – wohl meist von älteren Muttertieren, welche eine geordnete Schweinezucht für die dörfliche Siedlung beim Elisenhof belegen. Durch die Schlachalteranalyse anhand der Pferdekiefer kann der Autor eine Fohlen-schlachtung nachweisen. Die meisten Pferde (75 Prozent) waren aber älter als zwei Jahre und der Anteil von 50 Prozent aller Kiefer, welche von Pferden stammen, die älter als vier Jahre waren, belegt, daß auch im Elisenhof das Pferd seine wichtigste Funktion als Reit- und Arbeitstier besaß.

Die Geschlechtsbestimmungen ergaben keine außergewöhnlichen Resultate. Während bei den Wiederkäuern nur die Hornzapfen, die Metapodien und die Becken mehr oder weniger ausgewachsener Tiere für die Geschlechtsbestimmung geeignet sind, lassen sich jüngere Schweine auch anhand der Eckzähne zuteilen. Unter den Hausrindern dominieren die Kühe über die wenigen Bullen und Ochsen, was nach dem Autor „offensichtlich dem frühgeschichtlichen Stand einer ökonomisch betriebenen Viehhaltung angemessen“ ist. Rechnet man sämtliche hornlosen Schafschädel weiblichen Individuen zu, ergibt sich ein Geschlechterverhältnis von 1:13,4 zugunsten der weiblichen Tiere. Bei den Schweinen sind dagegen vor allem in den jüngeren Altersklassen männliche Tiere stärker belegt, was dem üblichen Muster einer Schweinezucht entspricht, benötigt man doch für die Zucht viele ausgewachsene weibliche Tiere, aber nur wenige Eber. Diese werden bevorzugt – möglicherweise kastriert – in jüngeren Altersstadien geschlachtet.

Im Anschluß an die Behandlung der Nutztierknochen erfolgt die Besprechung der Knochenfunde der seltener nachgewiesenen Haus- und Wildtiere. Die wenigen Hundeknochen – darunter zwei Teilskelette – belegen mindestens 12 Individuen eines großen, kräftig gebauten Hundetyps, welcher nach Reichstein wohl als Hüte- und Wachhund genutzt werden konnte. Die Hauskatze ist mit 0,73 Prozent der bestimmbareren Knochen und mindestens 15 Individuen belegt. Gegenüber der kaiserzeitlichen Wurt Feddersen Wierde ist sie damit im Elisenhof bereits wesentlich häufiger nachgewiesen. Die Skeletteile sind wie beim Hund zumeist ganz erhalten geblieben und stammen von einem eher grazilen und, verglichen mit heutigen Hauskatzen, kleinen Typ.

Das Hausgeflügel ist insgesamt mit 200 Knochen nur sehr rar vertreten und erreicht unter der gesamten Avifauna nur gerade 50 Prozent. Ebenfalls erstaunlich ist, daß die Hausgans dreimal häufiger belegt ist als das Haushuhn. Unter den Hühnerknochen stellt Reichstein einen erheblichen Verlust der Flügelknochen fest. Richtigerweise macht er dafür nicht eine geringere Stabilität dieser Elemente verantwortlich. Das hier festgestellte Phänomen ist in vielen anderen Komplexen auch vorhanden. Eventuell könnte man dafür eine gezielte Nutzung der Flügelfedern verantwortlich machen, welche dazu geführt haben könnte, daß die Flügelelemente nur selten in der Siedlung zur Ablagerung gelangten. Unter den Gänseknochen sind dagegen die Elemente der Hinterextremitäten unterrepräsentiert. Eine einleuchtende Erklärung hierzu kann allerdings einstweilen noch nicht geliefert werden.

Die Nutztierbesprechung wird durch die Behandlung einiger Teilskelettfunde abgeschlossen. Es wurden Teilskelette von Hausrind, Hausschaf, Hausschwein und Hausgans geborgen. Ob es sich um verendete und entsorgte Tiere oder um Opfertiere handelt, kann vom Autor nicht entschieden werden. „Hier kann allenfalls der archäologische Befund weiterhelfen“. Teilskelette sind für die Archäozoologie sehr wichtige Quellen, da sie meist mehrere, ganz erhaltene Skeletteile, welche gesichert zu einem Individuum gehören, liefern. Sie vermitteln daher besser als einzelne Skelettelemente Angaben über Körperproportionen von prähistorischen und historischen Haustieren. Besonders erwähnenswert sind zwei Schweineföten-Skelette, welche die Schlachtung trächtiger Sauen oder aber Fehlgeburten belegen.

Unter den pathologischen Erscheinungen dominieren unter den Nutztieren die Zahnanomalien. Wichtiger sind hingegen die krankhaften Gelenkveränderungen an den Rindermetapodien und -phalangen, belegen sie doch eine Überbelastung der Gelenke und weisen damit gleichzeitig auf die intensive Nutzung der Rinder als Zugtiere hin. Je nach Berechnungsart muß man davon ausgehen, daß 5–13 Prozent der Rinderindividuen krankhafte Gelenkveränderungen durch eine Überbelastung aufwiesen.

Tierknochen waren auch ein begehrtes Rohmaterial zur Herstellung verschiedenster Gerätschaften. Insgesamt wurden 244 Knochen- und Geweihartefakte in der Wurt Elisenhof geborgen. Die wichtigsten Rohstofflieferanten waren Hirsch, Rind, Schaf und Pferd. Vom Rothirsch wurde jedoch nur das Geweih verarbeitet, während die Metapodien und die Radii beim Rind und Pferd sowie die Tibiae, Radii und die Metapodien beim Schaf die häufig genutzten Skelettelemente waren. Häufige Geräteformen waren neben Geweihkämmen die Schlittknochen (vgl. dazu auch C. Becker 1990) und am Ende durchlochelte Spitzen aus Tibien des Schafes. Letztere weisen im Spitzenbereich meist eine starke Politur auf und können deshalb als „Netznadel“ oder Werkzeuge für Flechtarbeiten gedeutet werden.

Im Kapitel 3.3 werden sämtliche Wildtierknochen abgehandelt. Der größere Teil des Kapitels ist den Wildvögeln gewidmet. Bei den beiden am häufigsten nachgewiesenen Arten, der Stockente und der Weißwangengans, dominieren die Skelettelemente des Flügels. Eine gezielte Nutzung der Schwungfedern oder des ganzen Flügels muß hier wohl der Grund dafür sein.

Ein kurzes Kapitel widmet der Autor auch der Fundverteilung innerhalb der Grabungsfläche. Es zeigt sich eine äußerst geringe Funddichte, welche den bereits erwähnten starken Verlust an Knochen unterstreicht. Sicher trägt auch das ebenfalls erwähnte selektive Aufsammlen der Tierknochen zu diesem Resultat bei. Bei einer erstaunlichen Schichtmächtigkeit von 2 bis 3 m ergibt sich schließlich eine Funddichte von 0,7 Knochen pro m³. Hier fragt sich der Leser, ob die gesamte Mächtigkeit durch die Fundschichten eingenommen wurde, oder ob noch „sterile“ Zwischenschichten vorhanden waren. Die Auswertung der Flächenverteilung der Tierknochen ergibt keine eindeutigen Resultate. Dies verwundert nicht weiter, benötigt man doch mindestens eine Erfassung der Funde pro m² oder besser noch 1/4 m², um zu entsprechenden Aussagen zu gelangen.

In der zusammenfassenden Schlußbetrachtung erwähnt Reichstein die wirtschaftliche Bedeutung der verschiedenen nachgewiesenen Tierarten und versäumt auch nicht, auf Nutzungsmöglichkeiten hinzuweisen, welche nicht direkt durch die Knochen belegbar sind. Dazu gehören beispielsweise das Leder, die Wolle oder auch die Sehnen.

Dem Text folgt auf 68 Seiten ein vollständiger Maßkatalog. Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich einen vehementen Proteststurm unter den Osteologen auslöse, wenn ich einmal mehr behaupte, daß solche Maßkataloge auf 68 Seiten Hochglanzpapier im heutigen Computerzeitalter völlig sinnlos sind. Hier würde eine beigelegte Diskette oder ein Bestellformular für eine

Diskette mit den entsprechenden Daten, welche man beim Autor abrufen kann, viel mehr Möglichkeiten bieten. Eine Analyse der Maße oder Vergleiche der Maße sind heute ohne größeren Aufwand mit entsprechender Software zu machen. Dies ist aber nur mit vertretbarem Zeitaufwand und ohne viele Übertragungsfehler machbar, wenn die Daten auf Disketten abgespeichert benutzbar sind.

Im zweiten Teil der Publikation stellt D. Heinrich die Fischreste vor. Es handelt sich hierbei um eine Neubearbeitung, welche im Vergleich zur 1985 erschienenen Erstbearbeitung etwa 50 Funde und dadurch zwei Arten zusätzlich umfaßt. 94 Prozent der 528 Fischknochen ließen sich bestimmen. Zu diesen 495 Knochen gesellen sich noch ein beinahe vollständiges Fischskelett sowie neun Reste von Weichtieren. Unter den Fischresten können sowohl Schlachtabfälle (Ansammlungen von Kopfknochen) als auch Speiseabfälle (viele Einzelknochen) unterschieden werden. Heinrich weist sehr richtig besonders auf die unvollständige Materialgrundlage hin, wurden die Fischreste doch nur handaufgelesen. Dadurch wurden die auffälligeren Skelettelemente vorwiegend größerer Fischarten bevorteilt. Ein quantitativer Vergleich mit den zahlreicheren Säugerknochen ist deshalb kaum möglich.

Die 13 nachgewiesenen Arten können je nach Methode unterschiedlich quantifiziert werden. Aufgrund der Fragmentzahl oder auch der Anzahl Fundobjekte (zusammengehörende Elemente) dominieren die Meeresarten Stör und Kabeljau, Schellfisch und Plattfische (Flunder, Scholle). Süßwasserfische (Hecht, Wels) sind dagegen nur selten belegt. Durch ein methodisch sehr differenziertes Vorgehen kann der Autor aufzeigen, daß die Störknochen eher Speiseabfälle repräsentieren, während vom Kabeljau häufiger Schlachtabfälle gefunden wurden. Vom Schellfisch wurden die auffälligen Cleithra und von den Plattfischen das Os anale offenbar durch die Ausgräber bevorzugt aufgesammelt, was zu einer relativ hohen Individuenzahl geführt hat.

Heinrich unternimmt einen methodisch korrekten Versuch, trotz der relativ schlechten grabungstechnischen Voraussetzungen die Fischreste sowohl horizontal wie auch vertikal zu kartieren. Für die horizontale Kartierung berücksichtigt er sinnvollerweise nur einen Teil des Materials, welcher sich zeitlich auf etwa maximal zwei Jahrhunderte mittels der Muschelgruskeramik vom ausgehenden 8. bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts datieren ließ. Der größte Teil des Materials befindet sich im Bereich des nördlich gelegenen Uferwalls und des nordwestlich daran anschließenden Ufergeländes. Hier hat also offenbar vorwiegend die Verwertung der beiden Arten Stör und Kabeljau stattgefunden.

Mit nur 96 Fundobjekten (300 Knochenfragmente) versucht der Autor, auch die zeitliche Abfolge der Fischreste zu untersuchen. Er stellt dabei fest, daß der größte Teil (81 Prozent) der Funde vor das 9. Jahrhundert datiert werden muß, also zur frühen und mittleren Besiedlungsphase der Wurt Elisenhof gehört. Oberhalb dieser Phase war offenbar auch der Erhaltungszustand der botanischen Reste deutlich schlechter, was die Erhaltungschancen der Fischknochen ebenfalls kleiner werden ließ. Solche interessanten Feststellungen, wie auch die differenzierten Kartierungsversuche hätte man sich auch im Teil der Säuger- und Vogelknochen gewünscht. Diese Ergebnisse relativieren nämlich sicher die von Reichstein angestellten Überlegungen zu den Funddichten von Säuger- und Vogelknochen.

Im dritten, speziellen Teil stellt Heinrich die Einzelfunde nach Arten gegliedert vor. Zu jeder Art werden Angaben zu den Körpergrößen, zu ihrem Vorkommen, zur Lebensweise und zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gemacht. Dieses Kapitel liest sich auch für einen „Fischlaien“ sehr interessant und verständlich.

In der abschließenden Schlußbetrachtung charakterisiert Heinrich die Fischerei und ihre Bedeutung für die frühgeschichtliche Siedlung Elisenhof. Aufgrund seiner Untersu-

chungsergebnissen läßt sich eine lokale, küstennahe Fischerei und eine Fischerei auf offener See unterscheiden. Die Binnenfischerei spielte kaum eine Rolle. Durch den Vergleich der Fischreste von Elisenhof und Haithabu kann der Autor eine autarke, auf den Eigenverbrauch ausgerichtete Fischerei für beide Siedlungen ableiten. Ein Handel mit Fischen, wie auch ein Handel mit Kulturpflanzen existierte zwischen diesen beiden Siedlungen nicht.

Die vorliegende Publikation über die Säuger-, Vogel- und Fischknochen aus der frühgeschichtlichen Siedlung Elisenhof gibt einen umfassenden Einblick in die Wirtschaftsweise einer Wurtsiedlung an der Nordsee. Eine Publikation von Fundmaterialien, welche bereits in den fünfziger und sechziger Jahren ausgegraben wurden, ist sicher keine einfache und dankbare Aufgabe; daß sie trotzdem erfolgt ist, sei den beiden Autoren hoch angerechnet. Trotzdem vermißt man im Teil über die Säuger- und Vogelknochen einen engeren Bezug zu den archäologischen Befunden und Fragestellungen, welche letztlich die Grundlage jeder archäozoologischer Arbeit sein sollten. Daß dieser Bezug durchaus enger zu knüpfen gewesen wäre, beweist auf eindrückliche Weise der Publikationsteil über die Fischreste von D. Heinrich.

Literaturverzeichnis

- Becker 1990: C. Becker, Bemerkungen über Schlittknochen, Knochenkufen und ähnliche Artefakte, unter besonderer Berücksichtigung der Funde aus Berlin-Spandau. In: J. Schibler/J. Sedlmeier/H. Spycher (Hrsg.), Festschrift für Hans R. Stampfli (Basel 1990) 19–30.
- Behre 1976: K.-H. Behre, Die Pflanzenreste aus der frühgeschichtlichen Wurt Elisenhof. Studien zur Küstenarchäologie Schleswig-Holsteins, Serie A. Elisenhof 2 (Bern, Frankfurt/M 1976).
- Schibler 1991: J. Schibler, Tierknochen als Informationsquelle zu Handwerk, Ernährung und Wirtschaftsweise im Mittelalter der Nordwestschweiz. In: Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters. Tagungsber. zum interdisziplinären Kolloquium vom 27.–30. September 1989 in Liestal (Schweiz). Arch. u. Mus., H. 020, 1991 145–156.
- Uerpmann 1977: H.-P. Uerpmann, Schlachtereitechnik und Fleischversorgung im römischen Militärlager von Dangsteden (Landkreis Waldshut). In: L. Berger/G. Bienz/J. Ewald/M. Joos (Hrsg.), Festschrift Elisabeth Schmid (Basel 1977) 261–272.
- Uerpmann/Uerpmann 1994: H.-P. Uerpmann/M. Uerpmann, Maultiere in der römischen Armee zur Zeit der Eroberungsfeldzüge in Germanien. In: M. Kokabi/J. Wahl, (Hrsg.), Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Anthropologie. 8. Arbeitstreffen der Osteologen, Konstanz 1993 im Andenken an Joachim Boessneck. Forsch. u. Berichte z. Vor- u. Frühgesch. in Baden-Württemberg, Bd. 53 (Stuttgart 1994) 353–357.

CH 4051 Basel
Petersgraben 9–11

Jörg Schibler
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
der Universität Basel
Ältere und Naturwissenschaftliche Abteilung

Judith Oxle, Studien zu merowingerzeitlichem Pferdegeschirr am Beispiel der Trensen. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Ser. A, Bd. 16. Philipp von Zabern, Mainz 1992. Textband: 307 Seiten, 23 Abbildungen; Tafelband: 240 Tafeln, 6 Beilagen. Preis 290,- DM.

Gräber mit Reiterausstattung – vom Sporn über das Pferdegeschirr bis zur Mitgabe eines oder mehrerer Pferde – ziehen das Interesse der Frühmittelalterforschung schon lange auf sich, vermutet man doch in ihnen die Gräber ritterlicher Funktionsträger der frühmittelalterlichen Gesellschaft¹. Es verwundert deshalb, daß den merowingerzeitlichen Reiterausstattungen noch nie eine größere Arbeit gewidmet worden ist, im Gegensatz zu den eigentlichen Pferdegräbern, mit denen sich der Doktorvater der Verf. der zu besprechenden Dissertation selbst auseinandergesetzt hat². Ein Grund hierfür ist wohl, daß die Einzelemente des Zaumzeugs erst langsam erkannt wurden. So schrieb noch O. Paret 1937: „Die Pferdetrensen dem Reitersmann ins Jenseits mitzugeben, war im allgemeinen nicht üblich“³.

Das Werk von J. Oexle beweist nun das Gegenteil. Ausgehend von dem Vorsatz, das gesamte Pferdegeschirr zu bearbeiten, hat die Verf. ihre Arbeit nicht so sehr räumlich, sondern sachlich eingeschränkt. Der auswertende Text handelt fast ausschließlich über Trensen, worauf der Titel „am Beispiel der Trensen“ aufmerksam macht. Das Beispiel ist hier wohl überwiegend ein methodisches, wobei die Verf. ihr Vorgehen allerdings auch inhaltlich begründet: „Zugleich läßt die Trense exemplarisch das regionale und internationale Beziehungsgeflecht aufscheinen, in das der frühmittelalterliche Reiter eingebunden war“ (S. 1). Dementsprechend groß, „international“, ist das Arbeitsgebiet: es umfaßt die gesamte Bundesrepublik einschließlich der Neuen Bundesländer, die Niederlande, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Italien, Österreich, Jugoslawien, Tschechien (hier noch unter Tschechoslowakei), Ungarn und Rumänien. Die Verf. nennt als Auswahlkriterium die Verbreitung der Reihengräberzivilisation, was sicher vertretbar ist. Man fragt sich allerdings, warum einerseits Siedlungsfunde nicht aufgenommen wurden und – damit verbunden – das westgotenzeitliche Spanien fehlt, denn hier finden sich in der von der Verf. zitierten Arbeit von P. de Palol auch Hinweise auf Knebeltrensen, die in die Typologie der Verf. eingeordnet werden können⁴. Die Verf. selbst benutzt diese Funde am Schluß in ihrer Argumentation.

Der 108 zweispaltige Druckseiten umfassende auswertende Text gliedert sich in einen einleitenden Teil mit einer kurzen, aber instruktiven Forschungsgeschichte und einen Abschnitt zur verwendeten Datierungsmethode der – wie die Verf. sie nennt – „antiquarischen Analyse“, einen Abschnitt über die „Fundlage und Überlieferungsbedingungen von Pferdegeschirr“, ein „Trensen“ überschriebenes Hauptkapitel mit der Typologie und chronologischen Einordnung der Trensenfunde (63 Seiten!) sowie ein Kapitel „Zur Herkunft der Knebel- und Zangentrensen“ und wird von einer Zusammenfassung abgeschlossen. Der 190 Seiten umfassende Katalog enthält Gräber mit Pferdegeschirr aus dem gesamten Arbeitsgebiet.

Ebenfalls noch das ganze Pferdegeschirr berücksichtigt die Untersuchung über die Lage der entsprechenden Beschläge im Grab, ein Abschnitt, in dem interessante Aspekte angesprochen werden. So beobachtete die Verf. z. B., daß das Zaumzeug auch bei Gräbern ohne Pferdebestattung in Funktionsgruppen niedergelegt wurde, und zwar meist rechts vom Toten zu seinen Füßen (S. 10); weiterhin diskutiert sie, ausgehend von der Arbeit von H. Roth⁵, die Beraubungspraktiken, die sich auf die Körpermitte bezogen und das Zaumzeug meist ungeschoren ließen; etwas später behandelt sie sekundär verwendete Zaumzeugteile in Frauengräbern, ein auffälliges Phänomen, auf das schon R. Christlein aufmerksam gemacht hatte (S. 15 f.). Beide wichtigen Beobachtungen werden jedoch inhaltlich kaum diskutiert. Einerseits hängt die funktionsbedingte Lage der Beschläge sicher damit zusammen, daß die uns überlieferten Stücke nicht erst mühevoll von den Lederriemen getrennt wurden; andererseits unterstreicht die Geschlossenheit der Ensembles die Funktionsfähigkeit des Grabgutes, was besonders aussagekräftig ist, handelt es sich doch hier im Gegensatz zu den Trachtelementen um echte Grabbeigaben. Die potentielle Möglichkeit, diese vollständigen Pferdegeschirre tatsächlich noch zu benutzen, steht in krassem Gegensatz zu den Einzelstücken der Frauen, die am Gürtelgehänge oder in der Tasche getragen wurden (mit zwei Ausnahmen, die die Verf. [S. 9] auch nennt). Andererseits hätten bei der Funktionslage auch Rekonstruktionsvorschläge ansetzen können, die man im ganzen Buch besonders als Nichtreiter vermißt. Mißlich ist bei der Betrachtung der besprochenen Grabpläne, daß eine Untersuchung des Verhältnisses von Zaumzeug zu anderem Grabgut nicht nur fehlt, sondern auch durch die fehlenden Nummern für das übrige Inventar auf den Plänen erschwert wird.

Der Hauptteil der Arbeit enthält nun die formenkundliche (antiquarische) Bearbeitung der Trensen nach der von R. Christlein erarbeiteten Typologie von Ring- und Knebeltrensen der Formen I–III (Christlein B–D). Eine Graphik (S. 18 Abb. 2) soll das Verständnis der benutzten Terminologie erleichtern; die Funktion der Stücke am Pferdekopf zu zeigen, wäre zusätzlich nützlich gewesen. Die Abschnitte zu den einzelnen Formen sind immer einheitlich aufgebaut: Typologie, Chronologie, Auswertung und Verbreitung.

Einen breiten Raum nimmt die ausführliche chronologische Einordnung der Formen und deren Einzelemente in die bis 1980 vorliegenden Chronologieschemata ein, vor allem aber in die durch H. Ament verfeinerte Chronologie K. Böhners sowie die Schichtenabfolge R. Christleins⁶; die Verf. bespricht hier einzelne, meist schon anderweitig vorgelegte und datierte Grabinventare, wodurch sich häufig keine neuen Aspekte ergeben (z. B. die „kontroverse“ Diskussion der Datierung von Hódmezővásárhely, Grab 7, das von B. Arrhenius „um 568“ datiert wurde, von J. Oexle aber in das letzte Drittel des 6. Jahrhunderts gesetzt wird [S. 30]). Die Genauigkeit unserer relativen und vor allem der absoluten Datierung der Gräber wird dabei

¹ P. Paulsen, Alamannische Adelsgräber von Niederstotzingen. Veröffentl. Staatl. Amt Denkmalpflege R.A., H. 12 (1967); R. Christlein, Besitzabstufungen zur Merowingerzeit im Spiegel reicher Grabfunde aus West- und Süddeutschland. Jahrb. RGZM 20, 1973, 147–180; ders., Qualitätsgruppen unter den Grabausstattungen des 6. und 7. Jahrhunderts aus Süd- und Westdeutschland. Diss. Freiburg 1968.

² M. Müller-Wille, Pferdegrab und Pferdeopfer im frühen Mittelalter. Ber. ROB 20–21, 1970–1971, 119–248.

³ O. Paret, Die frühschwäbischen Gräberfelder von Groß-Stuttgart und ihre Zeit (1937).

⁴ P. de Palol, Bronces con decoracion damasquinada en época visigoda. V. Congreso Nacional de Arqueología, Zaragoza (1957) 292–305.

⁵ H. Roth, Archäologische Beobachtungen zum Grabfrel im Merowingerreich. In: H. Jankuhn/H. Nehlsen/H. Roth (Hrsg.), Zum Grabfrel in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Untersuchungen zu Grabraub und „haugbrot“ in Mittel- und Nordeuropa. Abhandl. Akad. Wiss. Göttingen, Phil. Hist. Kl. 3. F. 113 (1978) 53–84.

⁶ H. Ament, Zur archäologischen Periodisierung der Merowingerzeit. Germania 55, 1977, 133–140; K. Böhner, Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit, Ser. B 1 (1958); R. Christlein, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 21 (1966).

überhaupt nicht reflektiert⁷. Die außerordentlich detaillierte Merkmalsanalyse (übersichtlich dargestellt auf Kombinationstabellen und Graphiken der Beilagen 1–5, besonders hilfreich und graphisch originell die Typentafel Beilage 5) bestätigt im wesentlichen die vorgegebenen Typen; es zeigt sich außerdem, daß alle Trensensformen für eine feinsynchronologische Auswertung wenig geeignet sind. Vielleicht läßt sich tatsächlich, wie die Verf. meint, durch die für die jüngere Form III typischen Merkmale 27–32 eine Merkmalsgruppe definieren, die auch selten bei den anderen Formen vorkommt und dort eine typologische Datierungsmöglichkeit liefert; hier von einem „chronologischen terminus post quem“ zu sprechen, erscheint allerdings methodisch etwas gewagt (S. 71 f.). Es fragt sich übrigens, ob wesentlich genauere Angaben als z. B. die Feststellung der häufigen Kombination der überhaupt datierbaren Trensens der Form III mit vierteiligen Gürtelgarnituren (d. h. im wesentlichen Christlein Schicht III) überhaupt möglich sind, zumal sich unter den Gräbern mit diesen Trensens sogar der berühmte Fund von Au (Gem. Rehling, Kr. Aichach-Friedberg) befindet, der durch einen sekundär verwendeten Solidus des Constans II., Constantius IV., Heraclius und Tiberius nach 659–662 datiert ist (Neubestimmung durch B. Overbeck)⁸.

Hinsichtlich der Verbreitung der Trensens und ihrer Formen, die interessante Unterschiede aufweist (Beilage 6 und Tafel 214–240), ist besonders die bezüglich der späten Form III geäußerte Bemerkung zu bedenken, daß die Kartenbilder hauptsächlich die Bestattungssitte der Beigabe von Trensens widerspiegeln (S. 72). Dies mag sich auch in der Abb. 6 zeigen (S. 73, Vergleich der Häufigkeit der Form III im alamannischen und im mittelhessischen Gebiet), die wegen der geringen Zahlen im fränkischen Gebiet sicher nicht näher interpretiert werden sollte. Die späten Zangentrensens sind fast nur noch im alamannischen Gebiet vertreten.

Den auswertenden Teil schließt ein Kapitel zur Herkunft der Knebel- und Zangentrensens ab, das den kulturgeschichtlich interessantesten Teil der Arbeit darstellt. Die Form I wird u. a. auch wegen ihrer Verbreitung in der gesamten Reihengräberzivilisation und einigen sehr frühen Belegen als die älteste angesehen, die vor der Entstehung der Reihengräberfelder schon in Umlauf gewesen sein soll; als reiternomadische, auch östlich des mittleren Donaugebietes verbreitete Form sei sie durch das Attila-Reich verbreitet worden (S. 80–82).

Die Diskussion über die Herkunft der Trensens der Formen II und III stellt vor allem eine Auseinandersetzung mit der von J. Werner, P. Paulsen und H. Schach-Dörges vertretenen These einer östlichen, awarischen Herkunft dieser Typen dar, mit der die Vorstellung des dominierenden reiternomadischen Einflusses auf die Waffentechnik des 7. Jahrhunderts zusammenhängt⁹. Dazu versucht J. Oexle, durch horizontalstratigraphische Untersuchungen des langobardischen Gräberfeldes von Nocera Umbra, die sie nach dem Vorbild von V. Bierbrauer vornimmt¹⁰, eine relativ frühe Datierung dieser Trensensformen zu

beweisen. Ebenso bewertet sie den Fund von Großözner, Thüringen, anders als H. Schach-Dörges und kommt so für die Form II zu folgender These: die Trensensform sei mediterran-byzantinischen Ursprungs und zunächst durch die Ostgoten, später durch die Langobarden nach Norden vermittelt worden. Die Form III, ebenfalls mediterranen Ursprungs, sei ebenfalls über die Langobarden nach Norden gekommen; von den angeblich reiternomadischen Formen sei nur der Steigbügel hauptsächlich bei den Awaren vertreten.

Zusammenfassend kann man die Arbeit Judith Oexles als einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Detailmerkmale merowingerzeitlicher Trensens werten, ein großer Vorteil der Merkmalsanalyse. Dieses methodische Vorgehen war zur Zeit der Entstehung der Dissertation bei der Behandlung merowingerzeitlicher Trensens neu. Im Einzelnen hat jedoch die ausführliche Besprechung der Datierung der Einzelmerkmale kaum neue Erkenntnisse geliefert, weswegen Streichungen hier sicher nützlich gewesen wären. Positiv hervorzuheben sind ferner die vielen Verbreitungskarten sowie ihre Auswertung im Kapitel über die Herkunft der Knebeltrensens, das bei weitem für den Leser den interessantesten Teil der Arbeit darstellt.

Anstelle der dominierenden Chronologie drängen sich andere Fragen auf, wie z. B. die nach der Funktion der einzelnen vielfach erwähnten und sorglich beschriebenen Teile der Trensens, oder auch die nach den funktionalen Eigenschaften der unterschiedlichen Konstruktionsmuster für Pferd und Reiter bzw. für die Kampfweise. Diese Fragen wurden laut Verf. bewußt ausgeklammert. Auch hätte man gern etwas gewußt über die Kombinationen der Trensens mit anderen Fundstücken, eine Frage, die nur in Einzelbesprechungen chronologisch, nie statistisch oder funktional behandelt wurde.

Insgesamt entsteht ein etwas unausgewogenes Bild, das durch den Katalog noch verstärkt wird. Hier wird nämlich zumindest das Zaumzeug vollständig vorgelegt, bei einigen bisher wissenschaftlich unveröffentlichten Funden wie z. B. Pfahlheim (Stadt Ellwangen, Ostalbkreis) dankenswerter Weise sogar das gesamte Inventar, das auch auf den Tafeln abgebildet ist. Die übrigen Funde schon publizierter Gräber erscheinen ohne Numerierung unter „weitere Beigaben“; auf das Problem der entsprechend abgebildeten Grabpläne wurde schon eingegangen. Der Katalog, der politischen Gliederungen folgt, besitzt kein Ortsregister. Letztlich sei noch auf einige methodische und sprachliche Unsicherheiten aufmerksam gemacht, die bei einer Dissertation sicher verzeihlich sind, bei der Bearbeitung doch hätten ausgemerzt werden können. So sollte man z. B. im Frühmittelalter nicht von „international“ sprechen (siehe oben); Merkmale können sicher keinen Terminus post quem darstellen, noch erlaubt die horizontalstratigraphische Methode Aussagen zur absoluten Chronologie (S. 94). Weniger ins Gewicht fällt, daß Abb. 22 als Abb. 13 zitiert wird (S. 84) oder Taf. 221 und 223 identisch sind.

E 28002 Madrid
c. Serrano 159

Barbara Sasse
c/o Instituto Arqueológico Alemán

Geraldine Saherwala, Klaus Goldmann, Gustav Mahr, Heinrich Schliemanns „Sammlung Trojanischer Altertümer“. Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte N. F. Bd. 7, Wissenschaftsverlag Volker Spiess, Berlin 1993. 259 Seiten, 32 Abbildungen. Preis 198,-DM.

Ostgoten, Langobarden) aus der Sicht des Archäologen. Atti del 6° Congresso internazionale di studi sull'alto medioevo, Milano 1978, Bd. 1 (1980) 89 ff.

⁷ Siehe den viel zu wenig beachteten Aufsatz von H. Steuer, Bemerkungen zur Chronologie der Merowingerzeit. Studien zur Sachsenforschung 1 (1977) 379–402.

⁸ H. Dannheimer, Aschheim im frühen Mittelalter. Archäologische Funde und Befunde. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 32, 1 = Veröff. Kommission arch. Erforschung des spätröm. Raetien der Bayer. Akad. Wiss. (1988) 32 f.

⁹ J. Werner, Nomadische Gürtel bei Persern, Byzantinern und Langobarden. In: La Civiltà dei Longobardi in Europa. Accad. Naz. dei Lincei 371, 139 (1974); Paulsen (siehe Anm. 1); H. Dörges, Zu einer Trensensform der Reihengräberzeit und die Datierung des Grabes von Zierzow, Kr. Ludwigslust. Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpf. 8, 1960, 350–400.

¹⁰ V. Bierbrauer, Frühgeschichtliche Akkulturationsprozesse in den germanischen Staaten am Mittelmeer (Westgoten,

Schliemanns Sammlung Trojanischer Altertümer mag weniger wichtig sein, wenn man die Gegenstände vom Standpunkt der Kunst aus betrachtet. Dennoch ist sie wohl eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art. Wäre sie heute noch mit ihren ursprünglich fast 9000 ausgestellten Gegenständen erhalten, darf man vermuten, daß sie mehr Besucher anlocken würde als viele andere vergleichbare Sammlungen. Der eigentliche Wert der Sammlung besteht jedoch nicht allein in ihrer Anziehungskraft auf das Publikum, sondern vielmehr in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Man wird wohl nicht fehlgehen mit der Behauptung, daß diese Sammlung im wesentlichen ein Unikum ist. Erstmals und zugleich einmalig in der Geschichte der Archäologie wurde eine Sammlung von solchem Ausmaß von einem einzigen Menschen zusammengetragen. Außergewöhnlich ist auch, daß die Sammlung zum größten Teil aus Vasen und Scherben bestand und daß sie sich fast ausschließlich auf nur eine Fundstätte konzentrierte, die von zentraler Bedeutung innerhalb der ägäischen, anatolischen und balkanischen Archäologie der Bronzezeit war. Aber nicht nur die Sammlung ist als solche von Bedeutung, sondern ebenso ihre Geschichte, von der die neuesten Nachrichten aus Rußland andeuten, daß das letzte Kapitel noch nicht geschrieben ist.

Mit diesem ersten ausführlichen Bericht über die Geschichte der Schliemann-Sammlung trojanischer Altertümer haben die Verfasser der vorliegenden Arbeit Wertvolles geleistet.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Zunächst gibt *Saherwala* einen klaren Bericht über die Sammlung von ihren ersten Anfängen bis zu Schliemanns Tod unter den folgenden Titeln: Die Sammlung trojanischer Altertümer 1870–1878 (11–18), Der Grundstock der Berliner Troja-Sammlung (19–25), Das Jahr 1880 (26–30), Das Jahr 1881 (31–35), Die Ergänzung der trojanischen Sammlung 1882–1886 (36–37), Die Aufstellung im Ethnologischen Museum 1885–1890 in Berlin (38–45), Schliemanns Tod und sein Testament – das Jahr 1891 (46–47).

Im zweiten Teil (48–57) beschreibt *Goldmann*, auf diesem Gebiet die führende Autorität, das Schicksal der Sammlung, vor allem des sogenannten Schatzes des Priamos, seit dem zweiten Weltkrieg.

Im dritten und längsten Teil (59–232) hat *Mahr* die wichtigsten Urkunden zu Schliemanns Sammlung zusammengetragen. Er besteht im wesentlichen aus Briefen Heinrich Schliemanns an die Berliner Museumsbeamten (63–143) und aus Briefen der Berliner Museumsbeamten an Heinrich Schliemann (144–221). Sie sind in ihrer klaren Aufstellung leicht zu benutzen. Es folgen ein kurzer Abschnitt mit Anlagen (223–232), ein Register der Briefe Heinrich Schliemanns an die Berliner Museumsbeamten (233–234), ein Register der Briefe der Berliner Museumsbeamten an Heinrich Schliemann (235–236) und ein Anlagenregister (237). Den Abschluß bilden ein sehr nützliches Personenregister (238–249) und ein topographisches Register (250–259). Leider fehlt ein allgemeines Register.

Wie *Saherwala* feststellt, ist die Geschichte der Sammlung von der Geschichte Schliemanns schwer zu trennen. Die Quellen über Schliemann sind nicht nur sehr zahlreich, sondern auch weit zerstreut und in verschiedenen Formen sowie an vielen Orten aufbewahrt. *Saherwala* hat mit der gründlichen Durchsicht dieses fast unermeßlich zahlreichen Materials Hervorragendes geleistet.

Eine der wichtigsten Quellen zur Sammlung besteht aus Urkunden, die sich auf den entscheidenden Zeitraum beziehen, in dem Schliemann die Sammlung von London nach Berlin verlegte. Dazu gehören die Erwerbungsakten des Museums für Vor- und Frühgeschichte zur Schliemann-Sammlung, die Krieg und Auslagerung überstanden haben. Von sieben Bänden sind es die Bände 1 und 2, die die Jahre 1879 bis 1891 behandeln. Die volle Bedeutung dieser Quellen für die Geschichte der Sammlung wird hier zum ersten Mal zum Ausdruck gebracht.

Schliemanns Neigung, Altertümer zu sammeln, scheint auf die Zeit vor seinen ersten Ausgrabungen in Troja zurückzugehen, als er von seiner Reise durch die Kykladen im Jahre 1870 einige Objekte von Thera mitbrachte. Nachdem er mit den Ausgrabungen in Troja begonnen hatte, war die Heliosmetope (aus Troja VIII) der erste Fund, dem Schliemann große Bedeutung als Objekt einer beginnenden Sammlung beimaß. Auch später wurde sie immer als ein wichtiger Teil der Sammlung angesehen. In der Tat war die Heliosmetope der Anlaß für Schliemann, erste Beziehungen mit den Berliner Museen aufzunehmen, wie aus seinem Briefwechsel mit Curtius hervorgeht.

Es waren jedoch die Funde aus den prähistorischen Schichten der Grabungen 1870–1873, die den größten Teil der Sammlung in ihrer ersten Phase bildeten, so vor allem der sogenannte Schatz des Priamos (später in Schatz A umbenannt und der größte aus einer Gesamtzahl von 17 Schätzen), der gegen bzw. am Ende der Kampagne von 1873 gefunden und dann von Schliemann geheim nach Athen gebracht wurde¹. Wegen dieses Vorgehens und besonders wegen des hohen Wertes des Schatzes mußte Schliemann bald feststellen, daß die Sammlung mehr eine Last als ein Segen war. Zunächst aber versuchte er, die Sammlung als Mittel zu gebrauchen, um von den griechischen Behörden Erlaubnis für Ausgrabungen in Olympia und Mykene zu bekommen. Im Zusammenhang damit gab er zu erkennen, die Sammlung dem griechischen Volk testamentarisch zu vermachen. Als man ihm Olympia jedoch verweigerte, änderte er seine Meinung, mußte aber feststellen, daß die Sammlung immer mehr zu einem „Angstprodukt“ wurde (Meyer). So finden wir Schliemann in den folgenden Jahren (1873–1876) mit wechselnden Versuchen bemüht, seine Sammlung an eines der großen europäischen Museen nach Neapel, Paris oder London zu verkaufen oder als Geschenk zu geben. Eine Anfrage kam auch von Alexander Conze, ob der Schatz des Priamos in dem 1871 eröffneten Museum für Kunst und Industrie in Wien ausgestellt werden könne. Schliemann aber lehnte diese Bitte ab mit der Begründung, daß die Sammlung nicht geteilt werden solle. Auch sei sie inzwischen so groß geworden, daß der Transport zu teuer komme². Die Sammlung, „deren Fortschaffung mehr als 300 große Körbe und viele Kisten in Anspruch nehmen würde,“ hatte damals bereits eine beachtliche Größe erreicht, da sie durch die Funde von 1873 aufs doppelte angewachsen war.

Am 15. November 1876 schrieb Schliemann von Mykene an Max Müller in Oxford, daß er beabsichtige, seine trojanische Sammlung ein Jahr lang im Britischen Museum auszustellen, um sie besser bekannt zu machen. Es wurde ihm aber mitgeteilt, die Räume des Museums seien so vollgestopft, daß für seine Sammlung nicht genügend Platz bleibe. Auf Gladstones Vorschlag hin hat Schliemann sich dann für das South Kensington (Victoria und Albert)-Museum entschieden, aber erst nachdem Max Müller ihm bestätigte, daß seine Sammlung dort si-

¹ Man sollte von Schliemanns grundsätzlicher Einstellung zu den Gegenständen, die er sammelte, Kenntnis geben, da es darüber zu Mißverständnissen gekommen ist. In einem Brief vom 2. März 1872 an Johanna Distel, einer entfernten Verwandten, schrieb er: „Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben, ich grabe in Troia, um die gefundenen vorhistorischen Gegenstände zu hohen Preisen zu verkaufen. Ich grabe nur, um die allerinteressantesten Seiten der Weltgeschichte für die Wissenschaft zu Tage zu bringen... Ich bin stets Käufer, nie Verkäufer von Alterthümern“ (E. Meyer, Briefwechsel I, 335 Anm. 285).

² Auch St. Petersburg schien einmal als Standort für die Sammlung in Frage gekommen zu sein. Jedenfalls nennt Schliemann einen Preis von 80.000 Pfund als man ihn von dort wegen der Sammlung befragte.

cher sei. Einen beträchtlichen Teil des Jahres 1877 verbrachte Schliemann mit dem Zusammenstellen, Auflisten und Verpacken eines Teiles seiner Sammlung. Im November brachte er sie dann nach London. Dort war er etwa bis zum 12. Dezember damit beschäftigt, die 4416 Gegenstände in 23 Schränken und Schautischen im South Kensington-Museum aufzubauen³.

Gegen Ende des Jahres 1878 drückt sich Schliemann etwas unklar über sein Vorhaben bezüglich der trojanischen Sammlung aus, obwohl man bereits die ersten Spuren einer Neigung, die Sammlung endgültig dem deutschen Volk zu geben, entdeckt. In einem Brief an einen Berliner Kaufmann schreibt er, „daß mein trojanisches Museum nicht verkauft wird, und daß, wenn ich es in meinem Testament einer deutschen Stadt hinterlasse, es keinesfalls Berlin sein kann, da ich von dorthier bis jetzt noch niemals ein Wort der Anerkennung und nur die gehässigsten Anfeindungen gesehen habe“⁴. Wie Saherwala erklärt, sollte sich diese Einstellung gegenüber Deutschland und besonders Berlin im folgenden Jahr „grundlegend ändern“.

Der Mann, der bei dieser wichtigen Entwicklung eine entscheidende Rolle gespielt hat, war Rudolf Virchow. Von ihm hat der Schweizer Medizinhistoriker Ackerknecht behauptet, daß Deutschland bei Virchows Tod im Jahre 1902 den Verlust von vier großen Männern in einem beklagen sollte: seinen führenden Pathologen, seinen führenden Anthropologen, seinen führenden Hygieniker und seinen führenden Liberalen⁵. Schliemann und der ein Jahr ältere Virchow lernten sich 1875 kennen, als Schliemann in der letzten Augustwoche Virchow erstmals in Berlin aufsuchte. Schliemann wollte damals die „Eulenvasen“, die er in Troja gefunden hatte, mit Virchow besprechen, da die von Virchow behandelten Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit aus der Weichselniederung ihm sehr ähnlich zu sein schienen.

Mit Hilfe Virchows wurde auch die erste trojanische Sammlung in Berlin begonnen, und zwar mit einer Reihe von Gegenständen, die Schliemann Virchow während dessen Teilnahme an den Ausgrabungen von 1879 (vom 4. März bis zum 3. Mai) gegeben hatte. Das eindrucksvollste Objekt dieser Kernsammlung war ein Kolossalpithos, eine Keramik, „die so groß ist, daß ein Mensch darin stehen kann“ (Virchow). Dieses riesige Gefäß samt dem Inhalt von 6 anderen Kisten übergab Virchow der Prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde. Im Juni desselben Jahres schickten Schliemann und Frank Calvert 10–12 weitere Kisten mit Material, vor allem aus Calverts Grabungen in Hanai Tepe, nach Berlin. Sie enthielten „Knochen, Topfscherben und steinerne Werkzeuge“. Auch dabei spielte Virchow eine Rolle.

Während seines einmonatigen Aufenthaltes in Troja gelang es Virchow, eine erste positive Einstellung Schliemanns gegenüber seinem Vaterland zu bewirken. Am 9. September 1879 hatte er ihn soweit gebracht, daß er bereit war, seine ganze Sammlung dem deutschen Volk zu vermachen. Doch wurde bis zum 11. Dezember 1879 in dieser Beziehung nichts unternommen.

Ein weiterer Aspekt, den Saherwala erstmals ins richtige Licht stellt, ist die bedeutende Rolle, die Richard Schöne, Generaldirektor der Königlichen Museen, bei der Erwerbung der

Sammlung spielte. Ernst Meyer zitierend, schreibt sie: „Die Troja-Sammlung ist jedenfalls nicht nur ein Denkmal für ihren Entdecker und Stifter, sondern auch für den verständnisvollen Verwaltungsbeamten und Wissenschaftler Richard Schöne, der seinen stillen, aber bis zum Reichskanzler hinauf wirksamen Einfluß in selbstloser Weise für Schliemann und die Nutzbarmachung seiner Entdeckungen für die Berliner Museen eingesetzt hat“.

Nach einer Reihe von Schwierigkeiten im Laufe des Jahres 1880, davon einige nicht zuletzt von Schliemann selbst und seiner Frau Sophie verursacht (sie war der Meinung, daß die Sammlung nach Griechenland zurückgebracht werden sollte), konnte Schliemann am 31. Dezember Richard Schöne mitteilen, daß die Sammlung verpackt und bereit für den Transport nach Berlin war. Sogar dann gab es noch einige Hindernisse, die eine offizielle Bekanntmachung verzögerten. Schließlich, am 17. Januar 1881, konnte Schöne die Ankunft der Sammlung in Berlin bestätigen. Der Höhepunkt wurde erreicht mit der offiziellen Annahme der Stiftung durch Wilhelm I. am 24. Januar 1881.

Im Zusammenhang mit der Erwerbung der Sammlung wurde Schliemann mit verschiedenen Ehrungen dekoriert, jedoch in seiner Abwesenheit.

Mitte Juni 1881 kamen Schliemann und seine Frau Sophie in Berlin an, um die Ausstellung im Gropius-Bau einzurichten. Am 17. und 18. Juni wurden die Kisten 1–39 geöffnet. Wegen einer unzureichenden Zahl von Schränken konnten jedoch nicht alle Gegenstände ausgestellt werden. In den folgenden Jahren verhandelte Schliemann deswegen mit den Museumsbeamten, auch wegen der Frage der geeigneten Beleuchtung. Da der Bau noch nicht ganz fertiggestellt war, hatten einige Museumsbeamte Besorgnis über die Ausstellung der Goldgegenstände geäußert. Der Mangel an Platz und Schränken war wahrscheinlich zum Teil dadurch verschlimmert worden, daß Schliemann damals in seine Sammlung die von Virchow, Calvert wie auch die von ihm selbst gestifteten Funde des Jahres 1879 von Hisarlik und Hanai Tepe integriert hatte. Die Ausstellung selbst wurde allerdings erst ab 7. Februar 1882 nach einer gemeinsamen Besichtigung am 1. Februar durch Kaiser Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich, dem „Protector“ der Königlichen Museen, für das Publikum zugänglich.

In den Jahren 1882–1886 hat Schliemann die Sammlung ständig vermehrt. So berichtet er in einem Brief vom 23. Juli 1882 an Schöne über „alle Sculpturen für's Neue Ethnologische Museum in Berlin“ und daß er „auf Virchow's Veranlassung 1 Kiste Knochen sowie 4 oder 5 Kisten Topfscherben aus der ersten Stadt nebst 15 oder 20 Kisten Handmühlen und andere Steinsachen“ sende. Er erwähnt „zerbrochene Topfware... auch alle Topfscherben aus den vielen verschiedenen Heldengräbern u(nd) den vielen versch(iedenen) alten Stätten,“ die er erst „im Winter in Athen sorgfältig zusammenleimen lassen mußte, denn niemand in Deutschland versteht das wie unsere Athener.“ Zur selben Zeit, das heißt am 26. Juli, kaufte Schliemann die herrliche (bereits oben genannte) Metope von Calvert, die eine der wichtigsten Gegenstände der Sammlung werden sollte. Als Schliemann am Anthropologischen Kongreß in Frankfurt vom 14. bis zum 17. August 1882 teilnahm, brachte er 49 „kleine Wundersachen aus der zweiten Stadt Trojas“ mit sich, die er nie aus den Augen ließ. Am 18. August übergab er sie in Frankfurt Albert Voss. Von Marienbad schickte er Voss noch eine Schachtel mit Putz aus Tempel A. Schliemann hat während des Kongresses Voss außerdem „mehrere Kisten mit Grabungsfunden aus Troja“ überreicht. Saherwala fügt hinzu, daß dies in den Jahren bis zu seinem Tod fast regelmäßig geschah. Weitere Objekte, die ihm durch Fundteilung während der Kampagne 1882 zufielen, schickte er dem Museum. Sie trafen im Juni 1883 in 22 Kisten in Berlin ein.

³ Später, in einem Brief an Schöne vom 17. Februar 1881, erwähnt Schliemann, daß mehr als 59 weitere Stücke aus Funden der Jahre 1878 und 1879 der Sammlung in London hinzugefügt worden waren.

⁴ Zitiert von Ludwig 1932, 282.

⁵ E. H. Ackerknecht, Rudolf Virchow – Arzt, Politiker, Anthropologe (Stuttgart 1957) 1. Es sollte hier vielleicht erwähnt werden, daß zu diesem Zeitpunkt unter der Leitung von Christian Andree eine Veröffentlichung sämtlicher Werke Rudolf Virchows (Peter Lang Verlag) in 71 Bänden im Laufe ist.

Schliemann verfolgte später energisch seine Idee, die Deutsche Regierung zu überreden, von der Türkei deren Anteil von zwei Dritteln der trojanischen Funde zu kaufen. Andernfalls würde er sie lieber selbst kaufen als sie einem anderen Land zukommen zu lassen. Nach zahlreichen Schwierigkeiten und Verzögerungen wurde dies endlich möglich (1885). Vorher jedoch versuchten die Berliner Museumsbehörden noch, das Unternehmen wegen absoluten Platzmangels zu bremsen⁶. Nach Schliemann hätte man für die Topfscherben allein 100 Kisten gebraucht.

Im Mai 1885 siedelte die Schliemann-Sammlung als erste in zwei Räume der Prähistorischen Abteilung des gerade fertiggestellten Gebäudes des Ethnologischen Museums über⁷. Am 18. August 1886 war Schliemann wieder in Berlin, um die Ausstellung der „trojanischen Sachen“ zu beginnen. Am 18. Dezember 1886 wurde das Ethnologische Museum eröffnet und am 20. Dezember fand die Übergabe der letzten Sendung Schliemanns durch Vertreter des Deutschen Reiches an die Königlichen Museen statt. Zu dieser Zeit hatte die Sammlung eine beachtliche Größe erreicht⁸.

Im Laufe des Jahres 1886, als man dabei war, die Sammlung ins neue Ethnologische Museum zu bringen, bat Schliemann Schöne wiederholt um Schautische und Glasschränke in ausreichender Zahl, da er „eine riesige Masse von Sachen aus Troja, den Heldengräbern, Ithaka usw. ins Schliemann Museum bringen möchte“. Eigentlich konnte es nicht zu viel solcher Schränke geben: „Wenn Sie davon zu viel bestellen, so gehen sie Ihnen ja nicht verloren, denn solange ich lebe werde ich ausgraben und Ihnen alljährlich wenigstens einmal neue Sachen senden“. Er stellte auch in Aussicht, letztlich seine Sammlung in Athen dem deutschen Volk zu übergeben. So schrieb er: „Wenn Sie nach meinem Ableben die troian(ische) Sammlung nach Berlin transportieren, so verschmähen Sie doch ja nicht die Fragmente troian(ischer) Vasen, wovon ich ungeheure Massen habe, denn jedes Museum Deutschlands wird ja überaus glücklich sein einen Teil davon zu erhalten...“⁹. Seine Sammlung hat Schliemann aber nicht nur auf Gegenstände aus Troja beschränkt. Aus den Nachbargebieten der Troas, z. B. aus Thrakien und Phrygien, enthielt die Sammlung etwa 109 Objekte¹⁰. Im Jahre 1887 befand sich Schliemann auf einer Erho-

lungsreise in Ägypten. Auch diese Gelegenheit nahm er zum Sammeln von Scherben und Erwerb von Objekten für seine Berliner Sammlung wahr. Er erwarb Wandfragmente vom Totentempel Ramses II. in Abydos und rund 150 ägyptische Stoffe aus der 4.–30. Dynastie. Am 3. März teilte er in einem Brief aus Assiut seinem Freund Rust mit: „Ich bin auch auf dem Nil für das Schliemann-Museum in Berlin tätig gewesen, und es ist mir geglückt, ca. dreihundert altägyptische Vasen zu erwerben, die ich in Kairo nach Berlin schicke“. Von Berlin aus versuchte man, Schliemann zu überzeugen, diese Stücke dem Ägyptischen Museum zu übergeben, was er aber ablehnte. Auch während seiner Ägyptenreise von 1888 erwarb er weitere Gegenstände. Damit kam seine Sammlung aus Ägypten auf eine Gesamtzahl von 609 Gegenständen, von denen sich heute nur noch 30 im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin befinden. Die Sammlung schien auf etwa das Doppelte von dem, was Schliemann von London nach Berlin brachte, angewachsen zu sein, das heißt sie umfaßte über 9000 Inventarnummern.

Im Juli 1889 waren Heinrich und Sophie Schliemann wieder in Berlin zur Ergänzung der Aufstellung und Beschriftung der Objekte. Am 16. Juli 1889 war alles fertig.

Aber Schliemann hatte bereits Sorgen wegen des Mangels an genügend Platz in den beiden Räumen, die man ihm im Ethnologischen Museum zur Verfügung gestellt hatte. Auf Rat Alexander Conzes schrieb er am 24. Dezember 1889 an Kaiser Wilhelm II. mit der dringenden Bitte, seiner Sammlung genügend Platz im geplanten neuen Königlichen Museum zu ermöglichen. Damit hatte Schliemann auch Erfolg, und zwar in der Form eines Erlasses des Kaisers, datiert vom 9. April 1890, allerdings mit gewissen Einschränkungen.

Bei den Ausgrabungen von 1890 fand Schliemann die drei Prunkkäste und informierte sofort Virchow, dann auch Schöne und Gossler, daß er vorhabe, sie seiner Berliner Sammlung hinzuzufügen, wenn auch erst nach seinem Tod.

Noch im selben Jahr starb Schliemann plötzlich in Neapel, am 26. Dezember. Gemäß seinem Testament, und wie er auch mehrmals zu verstehen gegeben hatte, gelangten im Herbst 1891 über 58 Kisten von Athen nach Berlin. Von diesem bedeutenden Material, das man der Sammlung hinzufügte, wurde ein Inventar gemacht. Nach den Grabungen der Jahre 1893 und 1894 wurden noch eine Reihe von Fundgegenständen vom Ottomanischen Museum in Constantinopel nach Berlin geschickt und der Schliemann-Sammlung zugeordnet. Der ausgestellte Teil der Sammlung umfaßte 1896 allein für die Funde aus Troja etwa 8455 Objekte, ohne den „Schatz des Priamos“ und ohne die ägyptische Sammlung.

Es gab aber einfach nicht genügend Platz, die neu hinzugekommenen Gegenstände im Museum auszustellen. Die Aufstellung acht weiterer Schränke in den beiden Sälen schien das möglichste, was man tun konnte. Eine Teillösung fand man durch die Abgabe sogenannter Dubletten an andere Museen in Deutschland, was wohl noch mit Schliemann zu seinen Lebzeiten diskutiert wurde. Nach Hubert Schmidts Katalog von „Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer“ umfaßte die Sammlung nach Aussonderung der Dubletten 11886 Inventareintragungen, von denen 9704 Inventarnummern Funde vom Hissarlik betrafen. 7487 Dubletten (Gefäße, Scherben, Spinnwirtel, Einzelfunde), 38 Kisten mit ungezählten Fragmenten gingen dann an 15 Museen und 20 Universitäts- bzw. Akademiesammlungen in ganz Deutschland.

Während die Sammlung den ersten Weltkrieg mehr oder minder unbeschadet überstand, fügte der zweite Weltkrieg ihr großen Schaden zu. Die wertvollsten Teile der Sammlung, Goldfunde, Silbergefäße, Prunkkäste und hervorragende Tongefäße, galten seit Ende des Krieges als verschollen. Zu ihnen gehören die Stücke, die bereits in 400 Kisten verpackt im Croupius-Bau

⁶ Später schrieb er in einem Brief vom 24. Dezember 1889 an Kaiser Wilhelm II., daß „ich sie [meine Sammlung] bereichert [habe] durch Ankauf von der türkischen Regierung aller trojanischen Schätze, die diese in den vielfachen Theilungen mit mir erhalten hatte“.

⁷ Das Museum lag in der Königgrätzer Straße (heute Stresemannstr.), wurde aber nach dem zweiten Weltkrieg abgerissen. Die Schliemann-Sammlung war in den Schliemann-Sälen I und II in 13 Schränken untergebracht. Ausgenommen hiervon waren 10 Marmorskulpturen, welche freistehend im zweiten Schliemann-Saal ihre Aufstellung gefunden hatten.

⁸ Es wurde ein neues Inventar der Sammlung vorgenommen und jedes Stück mit einer Inventarnummer versehen.

⁹ In dem oben zitierten Brief an Kaiser Wilhelm II. behauptet Schliemann, daß das „von mir testamentarisch dem Deutschen Volk vermachte trojanische Museum in meinem Hause in Athen... größer ist als die ganze in den Schliemann Sälen im Ethnographischen Museum in Berlin aufgestellte Sammlung...“.

¹⁰ Wie aus seinen Briefen hervorgeht, schickte Schliemann nicht nur Funde aus Troja und der Troas nach Berlin, sondern 19 auch von anderen Fundorten, so Asine bei Nauplia, aus Tiryns, Mykene, Orchomenos, Pylos, von Kreta, Therasia und Ithaka. Dadurch dürfte das Ethnologische Museum in Berlin zu diesem Zeitpunkt auch die beste Studiensammlung für vergleichende Zwecke gehabt haben.

zurückgeblieben waren¹¹. Sie wurden bei der Zerstörung des Museums während eines anglo-amerikanischen Luftangriffs auf die Innenstadt Berlins verschüttet. Laut Kaufmann kamen die nach Kriegsende hier unternommenen „Ausgrabungen“ samt Bergung und Identifizierung einer „Wiederentdeckung“ Trojas, einer „17. Grabungskampagne,“ gleich. Dabei wurde eine ganze Reihe von Gegenständen aus der Sammlung trojanischer Altertümer wieder aufgefunden. Bei der Wiedereröffnung des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Untergeschoß des ehemaligen Völkerkundemuseums in der Stresemannstraße am 21. Mai 1955, zehn Jahre nach dem Kriegsende, waren auch Teile der Schliemann-Sammlung in einem Raum ausgestellt. Wie Deutschland und Berlin, so war auch die Schliemann-Sammlung geteilt. Ein Teil der Sammlung gehörte zu den Beständen des Museums für Ur- und Frühgeschichte (Staatliche Museen zu Berlin) auf der Museumsinsel, die erst 1958 aus der Sowjetunion nach Berlin kamen. Der andere Teil gehörte zu den Beständen des Museums für Vor- und Frühgeschichte (Staatliche Museum Preußischer Kulturbesitz) in Berlin (West). Seit dem 3. Oktober 1990 ist die Sammlung Trojanischer Altertümer wieder vereint, wenn auch beide Museen in Berlin bis zum 1. Januar 1992 als eigenständige Institutionen bestanden. Ausdruck dafür war die im Sommer 1991 in verschiedenen Städten zu sehende Sonderausstellung „Troja“, die trojanische Bestände sowohl des Museums für Ur- und Frühgeschichte als auch solche des Museums für Vor- und Frühgeschichte enthielt. Die bedeutendsten Teile der geretteten Bestände beider Museen sind heute im Original oder als Nachbildung in einem ständigen Schausaal des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Langhans-Bau des Schlosses Charlottenburg ausgestellt.

¹¹ Bereits 1934 ergriffen Museumsbeamte für den Fall eines Krieges Maßnahmen zum Schutz der Kunstschatze. Sie benannten drei Kategorien: 1. Unersetzliches; 2. Wertvollstes; 3. Übriges. Mehr als die Hälfte der Wichtigeren Kategorie, etwa 450 Kisten, wurden am 22. Februar 1945 mit dem Kahn „Deus tecum“ und am 13. März mit dem Kahn „Costel 1585“ nach Schönebeck gebracht, etwa 370 Kisten blieben im Stadtschloß zurück. Das in allen diesen Kisten befindliche Material, auch aus der Troja-Sammlung, überstand das Kriegsende unversehrt und wurde anschließend in die Sowjetunion gebracht, von wo es 1958 nach Berlin zurückkehrte.

Was das Material der ersten Kategorie betrifft, zu dem auch der Schatz des Priamos gehörte, so gibt *Goldmann* einen guten Überblick über den Stand unseres Wissens zum Zeitpunkt der Niederschrift. Seine intensiven Untersuchungen über viele Jahre hinweg ließen ihn zu dem folgenden Schluß kommen: „Es kann ausgeschlossen werden, daß der Schatz des Priamos in den Kriegswirren 1945 in Gänze vernichtet worden und endgültig verloren gegangen ist, und es gibt gute Gründe, um jeder Nachricht, möge sie anfangs auch noch so unwahrscheinlich klingen, nachzugehen.“ Und er meint auch, daß den Schatz aufzuspüren nicht nur wichtig ist „für das Museum für Vor- und Frühgeschichte zur Erfüllung der Forderung aus Heinrich Schliemanns Testament, wonach seine Sammlung ‚dem deutschen Volk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt‘ gehöre“, sondern der Schatz des Priamos steht auch „für alle Schätze, die in Ost und West während des Zweiten Weltkrieges verschwunden sind und endlich in ihren angestammten Standort zurückkehren müssen“.

Was den Schatz des Priamos betrifft, scheint sich die Lage nun grundsätzlich geändert zu haben, nämlich durch die neue Bekanntgabe in Rußland, daß er dort tatsächlich existiere, und zwar im Puschkkin-Museum in Moskau.

Daß sämtliche Gegenstände der ehemaligen Sammlung, das heißt soweit sie noch vorhanden sind, sich an einem Ort befinden sollten, wie Schliemann verlangte und wie es auch dann zustande kam, ist durchaus zu begrüßen. Daß das aber wohl leider nicht von heute auf morgen möglich sein wird, ergibt sich daraus, daß die ganze Angelegenheit bereits in die komplizierte Verkettung der Tagespolitik geraten zu sein scheint. Als vorläufig wichtigsten Schritt wurde vor allem von Professor Korfmann, dem gegenwärtigen Ausgräber von Troja, vorgeschlagen, die Objekte, die sich in Rußland befinden, einer technologischen Untersuchung zu unterziehen, wozu die russischen Wissenschaftler auch bereit zu sein scheinen.

Allein als solcher, aber auch der letzten Ereignisse wegen, ist der Beitrag dieses Buches zur Geschichte der Schliemann-Sammlung trojanischer Altertümer sehr zu begrüßen.

Canada K1N 6N5
Ottawa (Ontario)
30 Stewart Street

Edmund Bloedow
Department of Classical Studies
University of Ottawa